

JAKOB BARON UEXKÜLL



Niegeschaute  
Welten

DIE UMWELTEN MEINER FREUNDE

---

EIN ERINNERUNGSBUCH



S. FISCHER VERLAG / BERLIN

JAKOB V. UEXKÜLL

## Niegeschaute Welten

Die Umwelten meiner Freunde

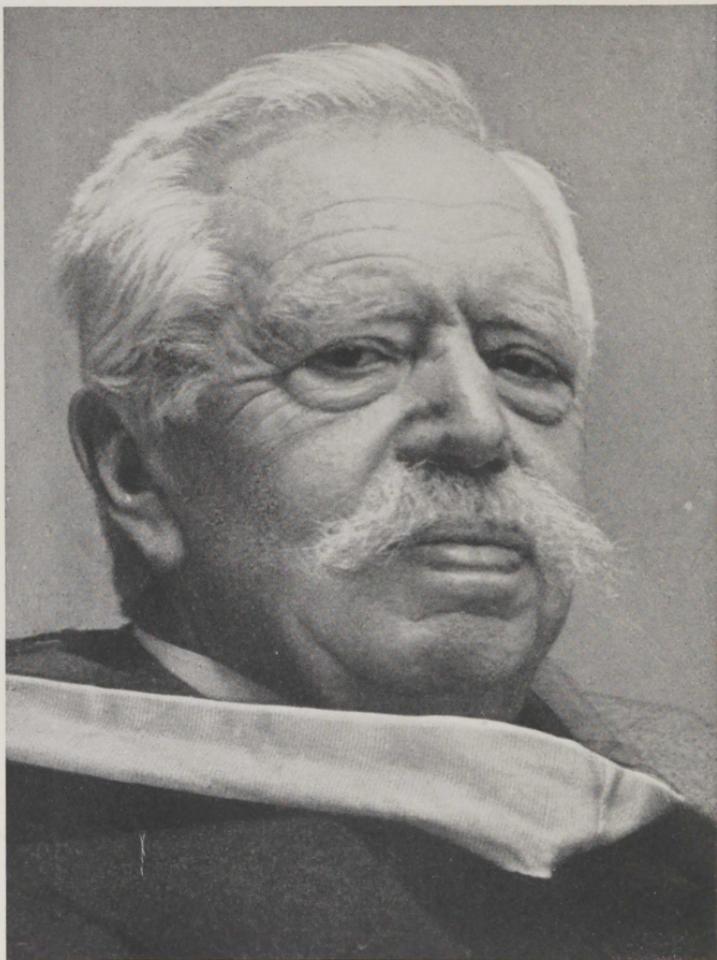
Ein Erinnerungsbuch

---

Dieses Buch des bekannten Biologen gehört zu den wertvollsten unter den Neuerscheinungen der letzten Zeit. Es ist ein Buch der Erinnerungen, der Rückblick eines klugen kultivierten Mannes auf sein Leben und seine Menschen; aber es ist zugleich sehr viel mehr. Uexküll vertritt bekanntlich die Lehre von den Umwelten, die dahin geht, daß jeder Mensch, jedes Lebewesen seine besondere Umwelt hat. Die Lehre von der wirklichen konventionellen Welt, in der alle Menschen wie auf einer gemeinsamen Bühne ihre Lebensrolle spielen, ist für ihn falsch. Er sieht die Welt aus vielen Zentren, während der gewöhnliche Sterbliche, an seine kleine Himmelskäséglocke gebunden, durch die leere Unendlichkeit des physikalisch-mathematischen Raums wandert, den er um seinen visuellen herum gedacht hat, und nur von außen zuweilen sanft oder hart an all die fremden und ver-

*Fortsetzung auf der Rückenklappe*





Jacob Aaron Cuddeback

---

# NIEGESCHAUTE WELTEN

DIE UMWELTEN  
MEINER FREUNDE

---

EIN ERINNERUNGSBUCH

VON

J. VON UEXKÜLL

S. FISCHER VERLAG · BERLIN

MITTELSTADT

Mit neunzehn Bildern

Sechste und siebente Auflage 1936

Copyright 1936 by S. Fischer Verlag A.-G., Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany

SEINEM JUGENDFREUNDE  
SEIT KINDERTAGEN  
PROF. DR. JOHANNES HALLER  
ZUM 70. GEBURTSTAG  
GEWIDMET

*Freundschaft erblüht nur dort,  
wo fremde Umwelt Heimat wird*

EINLEITUNG  
WAS HEISST UMWELT?

Ein anmutiges Kindermärchen berichtet von einem Manne, der eines Tages auf seinen eigenen Schatten aufmerksam wurde und ihn für ein lebendiges Wesen hielt. Anfangs schien es ihm wohl, daß der Schatten sein Diener sei und allen seinen Befehlen getreulich nachkam, indem er seine Bewegungen nachahmte. Aber allmählich kamen ihm Bedenken, ob der Schatten nicht zuerst die Bewegungen vormache und er es sei, der seinen Schatten nachahme. Er begann, auf seinen Schatten Rücksicht zu nehmen, und sorgte dafür, daß der Schatten nicht etwa auf scharfe Steine oder Glassplitter fiel, die ihn verletzen könnten. Er selbst nahm die unbequemsten Stellungen ein, wenn nur der Schatten gemächlich sitzen konnte. So wurde er schließlich zum getreuen Diener seines Schattens — ja, er sank zum Schatten seines Schattens herab.

Die Lehre aus dieser Geschichte ist leicht zu ziehen. Leider haben die meisten Naturforscher sie nicht beherzigt und haben in der von ihnen verkündeten Weltanschauung den Schatten zum Herrn der Wirklichkeit gemacht.

Wie kam es dazu?

Jeder Mensch, der in der freien Natur um sich schaut, befindet sich in der Mitte eines runden Eilandes, das von der blauen Himmelskuppel überdacht ist. Das ist die ihm zugewiesene anschauliche Welt, die alles für ihn Sichtbare enthält. Und dieses Sichtbare ist entsprechend der

Bedeutung, die es für sein Leben hat, angeordnet. Alles, was nah ist und unmittelbar auf den Menschen einwirken kann, steht in voller Größe da; das Ferne und daher Ungefährlichere ist klein. Die Bewegungen der fernen Dinge können ihm unsichtbar bleiben, während die Bewegungen der nahen Dinge ihn aufschrecken. Wenn wir im Schatten eines Baumes ruhen, so bleibt uns das Wandern seines Schattens, das durch das Vorüberziehen der fernen Sonne hervorgerufen wird, verborgen. Dagegen gibt sich jede Bewegung der Blätter des Baumes, die durch den Wind oder einen auffliegenden Vogel veranlaßt wird, deutlich im Schattenbilde kund.

Dinge, die sich dem Menschen unsichtbar nähern, weil sie durch andere Gegenstände verdeckt sind, verraten sich seinem Ohr durch Geräusche oder seiner Nase als Geruch und, wenn sie ganz nahe herangekommen sind, durch den Tastsinn.

Die Nähe ist durch einen immer dichter werdenden Schutzwall der Sinne ausgezeichnet. Tastsinn, Geruchssinn, Gehörsinn und Sehsinn umgeben den Menschen wie vier Hüllen eines nach außen hin immer dünner werdenden Gewandes.

Diese Sinnesinsel, die jeden Menschen wie ein Gewand umgibt, nennen wir seine Umwelt. Sie zerfällt in verschiedene Sinnessphären, die beim Herannahen eines Gegenstandes nacheinander in Erscheinung treten. Alle in weiter Ferne gelegenen Gegenstände sind für den Menschen nur Sehdinge, nähern sie sich, so werden sie auch Hördinge, dann Riechdinge und schließlich noch Tastdinge. Die mit allen Sinneseigenschaften versehenen Dinge

kann der Mensch noch zum Munde führen und auch noch zu Geschmacksdingen machen.

Die mit allen erdenklichen Sinneseigenschaften ausgestatteten Gegenstände bleiben ihrem Wesen nach immer Erzeugnisse des menschlichen Subjekts und sind keine Dinge an sich selbst, die ohne Subjekt für sich allein bestehen könnten. Erst wenn sie alle Sinneshüllen, die das Eiland zu verleihen hat, sich übergeworfen haben, stehen die Objekte dieser Welt in ihrer vollen Gegenständlichkeit vor uns.

Was sie vorher sind, solange sie noch völlig hüllenlos dastehen, das werden wir nie ergründen. In diesem Zustande haben sie für den Biologen nur dann Interesse, wenn sie als Reizquellen auftreten und durch ihre Wirkungen auf die Sinnesorgane diese zur Erzeugung von Eigenschaften veranlassen. Denn die Aufgabe der Sinnesorgane besteht immer darin, Reize in Eigenschaften zu verwandeln.

Jedem Sinnesorgan ist, wie wir sahen, eine Sinnessphäre der Umwelt zugeordnet. Die Sinnessphäre des Auges ist die umfassendste, denn sie reicht vom Körper des Menschen bis zum Horizont. Viel kleiner ist die Tastsphäre, denn sie reicht nicht weiter als die tastende Hand.

Da die Sinnessphären der einzelnen Menschen sich in allen Grundzügen gleichen, gleichen sich auch die Gegenstände in ihren verschiedenen Umwelten.

Daraus hat man den voreiligen Schluß gezogen, die Gegenstände seien für sich allein bestehende Wirklichkeiten, die auch unabhängig von den Subjekten ihr eigenes Dasein führten. Es wird kaum einen gebildeten Menschen geben, der nicht bereit ist, darauf zu schwören, daß die gleiche

Sonne, der gleiche Mond und die gleichen Sterne auf alle Lebewesen herabscheinen — anstatt vorsichtigerweise zu urteilen, daß die Gestirne in gleicher Weise nur in den Umwelten unserer Mitmenschen auftreten. Auch diese Behauptung ist nicht korrekt, denn wenn kleine Kinder nach dem Monde greifen, so ist das ein Beweis dafür, daß ihr Mond, der an ihrem Kinderhorizont in einer Entfernung von kaum acht Metern steht, nicht derselbe ist wie der unsrige. Der Horizont, der für uns Erwachsene in einer Entfernung von ungefähr sechs Kilometern die sichtbare Welt abschließt, ist erst durch vielfältige Erfahrungen allmählich so weit hinausgeschoben worden. Wir haben es nach und nach gelernt, bekannte Gegenstände nicht mehr klein, sondern fern zu sehen. Helmholtz berichtet, daß er als kleiner Junge mit seiner Mutter vor der Garnisonkirche in Potsdam stand und sie gebeten habe, die kleinen Püppchen herabzuholen, die sich auf dem Dach der Kirche als Dachdecker betätigten.

Bei den Tieren, deren Umwelten von einem kleinen Horizont umschlossen sind, ändern sich die Himmelslichter von Grund aus. Wenn die Mücken in der Abendsonne tanzen, so gibt es für sie nicht unsere große Menschen-sonne, die in einer Entfernung von sechs Kilometern zur Rüste geht, sondern es sind ihre kleinen Mückensonnen, die einen halben Meter von ihnen entfernt untergehen. Mond und Sterne gibt es am Mückenhimmel nicht.

Wer sich nur ein wenig mit den Umwelten der Tiere beschäftigt hat, wird nie auf den Gedanken kommen, den Gegenständen eine Eigengesetzlichkeit zuzuschreiben, die sie unabhängig von den Subjekten macht. Denn hier ist die

Wandelbarkeit der Objekte das oberste Gesetz. Ein jeder Gegenstand ändert sich von Grund aus, wenn er in eine andere Umwelt versetzt wird. Ein Blütenstengel, der in unserer Umwelt der Träger einer Blume ist, wird in der Umwelt der Schaumzikade zu einer mit Flüssigkeit gefüllten Röhre, aus der die Zikade die Flüssigkeit, die sie zur Erbauung ihres aus Schaumbläschen bestehenden Hauses benötigt, herauspumpt.

Der gleiche Blütenstengel wird für die Ameise zu einem aufstrebenden Steg, der ihr Heimatnest mit ihrem Jagdgebiet in der Blume verbindet. Für die weidende Kuh wird der Blütenstengel zu einem kleinen Teil ihrer wohl-schmeckenden Nahrung, die sie kauend in ihr breites Maul schiebt.

Die Lehren der Positivisten, die sich auf die Eigen-gesetzlichkeit der Objekte gründen und mit Vorliebe von den Sinnestäuschungen der Subjekte handeln (um nicht die Wandelbarkeit der Objekte zuzugeben), erhalten durch zwei für die menschlichen Umwelten charakteristischen Eigentümlichkeiten eine scheinbare Unterstützung: das sind die Erweiterung des Raumes und die Verlegung des Welt-mittelpunktes, die eng miteinander zusammenhängen.

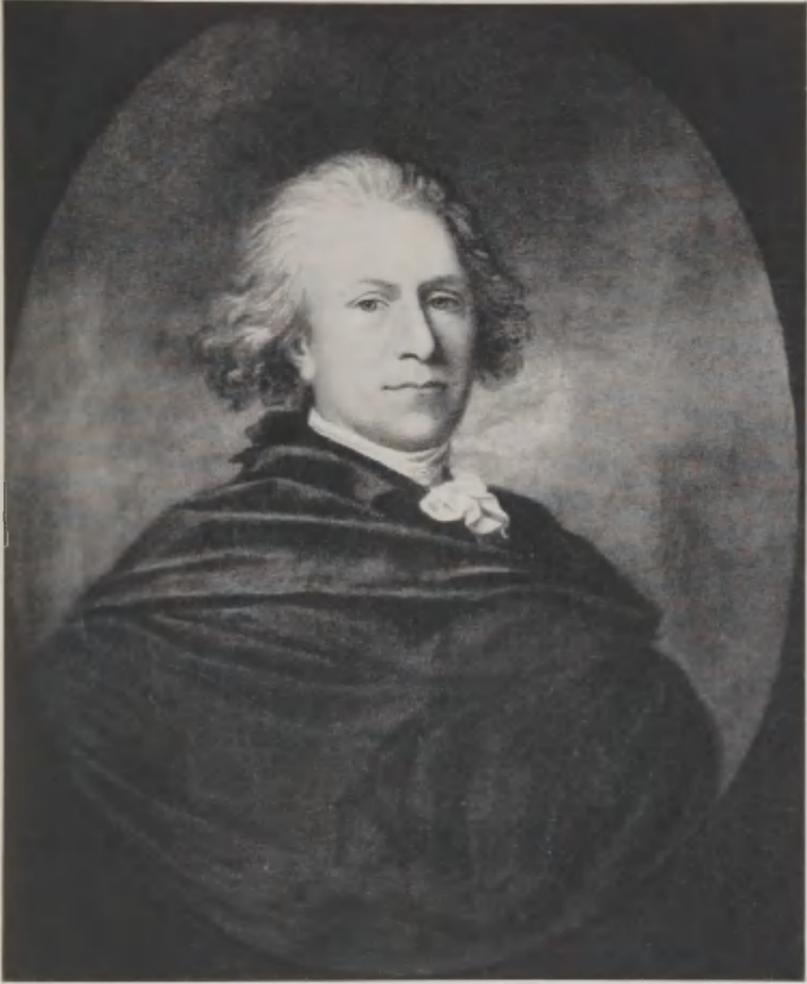
Kein Tier wird je in Gedanken den Umweltraum seiner Sinne verlassen, dessen Mittelpunkt es bildet. Es mag noch so weit wandern, stets wird es vom Umweltraum, der von seinen Sinnessphären erfüllt ist, umgeben bleiben, mögen die Gegenstände noch so häufig wechseln. Der Mensch aber zeigt, wenn er weitere Wanderungen unternimmt, die Neigung, den Raum, in dem er sich befindet, von seinen Sinnessphären loszulösen und ihn entsprechend den von

ihm durchmessenen Wegen nach allen Seiten zu erweitern. Das Himmelsgewölbe muß sich zugleich immer mehr ausdehnen und wird in Gedanken immer höher aufgebaut. Der Mittelpunkt, über den die Himmelsglocke gestülpt ist, bildet dann nicht mehr der umherwandernde Mensch, sondern sein Heimatort. Nicht mehr bewegt sich der Mensch gemeinsam mit dem ihm getreulich folgenden Raum, wie es der Augenschein lehrt, sondern der Mensch bewegt sich in einem ruhenden Raum, der sich völlig von ihm freigemacht hat und seinen eigenen Mittelpunkt besitzt. Der Raum ist dann autonom geworden wie die Gegenstände in ihm.

Im Lauf der Jahrhunderte hat der Mittelpunkt des immer weiter anschwellenden Raumes seinen Platz mehrfach gewechselt. Auf den geozentrischen Raum, in dem die Erde den Mittelpunkt bildete, folgte nach heißen Kämpfen der heliozentrische Raum mit der Sonne als Mittelpunkt, der bis in unsere Tage hinein gedauert hat.

Bereits Kant hatte die selbstherrliche Stellung des Raumes erschüttert, indem er ihn als eine menschliche Anschauungsform entlarvte. Von da ab war es nur ein Schritt, um den Umweltraum des einzelnen Menschen wieder in seine Rechte einzusetzen.

Warum dieser Schritt bis heute nicht erfolgt ist, liegt an den unzweifelhaften Vorteilen, die die Vorstellung eines objektiven, alle Lebewesen umfassenden Raumes dem bürgerlichen Leben gebracht hat. Der konventionelle Raum, in dem sich alle Beziehungen von uns zu unseren Mitmenschen abspielen, hat alle einzelnen Umwelträume auf den gleichen Nenner gebracht und ist dem Kultur-



Berend Johann von Uexküll  
Ritterschaftshauptmann und Gouverneur von Estland, der als  
erster in Estland die Leibeigenschaft aufhob

menschen unentbehrlich geworden. Wir können ohne ihn nicht die einfachste Landkarte entwerfen, denn es ist unmöglich, alle subjektiven Standpunkte in einem gemeinsamen Bilde zu vereinigen.

Um eine Karte zu entwerfen, muß man die sinnlichen Anschauungen ausschalten und sie durch Symbole ersetzen, die sich einer gedanklichen Konstruktion einfügen lassen. Eine Karte ist kein Bild, das angeschaut wird, sondern eine Zusammenstellung symbolischer Zeichen, die man erlernen muß, um die Karte lesen zu können.

Pastor Busch in Estland hatte sich eine neue Karte der Ostseeprovinzen kommen lassen und zeigte sie einer Anzahl von Bauern. Die Bauern betrachteten sie lange und sagten dann mit ernstem Kopfnicken: „Sehr ähnlich.“ — „Wem ähnlich?“ fragte der Pastor erstaunt. — „Nun, dem Herrn Pastor“, erwiderten die Bauern.

Eine Landkarte, die nie etwas anderes ist als eine abgekürzte Beschreibung in einer konventionellen Zeichensprache, kann nie ähnlich, sondern höchstens richtig sein.

Die Bauern, die die Zeichensprache nicht kannten und daher die Karte nicht lesen konnten, mußten sie für ein Bild halten, das natürlich den Pastor selbst vorstellen sollte. Aus Höflichkeit bestätigten sie daher die Ähnlichkeit des Bildes, von der nach ihrer Meinung der Pastor überzeugt war.

Wie die Karte, ist auch die gesamte konventionelle Welt eine gedankliche Konstruktion, deren vereinfachtes Abbild sie darstellt.

Es ist nichts als eine Denkbequemlichkeit, von der Existenz einer einzigen objektiven Welt auszugehen, die

man möglichst seiner eigenen Umwelt angleicht und die man nach allen Seiten räumlich und zeitlich erweitert hat. Die individuellen Abweichungen vom konventionellen Weltbilde, die man bei seinen Mitmenschen feststellt, werden aus ihren Denkfehlern und Sinnestäuschungen erklärt. Dabei bildet nur allzu leicht die eigene Persönlichkeit das Maß aller Menschen und Dinge.

Die positivistische Lehre von der einen alles umfassenden objektiven Welt gipfelt in der sogenannten Milieutheorie, die den einzelnen Menschen für ein Produkt seiner näheren Umgebung erklärt.

Damit hat man endgültig den Schatten zum Herrn der Wirklichkeit gemacht. Denn die objektive Welt ist nichts als ein sehr durchsichtiges Schattenbild aller menschlichen Umwelten und besitzt nicht die mindeste eigene Realität.

Selbstverständlich war auch ich im Glauben an die Alleinherrschaft der objektiven Welt aufgewachsen, als zwei Erlebnisse in Neapel diesen Glauben von Grund aus erschütterten.

Die Schilderung des Golfes von Neapel, die der zuverlässige Baedeker dem Reisenden mit auf den Weg gibt, kann wohl als treue Wiedergabe des Bildes gelten, das die Konvention zahlloser Reisenden seit vielen Jahren geschaffen hat. Wie die meisten Reisenden, zweifelte auch ich nicht daran, daß die objektive Wirklichkeit hier ihren angemessenen Ausdruck gefunden habe. Aber der Ausflug, den ich eines Abends in einer Carrozzella zweifelhafter Güte unternahm, sollte mich eines Besseren belehren. Von dem Besuch der Phlegräischen Felder zurückkehrend, hatte die Carrozzella, deren Bock ein zerlumpter Cocchiere zierte, die

Höhe des Posilipo erreicht. Der Golf lag bei Sonnenuntergang in seiner ganzen Größe und Schönheit in tausend Farben spielend vor uns. Für mich, den Fremden, ein erlesener Genuß, aber für den Neapolitaner, wie ich dachte, die alltäglichste Sache von der Welt.

Da erhob sich mein Cocchiere, zeigte mit seiner Peitsche weit ausholend über den Umkreis all dieser Herrlichkeit und rief begeistert: „Come e bello, come e bello!“ Er stand da wie ein Märchenkönig, der aus dem unermeßlichen Schatz seiner Reichtümer mir diesen Abend schenken wollte.

Tag für Tag hatte er die Herrlichkeit seiner Umwelt neu in sich aufgenommen und Schätze auf Schätze gehäuft, die er mit großartiger Geste dem Fremden darbot.

Wie schal und ärmlich erschienen mir jetzt die Worte der Anerkennung, die der Baedeker der unvergleichlichen Schönheit des Golfes gewidmet hatte. Waren sie doch nur der Abklatsch jener nüchternen Umwelten, die das Wunder des Golfes gar nicht in sich aufzunehmen vermögen.

Als ich ins Hotel kam, traf ich den mir befreundeten Wirt, der mir klagte, da sei ein märchenhaft reicher Amerikaner eingetroffen, der ihm rechte Sorgen verursache. Der Amerikaner hatte ihm erklärt, er sei jetzt reich genug und wolle den Rest seines Lebens wirklich genießen. Man habe ihm gesagt, Neapel sei die schönste Stadt der Welt, und deswegen sei er hergereist. Also her mit der Schönheit!

Die erste Ausfahrt den Posilipo entlang war aber eine arge Enttäuschung. „Berge, Bäume und Wasser kenne ich schon“, erklärte der Amerikaner voller Verachtung. „Das ist doch nichts besonders Schönes.“ — „Fahren Sie nach

Pompeji“, riet man ihm. Entrüstet kehrte er zurück: „Häuser kenne ich doch zur Genüge, und diese waren noch dazu zerbrochen.“

In seiner tiefen Enttäuschung, daß es nichts Schönes auf der Welt gäbe, suchte der Amerikaner Trost in einem selbsterfundenen Getränk, das halb aus Schnaps, halb aus Champagner bestand. Nach ein paar Wochen mußte man ihn, am Delirium tremens leidend, nach Hause schaffen.

Die Erlebnisse beider Menschen, des zerlumpten Kutschers und des Börsenmagnaten, spielten sich am gleichen Objekt ab, das im Baedeker seinen allgemein gültigen Ausdruck gefunden hat. Aber kann man im Ernst behaupten, daß es das gleiche Objekt war? Wurde doch der Golf von Neapel in der Umwelt des armen Kutschers zu einem von Schönheit überquellenden Wunderland und in der Umwelt des Geldfürsten zu einer langweiligen Öde, in der das Leben unerträglich war.

Die Tatsache, daß es Menschen gibt, die in völlig verschiedenen Umwelten leben, kam mir damals lebhaft zum Bewußtsein. Nachdem mich ein jahrzehntelanges Studium darüber belehrt hatte, daß es keine allen Tieren gemeinsame objektive Welt gibt, sondern daß jedes Tier in seiner ihm allein zugehörigen Umwelt lebt, konnte ich mich der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß die Lehre von der konventionellen Welt, in der alle Menschen wie auf einer gemeinsamen Bühne ihre Lebensrolle spielen, falsch ist. Auch für jeden Menschen müssen wir seine Spezialbühne aufsuchen, um seine Handlungen zu verstehen.

Dadurch gewann ich nachträglich ein tieferes Verständnis für meine Freunde. Ich mußte den konventionellen

Hintergrund, von dem sich ihre Persönlichkeiten abgehoben hatten, entfernen und sie mit den Kulissen ihrer eigenen Spezialbühne umgeben, wenn ich ihnen und ihren Handlungen gerecht werden wollte. Ich gewann dadurch einen Einblick in eine Fülle niegeschauter Welten, die meine eigene Umwelt glücklich bereicherten.

Wenn ich es wage, einige dieser Umwelten hier zu schildern, so weiß ich wohl, daß ich meine Aufgabe nur sehr unvollkommen lösen werde. Denn sie verlangt den geschulten Blick, den nur langjährige Beobachtung verleihen kann, und die Beobachtung war bei mir weit mehr auf Tiere denn auf Menschen gerichtet. Ferner verlangt die Aufgabe die bildmäßige Zusammenfassung der Einzelbeobachtungen, wie sie nur wirklichen Dichtern eigen ist. Nach beiden Richtungen hin werde ich versagen. Wenn ich trotzdem das Wagnis unternehme, so geschieht es, weil hier ein grundsätzlich neuer Weg gebahnt wird, der, so hoffe ich, zur Nachahmung Anlaß geben wird.

**ERSTES KAPITEL**  
**DIE EIGENE UMWELT**



Baron Alexander von Uexküll  
Stadthaupt von Reval, der Vater des Verfassers

Umweltlehre ist eine Art nach außen verlegter Seelenkunde, die vom Standpunkt des Beobachters aus betrieben wird. Sie ist keine Analyse des Ich. Dies gilt auch für den Fall, daß der Autor seine eigene Umwelt zur Darstellung bringen will. Dementsprechend wird er sich damit begnügen, einige charakteristische Erlebnisse zu erzählen, die dem Leser als Leitfaden dienen können, um die Umwelt des Autors zu erkunden.

Drei Erlebnisse sind es, die in meinem Fall diese Aufgabe am besten erfüllen. Das erste steht mir als isoliertes Bild vor Augen, innerhalb eines leeren Zeitraumes, dessen sonstiger Inhalt gänzlich meinem Gedächtnis entschwunden ist.

Ich war ein dreijähriger Knabe und saß auf dem Schoß meines alten Großonkels Boris vor dessen Schreibtisch, der, von einer Lampe beschienen, sich grell vom Dunkel des übrigen Zimmers abhob. In dem Schein der Lampe tauchte hin und wieder das mit Runzeln bedeckte Gesicht eines alten Mannes auf. Aber nicht dieses Gesicht war das Bemerkenswerte, sondern ein gekrümmtes Eisen, das imstande war, ein anderes Eisenstück an sich heranzuziehen, ohne daß sie beide mit einem Faden verbunden waren.

Damals, gewann ich die Grundüberzeugung meines Lebens, daß es Wunder in der Natur gibt. Diese Überzeugung hat mich auch heute nicht verlassen. Auch heute

noch ist der Magnet für mich ein Wunder. Daran haben alle Lehren vom unsichtbaren magnetischen Felde nichts geändert. Die Vorstellung dessen, was ein magnetisches Feld in Wirklichkeit sei, hat zudem so oft gewechselt, daß sie gegenüber der wunderbaren Tatsache, daß das magnetische Eisen ein anderes Eisen anzieht, ganz wesenlos erscheint. Die Natur ist voller Wunder, die wir mit Hilfe von sogenannten Naturgesetzen wie mit Schmetterlingsnetzen vergeblich einzufangen suchen. Und doch können wir die Jagd auf immer neue Wunder nicht aufgeben. Diese unkonventionelle Einstellung gibt einen deutlichen Fingerzeig zum Verständnis meiner Umwelt.

Das zweite Erlebnis hatte ich im Alter von fünf bis sechs Jahren. Auf dem Lande aufgewachsen, empfanden wir Kinder einen Besuch in der Stadt stets als ein aufregendes Ereignis. Da wir aber immer nur in Begleitung von Erwachsenen die Straßen der Stadt durchwandern durften, kamen wir selten dazu, die wunderbaren Dinge, die in den Schaufenstern lagen, mit Muße zu betrachten.

Eines Tages gingen meine um zwei Jahre jüngere Schwester und ich in Begleitung unserer Gouvernante Fräulein Christof durch die Straßen von Reval. Fräulein Christof mußte in einem Hinterhof eine Schneiderin aufsuchen und legte uns ans Herz, sie im Hof zu erwarten und uns nicht auf die Straße zu wagen. Der Hof war klein, schmutzig und uninteressant — und das Warten machte uns keinen Spaß. Da sah ich in der hintersten Ecke des Hofes eine riesige tote Ratte liegen. Ich ergriff sie am Schwanz und legte sie auf die Türschwelle, die unsere Gouvernante überschreiten mußte,

„So“, sagte ich meiner Schwester, „darüber kommt sie nicht hinweg. Jetzt können wir uns die Stadt ansehen.“

Hand in Hand zogen wir ab und genossen in aller Ruhe den Anblick aller Herrlichkeiten in den Schaufenstern, über deren Zweck wir tiefsinnige Betrachtungen anstellten. Nach geraumer Zeit kehrten wir in den Hof zurück, und da bot sich uns das Bild, das ich erwartet hatte. Fräulein Christof stand an der Türschwelle mit gesträubten Haaren und verzweifelten Gebärden, völlig außerstande, über die tote Ratte hinwegzuschreiten. Heldenmutig griff ich die Ratte am Schwanz und legte sie wieder an ihren alten Platz. Fräulein Christof, selig über ihre Befreiung, überschüttete mich mit unverdienten Lobsprüchen.

Dies Erlebnis wirft zwar kein besonders günstiges Licht auf meinen Charakter, aber es beweist, daß ich bereits als Knabe die Fähigkeit besaß, fremde Umwelten zu beurteilen.

In diesem Alter war ich eine Art von Wunderkind im Schachspiel. Die gewiegtsten Schachspieler brauchten oft Stunden, um mich zu schlagen. Meine sehr verständigen Eltern fanden, daß mich das unnütz aufrege, und verboten mir das Schachspiel. Im späteren Leben habe ich diesem Spiel niemals ein größeres Interesse abgewinnen können.

Das dritte Erlebnis hatte ich als Student auf der Jagd. Der Förster meines Onkels begleitete mich. Wir jagten Birkwild, da sah ich in einer Lichtung eine alte Birkhenne mit ihren bereits ausgewachsenen Jungen umherlaufen und pickend ihre Nahrung suchen. Anstatt zu schießen, sicherte ich meine Flinte und beobachtete dies entzückende Naturspiel.

Der Förster war sehr aufgebracht: „Sie werden nie ein Jäger werden“, sagte er. — „Nein“, erwiderte ich, „aber ein Naturforscher.“

Diese drei Erlebnisse werden genügen, um die Grundzüge meiner Umwelt, soweit sie aus angeborenen Anlagen abzuleiten sind, deutlich zu machen. Die Ausgestaltung meiner Umwelt, die sie äußeren Einflüssen verdankt, muß ausführlicher dargelegt werden.

Ich bin nicht in einem unphilosophischen, sondern in einem antiphilosophischen Hause aufgewachsen. Und das kam so: Mein Großonkel Boris, der mich in die Geheimnisse des Magneteten einweihte, war der ältere Bruder meines Großvaters Jakob, der seinen Namen zu Ehren seines Großvaters mütterlicherseits, des berühmten russischen Staatsmannes unter der Kaiserin Katharina II., des Grafen Jakob Johann von Sievers, erhalten hatte, dessen organisatorische Fähigkeiten mit dem Namen auf ihn übergegangen waren.

Boris und Jakob waren von Grund aus verschieden geartet. Boris hat ein höchst abenteuerliches Leben geführt. Nachdem er die Kriege gegen Napoleon als russischer Offizier mitgemacht hatte, begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen. Bald studierte er in Heidelberg, bald in Wien, dann reiste er in Italien und Griechenland, um dann in Konstantinopel aufzutauchen.

Er trat dem Freimaurerorden bei und wurde bald Meister vom Stuhl. Als solcher hatte er die Dreistigkeit, sich in das römische Jesuitenkollegium aufnehmen zu lassen. Dort wurde ihm der Boden bald zu warm, und er entfloh nach Ancona. Es gelang ihm, auf ein Schiff zu entkommen,

das nach Griechenland segelte. Auf dem Schiff entdeckte er aber einen Mann, der ihm verdächtig vorkam. Er lud ihn in seine Kabine ein, legte einen Geldbeutel und eine Pistole vor ihn auf den Tisch und bat ihn, zu wählen. Der Fremde wählte das Geld, stieg im nächsten Hafen aus und gab die Verfolgung auf.

Boris' Leben war voller romantischer Abenteuer, und da er eine große musikalische Begabung hatte, gelang es ihm, zahlreiche Frauenherzen zu betören. Dieser Don Juan ist zwölfmal verlobt gewesen, bis die dreizehnte Braut ihn zur Heirat zwang und diesem Treiben ein Ende machte. Meine Großtante Klara, die Tochter eines protestantischen Bischofs, war dank ihrem energischen Charakter die geeignete Persönlichkeit, den leichtfertigen Lebenswandel ihres Gatten in gesittete Bahnen zu leiten. Sie war sehr fromm und besaß ein imponierendes Auftreten. In den Hotels verteilte sie statt Trinkgelder fromme Traktätchen. Und merkwürdigerweise fühlten sich die geldlüsternsten Kellner dadurch geschmeichelt, obgleich die Traktätchen keinerlei Geldeswert hatten.

Die Ehe war eine durchaus glückliche, obwohl es mit der Frömmigkeit des Ehemannes nicht zum besten stand. Er machte wohl gehorsam die täglichen Andachtsstunden seiner Gemahlin mit. Aber während sie aus der Bibel vorlas, schnitt er hinter ihrem Rücken so entsetzliche Grimassen, daß die anwesenden jungen Nichten das Grauen ankam.

Hin und wieder spielten die Ereignisse seines früheren Lebens noch in die Ehe mit hinein. Bei einem Besuch der St. Peterskirche in Rom hatte sich das Ehepaar auf eine Bank niedergelassen, auf der eine tiefverschleierte, ganz in

Schwarz gekleidete Dame Platz genommen hatte. Die Fremde, die in tiefe Andacht versunken war, sah flüchtig auf und fiel mit einem Aufschrei ohnmächtig zu Boden.

Meine Tante nahm sich ihrer an und half die Ohnmächtige in eine Sakristei tragen, wo sie sich allmählich erholte. Auf die Frage, was die Ursache ihres plötzlichen Schreckens gewesen sei, erwiderte noch zitternd die Fremde: „Neben Ihnen saß ein Gespenst.“ – „Keineswegs“, sagte meine Tante, „es war mein Mann.“

„Was, er lebt wirklich? Oh, wie bin ich glücklich, daß ich nun doch keinen Mord auf mein Gewissen geladen habe.“ Und nun erzählte die Fremde, sie sei eine Griechin aus Konstantinopel und habe in ihrer Jugend Boris Uexküll kennengelernt und sich mit ihm verlobt. Bald habe sie aber bemerkt, daß er ihrer jüngeren Schwester nachstelle. Da habe sie, rasend vor Eifersucht, ihm bei einem Frühstück eine vergiftete Speise vorgesetzt und sei dann abgereist. Später habe sie erfahren, er sei schwer krank in ein Hospital gebracht worden und dort gestorben.

In der Tat hatte mein Onkel dort auf dem Tode gelegen. Als er sich wieder erholte, hatte er, um weiteren Nachstellungen zu entgehen, die Nachricht von seinem Tode verbreiten lassen.

Dieser weit herumgeworfene Abenteurer war zugleich erfüllt von geistigen Interessen. Er erkannte früher als die anderen die Bedeutung des jungen Hegel und wurde sein erster Schüler, auch blieb er sein Lebenlang ein eifriger Verfechter der Lehren seines großen Meisters. Seiner abenteuerlichen Umwelt verlieh er durch den Hegelschen Gedankenflug einen höheren Schwung und suchte durch

die Verknüpfung mit den höchsten Problemen seinem Lebenswandel eine Rechtfertigung zu geben, die aber sein Bruder Jakob durchaus nicht anerkennen wollte. Dieser sah in der philosophischen Verbrämung, die sein Bruder seinen Handlungen zu geben beliebte, die wahre Ursache für dessen leichtfertigen Lebenswandel, den er von Grund aus verabscheute.

Die Philosophie lag diesem redlichen, auf praktische Pflichterfüllung eingestellten Manne überhaupt nicht. Er sah in ihr nur eine Begriffsspielerei, mit der man sein Gewissen beruhigen und alles rechtfertigen konnte.

Er selbst nutzte seine organisatorischen Talente, um seinen ausgedehnten Besitz musterhaft zu bewirtschaften, zudem verwaltete er die riesigen Ländereien der Großfürstin Helene — ohne je eine Vergütung anzunehmen, aber unter der Bedingung, daß ihm völlig freie Hand gelassen werde. Die Großfürstin ist dabei nicht schlecht gefahren.

Mein Großvater war es gewohnt, seine selbstgesteckten Ziele auch wirklich zu erreichen. Er hatte um die Hand der Erbin von Werder, Caroline von Rosen, bei deren Eltern angehalten, die seinen Antrag annahmen. Alles war ins reine gebracht. Der Form wegen bat er auch das junge siebzehnjährige Mädchen um ihr Jawort und erhielt ein Nein. Das kümmerte ihn nicht im mindesten. Er nahm sie bei der Hand und erbat den Segen der Eltern. Und sie war viel zu schüchtern, um sich zu widersetzen.

Er war ein leidenschaftlicher Jäger und ein nie fehlender Schütze, denn er schoß nie, wenn er seines Schusses nicht ganz sicher war.

Unter dem Einfluß dieser besonnenen und starken Persönlichkeit ist mein Vater, Alexander von Uexküll, aufgewachsen und hatte von ihm die Abneigung gegen die Philosophie übernommen. Ich habe aber nicht gemerkt, daß seine Urteilsfähigkeit darunter gelitten hätte. Im Gegenteil hatte er sich eine gesunde und originelle Denkweise ausgebildet.

Vor allem waren ihm alle nationalökonomischen Theorien verhaßt, die er als verwerfliche Begriffsspielereien verachtete, weil sie die wahren Probleme verdunkelten.

Ich entsinne mich eines interessanten Disputes, den er mit einem begeisterten jungen Nationalökonom hatte. Der junge Mann vertrat die Ansicht, man müsse den Zwischenhandel ausschalten. Ihm erwiderte mein Vater: „Was heißt Zwischenhandel? Es gibt nur Zwischenhändler, das heißt kleine menschliche Existenzen, die auch ein Recht auf Leben haben.“ – „Wo gehobelt wird, fallen Späne“, sagte mit überlegener Miene der Nationalökonom. – „Ein Staat, in dem die Mitbürger als Hobelspäne gewertet werden, ist selbst nur noch totes Holz“, war die eindrucksvolle Antwort meines Vaters.

„Aber Sie werden doch zugeben“, ereiferte sich der Nationalökonom, „daß es die Aufgabe des Staates ist, selbst auf Kosten einer Minderheit die große Mehrheit seiner Bürger glücklich zu machen.“

„Der Staat ist kein Lotteriespiel“, war die Antwort, „mit möglichst wenig Nieten, sondern ein Zusammenhang lebender Menschen, die alle das gleiche Recht – nicht auf Glück, denn Glück ist Privatsache – aber auf eine Existenzmöglichkeit haben. Daß das Wohl des Einzelnen



Heimar  
Das Elternhaus

vom Wohl des Ganzen abhängt, ist eine Binsenwahrheit. Aber daß das Wohl des Ganzen vom Wohl des Einzelnen abhängt — das vergessen die Nationalökonomien.“

Es wird niemand wundernehmen, daß auch in anderer Hinsicht das Urteil dieses unphilosophischen Mannes mit völliger Zielsicherheit auf den Kern des Problem es zustieß. Als wir darüber debattierten, welche Eigenschaften den wahren Edelmann ausmachten, sagte mein Vater kurz: „Eine anständige Gesinnung ist der wahre Adelsbrief.“

Von uns über seine religiösen Ansichten befragt, sagte er: „Der Verstand kann ohne Religion auskommen — das Gemüt aber nicht.“ Das alte Testament lehnte er ab: das ginge uns nichts an. Das neue Testament unterschrieb er bis auf die Forderung, man solle die rechte Backe halten, wenn man auf die linke geschlagen sei. „Dies paßt nicht für uns. Schlägt dich einer auf die Backe, so schlage wieder. Denn wir sollen zwar selbst kein Unrecht tun, aber auch kein Unrecht dulden.“

Er war durchaus kein passionierter Landwirt und hat es immer bedauert, daß er seine geologischen Studien, die ihn nach Erlangung des Magistergrades in Dorpat bis nach Sibirien geführt hatten, nicht fortführen konnte, sondern ein Gut übernehmen mußte. Doch hatte er auch in diesem Beruf seine festen Richtlinien. „Die Autorität eines Landwirtes über seine Angestellten beruht nicht auf der Quantität, sondern auf der Qualität seiner Leistung. Ich brauche nicht ein ganzes Feld umpflügen zu können. Aber die erste Furche muß ich besser ziehen können als jeder Knecht.“

Er besaß die merkwürdige Fähigkeit, sich nur scheinbar ärgern zu können. Eines Tages saß ich mit meiner Mutter

im Schatten der Bäume vor dem schönen Herrenhause von Heimar, als wir meinen Vater aus der Haustüre treten sahen, der einen nachlässigen Beamten mit zornbebender Stimme heruntermachte, bis dieser ganz zerknirscht abzog. „Warum ärgert sich Papa so schrecklich?“ fragte ich. – „Er ärgert sich gar nicht“, erwiderte meine Mutter. Und wirklich trat mein Vater ganz ruhig an uns heran und sagte irgend etwas Gleichgültiges über das Wetter. Auf eine erstaunte Bemerkung von mir sagte er: „Diese Leute haben nur vor einem zornigen Herrn Respekt. Deswegen braucht man aber nicht wirklich zornig zu werden.“

Seine Mußestunden verbrachte er mit Lesen. Da Romane ihn langweilten und philosophische Werke ihm verhaßt waren, vertiefte er sich in die naturwissenschaftliche Literatur im weitesten Sinne und in geschichtliche Werke. Beim Lesen war er so ganz bei der Sache, daß kein Lärm ihn aufschreckte. Sein Wissen war, wie es uns schien, unbegrenzt. Worüber man ihn auch fragen mochte, stets wußte er gründlich Bescheid.

Seine großen Fähigkeiten kamen erst voll zur Entfaltung, als er zum Stadthaupt (Oberbürgermeister) von Reval gewählt wurde. Als solcher hat er die Wasserversorgung der Stadt und die Erweiterung des Hafens durchgeführt.

Ich bin nie einer Umwelt begegnet, die so ungekünstelt gewesen wäre wie die meines Vaters; großzügig und sicher, reich und doch einfach, diente sie uns Kindern stets zum Vorbild, weil in ihr nach rechtem Maß gemessen und nach rechtem Gewicht gewogen wurde.

Wenn mein Vater einen Stuhl hatte, auf dem er bequem saß, und einen Tisch, an dem er schreiben konnte, so war er zufrieden. Andere Ansprüche stellte er nicht an das Mobiliar. Ganz anders empfand meine Mutter. Der Gedanke, unter gemieteten Möbeln leben zu müssen, war ihr gräßlich. Eigene Möbel, nach eigenem Geschmack geordnet, gaben ihr erst das Gefühl des eigenen Heimes.

Wenn im Frühjahr die Singvögel in den Büschen ihr Lied herausschmettern, so sagen sie damit – menschlich gesprochen – nichts anderes als: „Hier ist mein Heim!“ Alle Tiere, die sich ein eigenes Heim bauen, in dem sie ihre Jungen großziehen, kennzeichnen ihr Heim gegenüber ihren Artgenossen auf irgendeine Weise, sei es durch Gesichtsbild, Gehörs- oder Geruchsmerkmale, und verteidigen es gegen Eindringlinge.

Das Bedürfnis, das eigene Heim auch in anderen Umwelten zur Geltung zu bringen, ist bei den Menschen sehr ausgesprochen. Während aber der Mann sich meist damit begnügt, seinem Arbeitszimmer sein eigenes Gepräge zu geben, übernimmt es die Frau, das ganze Haus mit ihrem Geist zu erfüllen, der sich in tausend Kleinigkeiten ausspricht.

Wer das Auge für diese kleinen Merkmale hatte, wurde beim Betreten unseres Hauses sogleich gewahr, daß hier eine große Dame residierte, und wer ihr dann selbst begegnete, wußte, daß er nicht allein seine bestaubten Überschuhe am Eingang auszuziehen, sondern auch die Straßengedanken abzulegen hatte, um vor ihren Augen zu bestehen. Wer sich willig dieser geistigen Zeremonie unterzog, wurde damit belohnt, daß ihm der Eingang in

eine wundervoll reiche und harmonische Umwelt gewährt wurde.

Wenn die Umwelt meines Vaters in ihren strengen Formen klassisch genannt werden konnte, was sich auch in seiner Vorliebe für die Klassiker aussprach, war die Umwelt meiner Mutter eine vollendet romantische. Sie besaß eine ausgesprochene Vorliebe für die Romantiker und weilte gerne in der Umwelt Eichendorffs:

„Sie sangen von Marmorbildern,  
Von Gärten, die überm Gestein  
In dämmernden Lauben verwildern,  
Palästen im Mondenschein,  
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,  
Wann der Lauten Klang erwacht,  
Und die Brunnen verschlafen rauschen  
In der prächtigen Sommernacht.“

Doch hatte die romantische Umwelt meiner Mutter etwas Herberes, was man einen „höfischen Stil“ nennen könnte, der eine allzugroße Intimität ausschloß und auch uns Kindern das Gefühl der Distanz auferlegte, als seien wir immer bei einer Königin zu Gast.

Sie behandelte uns nie mit Zärtlichkeit, aber immer mit gleichmäßiger Wärme. In die starke Liebe zu uns Kindern mischte sich immer das Gefühl von Huld, denn sie sah in ihren Kindern in erster Linie ihre Schutzbefohlenen. Wenn uns unsere Mutter vor einer längeren Reise an die Bahn begleitete, so nahmen wir das nicht als etwas Selbstverständliches hin, sondern wir empfanden es als eine besondere Auszeichnung.

Ihr gegenüber hatten wir Kinder immer das Gefühl, völlig durchsichtig zu sein, daher brauchte sie auch nie einen heftigen Tadel uns gegenüber anzuwenden, ein leichter Nebensatz genügte, um uns auf unsere Verfehlungen aufmerksam zu machen.

Mein Vater hatte als Oberhaupt der Stadt die aus dem Türkenkriege heimkehrenden Soldaten zu begrüßen, wobei er, geschmückt mit der breiten silbernen Kette über dem dunklen Anzug, mit seinem klugen energischen Gesicht eine sehr stattliche Erscheinung bot. Ich hatte als leichtsinniger Gymnasiast, um das Schauspiel besser genießen zu können, das Dach des Spritzenhauses erklettert, was kein so ganz ungefährliches Unternehmen war. Oben angelangt, drückte ich mich an einen Schornstein, um dem scharfen Auge meiner Mutter zu entgehen, der inmitten der Damen der Stadt auf einer Tribüne der Ehrenplatz angewiesen war. Als wir uns beim Mittagessen wiedersahen, erzählte meine Mutter über ihre Eindrücke bei der Feier. Dabei ließ sie den Satz einfließen: „Einige ganz törichte Leute hatten sogar auf dem Dach des Spritzenhauses Platz genommen.“ Da wußte ich, daß sie mich doch erkannt hatte.

Sie besaß die seltene Gabe, in den Umwelten ihrer Bekannten wie in einem aufgeschlagenen Buch zu lesen. Das gab ihr eine souveräne Überlegenheit, die auch stets bereitwillig anerkannt wurde. Als mein Vater wegen eines Herzleidens seinen Abschied nehmen mußte, verzichteten seine Amtsnachfolger darauf, bei großen Empfängen von Großfürsten und Ministern ihren eigenen Frauen die Rolle der ersten Dame der Stadt zuzuweisen, sondern baten meine Mutter, dies verantwortungsvolle Amt zu übernehmen, das sie

sich von niemand imponieren ließ und selbst den Höchstgestellten des Reiches mit königlicher Anmut entgegentrat.

Mit dem sicheren Blick für fremde Umwelten hatte meine Mutter bei einem kurzen Besuch des Heidelberger Physiologen Kühne in unserem Hause erkannt, daß dieser Mann der richtige Lehrer für mich sein würde. „Ich wünsche meinem Sohne Jakob, daß er in der Wissenschaft das gleiche Glück finden möge wie dieser ausgezeichnete Mann.“ Nach vollendetem Studium in Dorpat ist dann dies Wort meiner vor Jahren verstorbenen Mutter zielweisend für mich geworden. Ihrem Hinweis auf Kühne verdanke ich es, daß ich im Leiter des Heidelberger physiologischen Instituts nicht bloß einen idealen Lehrer fand, sondern auch einleuchtendes Vorbild reinen Menschentums.

Meine Mutter war eine fromme Christin und durchaus evangelisch-kirchlich eingestellt. Welche Motive dabei für sie ausschlaggebend waren, erhellt am besten aus einer Antwort, die sie gab, als sie gefragt wurde, ob sie es nicht bedauerlich finde, daß die evangelischen Kirchen nur am Sonntag geöffnet würden, während die katholischen dem Andachtsuchenden zu jeder Zeit offen stünden.

„Ja und Nein“, erwiderte sie. „In der Großstadt könnte die offene Kirche gewiß von Segen sein. Aber es liegt eine große Gefahr darin, die Andacht, das heißt eine Aussprache mit Gott, an einen bestimmten Ort zu binden. Wer die großen Kathedralen Italiens kennt, weiß, wie stark der Eindruck, den diese Kirchen erwecken, auf die Vorstellung Gottes, der in diesem Hause verehrt wird, zurückwirkt.“

Der Dom von Palermo und besonders Monreale gleichen dem Schloß eines Normannenherzogs. Die Peterskirche in

Rom ist der Palast eines prachtliebenden Papstes. Die reichen Barockkirchen erschöpfen sich in Ekstase vor einem göttlichen Jesuiten, und die Markuskirche in Venedig beherbergt einen morgenländischen Zauberer. Das verengt und verfärbt die Vorstellung eines allgegenwärtigen himmlischen Vaters.

In den katholischen Kirchen wird von den Priestern ein dauernder Gottesdienst ausgeübt. Nur in ihnen vollzieht sich das Wunder bei der stillen Messe. Dadurch nimmt die Kirche für jeden, der der Andacht pflegen will, einen besonders hohen Rang ein. Gott ist aber überall der suchenden Seele gleich nahe, sei es in der freien Natur oder im stillen Kämmerlein.

Die Bedeutung der evangelischen Kirche liegt in ganz anderer Richtung. Sie dient als Versammlungsort für die christliche Gemeinde. In ihr ist jedes Glied vor Gott gleich. Das Wesentliche, was wir hieraus lernen sollen, ist, daß, so verschieden wir im weltlichen Leben nicht bloß an Rang, sondern auch an Charakter sein mögen, wir im geistlichen Leben alle schuldbeladene Geschöpfe sind. Alles Menschliche ist verschieden — alles Göttliche ist gleich.

Die evangelische Kirche dient vor allem dazu, den Hochmut von Mensch zu Mensch auszutreiben. Niemand kann wissen, ob der Bettler, der vor ihm steht, nicht einen Garten Gottes in sich trägt, der um vieles reicher und schöner ist als der des vielleicht selbstgerechten Gebers.“

Aus diesen Gründen sah unsere Mutter darauf, daß wir Kinder allsonntäglich zur Kirche gingen. Ich glaube aber, daß ihr persönliches Beispiel eindrucksvoller war als alle Darbietungen der Kirche.

Nächst meinen Eltern hat der älteste Bruder meines Vaters, der Majoratsherr von Fickel, der blinde Onkel Bernhard, den größten Einfluß auf meine Umwelt ausgeübt.

Ich stand neben meiner Großmutter vor einem Gemälde, das meinen Onkel noch in voller Gesundheit darstellte, ein bartloses, ausdrucksvolles Gesicht mit ernsten, blauen Augen über einer langen, wohlgeformten Nase. Inzwischen hatte ihm ein schweres Leiden (Tabes) das Augenlicht geraubt und bereitete ihm arge Schmerzen. Die kleine alte Dame neben mir brach in Tränen aus und wiederholte immer wieder: „Mein armer, armer Sohn!“

Ich konnte diesem Gefühlsausbruch nicht folgen, denn das Gefühl, das das Bild meines Onkels in mir auslöste, war nicht Mitleid, sondern Bewunderung. Nicht die Krankheit hatte ihn zu unterjochen vermocht, sondern er hatte die Krankheit überwunden. Er hatte ein großes nutzbringendes Leben geführt und war nicht gewillt, dies Leben der Krankheit wegen aufzugeben.

Die Organisationsgabe seines Vaters, die auf ihn übergegangen war, hatte ihn befähigt, seine großen Besitztümer mit Umsicht zu verwalten. Das genügte aber seinem Ehrgeiz nicht, er wollte das Familienmajorat auf die größtmögliche Höhe bringen. Zu diesem Zweck hatte er mehrfache Reisen nach England unternommen, das damals als unerreichtes Vorbild in allen landwirtschaftlichen Dingen dastand. Diese Reisen trugen ihre Früchte. Unter der geschickten Hand meines Onkels blühte das schöne Majorat auf, dank zahlreichen, den speziellen Bedürfnissen des Landes angepaßten Meliorationen. In der Ackerbestellung, der Viehhaltung, der Butter- und Käsebereitung wies er



Sophie Baronin von Uexküll  
geb. Baronin von Hahn, die Mutter des Verfassers

seiner Heimat neue Bahnen. Vor allem hob er die Pferdezucht und veranlaßte auch seine Bauern, ein Gleiches zu tun. Die großen, reichen Bauernwirte, die dem Majorat als Pächter angegliedert waren, behandelte er als Kollegen, die gegenseitig ihre Erfahrungen austauschten. Er war immer der Primus inter pares.

Alles war im besten Gange, als ihn die tückische Krankheit überfiel. Er aber war fest entschlossen, seine Unternehmungen durch sie nicht unterbrechen zu lassen. Und es gelang. Die großen Entwässerungsanlagen wurden nach den Plänen eines aus Deutschland berufenen Fachmannes durchgeführt. Der Blinde ließ sich zu den neuausgestochenen Gräben fahren, und da er ein bildhaftes Gedächtnis besaß, gelang es ihm durch eingehende Fragen, sich über die neugeschaffene Situation zu orientieren. Die Bonitierung des Viehbestandes gab ihm die Möglichkeit, mit zuverlässigen Zahlen zu arbeiten. Er ließ eine große Brücke bauen, die einen gefährlichen Wasserlauf ausschaltete, und übergab sie persönlich dem Verkehr. Selbst auf dem Landtag erschien er, um in die Debatte, die ihm wichtig schien, einzugreifen. Er bestellte bei einem befreundeten Künstler eine Statue, die er in dessen Atelier in Rom gesehen hatte, und ließ sie im Saal des Schlosses aufstellen und erfreute sich an ihrer Gegenwart, auch ohne sie sehen zu können.

Er ließ sich gerne vorlesen und lauschte mit Genuß dem Klavierspiel. Am meisten aber genoß er die Unterhaltung mit interessanten Personen, die er zu Tisch lud. Als Ersatz für die ihm verschlossenen Freuden kultivierte er die Genüsse der Tafel und berief einen französischen

Koch, um auch seinen Gästen etwas Besonderes bieten zu können. Die Gäste wären auch ohne dies gerne gekommen, um aus seinem Munde die interessanten Probleme des Tages erörtern zu hören. Er kannte die meisten hervorragenden Staatsmänner persönlich. Bismarck hatte bei ihm Bären gejagt, als dieser noch Gesandter in Petersburg war. Er hatte eine große Bewunderung für Metternich und Palmerston.

Sein liebster Gast war Graf Alexander Keyserling, der im Sommer oft tagelang sein Gast in Fickel war und ihn im Winter in Reval besuchte in dem schönen Hause, das ersich auf dem Domberge errichtet hatte. Der Briefwechsel mit Keyserling und den übrigen Freunden brach nie ab.

So blieb sein Leben reich und fruchtbringend. Kurz, er zwang das Schicksal, das ihn ausschalten wollte, seine Umwelt, die er sich nicht rauben ließ, als vollwertig anzuerkennen.

Es war immer höchst anregend, seinen politischen und sozialpolitischen Betrachtungen zu folgen. Das schrankenlose „Recht auf Arbeit“ erkannte er nicht an. „Im Walde dürfen die Pflanzen nach Belieben durcheinander wachsen. Aber der Staat gleicht nicht einer Wildnis, sondern einem Park, wo jede Pflanze nur an dem ihr zugewiesenen Platz sich betätigen darf.“

Da er unverheiratet war, hatte er seinen kinderlosen Bruder Otto gebeten, mit seiner schönen und liebenswürdigen Frau zu ihm zu ziehen. Durch den Takt und die Anmut, mit der sich meine Tante Benedicta der Aufgabe unterzog, ihrem Schwager den Haushalt zu führen, wurde das Haus des Blinden zum anziehendsten Aufenthalt für

alle Gäste und in erster Linie für seine nahen Verwandten, seine Neffen und Nichten.

Es erübrigt sich, noch auf das Geschlecht der Uexküll einzugehen, dem ich entstamme. Das gleiche Blut und die lange Tradition sind sicher auch umweltbildende Faktoren.

Die Familie hat ursprünglich Bardewisch geheißen und soll aus dem Erzstift Bremen stammen. Der nach Livland gekommene Ahnherr wurde mit der ersten deutschen Burg belehnt und nahm den Namen der Burg Uexküll an. Die Rolle, die die Familie im Baltenlande gespielt hat, faßt der Herausgeber des Genealogischen Handbuches der Baltischen Ritterschaften — Teil Estland —, Baron Otto Magnus von Stackelberg, folgendermaßen zusammen:

„Der bekannte baltische Historiker Karl Schirren hat einst bei der Charakteristik alter livländischer Geschlechter den Ausspruch getan: ‚Die Uexküll befanden sich ständig im Gegensatz zu Recht und Gesetz ihrer Umgebung.‘ Ausgesprochene Herrennaturen waren sie im Bewußtsein ihrer Machtstellung im Lande. Die Erstürmung des bischöflichen Schlosses Hapsal im Herbst 1383 durch Dietrich von Uexküll, die offene Fehde gegen Reval, Rostock und die Hanseaten der Gebrüder aus dem Hause Fickel, um die Hinrichtung ihres Veters Johann Uexküll vom Riesenberge 1535 zu rächen, sind Äußerungen solcher Herren- und Führernaturen in Krieg und Frieden. — ‚Die Geschichte derer von Uexküll schreiben‘, sagt Doktor von Transehe, ‚ihre siebenhundertjährige Vergangenheit darstellen, heiße die Geschichte Livlands schreiben.“

Die hier erwähnte Hinrichtung des Johann Uexküll vom Riesenberge hatte folgende Ursache: Ein Bauer, der zu

Uexkülls Untertanen gehörte, hatte einen schweren Diebstahl begangen und war geflohen. Die ihn verfolgenden Knechte nahmen ihn auf städtischem Gebiet gefangen. Wie landesüblich, wurde er dazu verurteilt, eine Nacht über am Schandpfahl zu stehen. In der Nacht setzte unversehens ein grimmiger Frost ein, und der Bauer erfror. Darauf verklagten die Verwandten des Bauern den Uexküll vor dem Rat in Reval. Und als Uexküll das nächste Mal in Reval einritt, wurde er gefangen gesetzt und zum Tode verurteilt. Wahrscheinlich wollte der Rat der Stadt, um den Übergriffen des Adels ein Ende zu machen, ein Exempel statuieren.

Als sich vor dem feierlichen Zug, der den Verurteilten zur Richtstätte führen sollte, das Stadttor öffnete, erwarteten ihn die sechs Brüder Uexküll aus dem Hause Fickel, den gewalttätigen Konrad an der Spitze, hoch zu Roß in voller Rüstung, gefolgt von bewaffneten Knechten — um den Vetter zu befreien.

Da ließen die Ratsherren schnell das Fallgitter senken und den jungen Ritter im Angesicht seiner Verwandten enthaupten.

Die Folge war ein blutiger Bürgerkrieg, in den die ganze Hansa verwickelt wurde. Konrad Uexküll, der sich als Kondottiere bald einen gefürchteten Namen gemacht hatte, ist dann auf Anstiften des Königs von Dänemark, in dessen Land er eingefallen war, in seinem Zelt ermordet worden.

In einem helleren Licht erscheint der Verteidiger von Neuhausen, Jürgen Uexküll aus Padenorm, der das feste Ordenschloß gegen das Heer des Zaren Iwan des Schrecklichen

erfolgreich verteidigte, obwohl die Russen es mit Kanonen beschossen. Der Bojar Kurbski, der die Russen befehligte, verstand es aber, die Landsknechte in der Festung durch Versprechungen zu bestechen. Sie überfielen den Uexküll und hängten ihn mit dem ihm treugebliebenen lutherischen Geistlichen an Stricken vor das geöffnete Tor der Burg.

Der Zar ließ beide losbinden und vor sich bringen. Dem Uexküll sagte er: „Teufelskerl, ich schenke dir die Freiheit.“ Den Pastor fragte er: „Wodurch kommt man in den Himmel?“ – „Durch den Glauben allein“, erwiderte dieser. – „Überzeuge dich selbst“, damit schlug er ihm den Kopf ab. Den Landsknechten ließ er erst den versprochenen Sündenlohn auszahlen, und dann ließ er sie pfählen.

Als Kuriosum möchte ich noch die Sage einer Ahnfrau aus dem schwedischen Zweig der Familie anführen. Anna Beata von Uexküll war so böse, daß der Höllenfürst ihr die Ehre antat, sie in eigener Person in einem feurigen mit vier Rappen bespannten Wagen abzuholen. Nachdem er sie mit einem glühenden Kamm frisiert hatte, entführte er sie bei lebendigem Leibe in die Hölle.

Die Sage von der bösen Anna Beata soll bis in unsere Tage auf schwedischen Jahrmärkten als „Moritat“ besungen worden sein.

Der bedeutendste Vertreter der Familie in neuerer Zeit war mein Urgroßvater Berend Johann von Uexküll, Majoratsherr auf Fickel und Vater der erwähnten so verschieden gearteten Brüder Boris und Jakob.

Er erließ bereits im Jahre 1789 ein privates Gesetzbuch für seine Fickelsche Bauernschaft und setzte sich sowohl als Ritterschaftshauptmann wie als Gouverneur von

Estland mit seiner ganzen Energie dafür ein, die Bauern Estlands aus der Leibeigenschaft zu befreien. Im Jahre 1811 gelang es, das Gesetz der Bauernbefreiung bei der russischen Regierung durchzusetzen. Erst fünfzig Jahre später hat der Zar-Befreier Alexander II. die Leibeigenschaft im russischen Reich abgeschafft.

Die ausgezeichnete Gattin Berend Johanns, die Tochter des Ministers Jakob Johann von Sievers, gründete das erste Hospital auf dem Lande im Jahre 1805.

Die Ritterschaft Estlands, der auch ich bis zu ihrem Erlöschen angehörte, hat ihre sozialen Aufgaben in großzügiger Weise zu lösen verstanden. Neben der Bauernbefreiung ist vor allem das Gesetz vom „Roten Strich“ zu nennen, das von jedem Rittergut einen Teil abtrennte, der nicht in den Großbetrieb des Gutes übergehen durfte, sondern der bäuerlichen Bewirtschaftung vorbehalten blieb.

Die deutschen Ritterschaften der baltischen Provinzen des Russischen Reiches haben immer nach dem Grundsatz gehandelt: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz.“

Welche Flut von Verleumdungen sich bereits in russischer Zeit über die „Baltischen Barone“ ergossen hat, ist kaum auszudenken. Und noch heute reden die estnischen Zeitungen von der furchtbaren Knechtschaft, die das arme Estenvolk unter der deutschen Herrschaft siebenhundert Jahre lang zu erdulden hatte.

Ich habe nun eine private Enquête, besonders in dem von meiner Familie bewohnten Teil Estlands, bei den alten Bauern anstellen können: die Ansicht der Bauern über die Deutschen lautete einstimmig: „Die Deutschen sind dumm, aber ehrlich.“

ZWEITES KAPITEL

FRIEDRICH BIENEMANN

(DER PAPST SEINER UMWELT)

Reval



Blick auf die  
Domkirche  
und den  
Domberg



**D**er Geschichtslehrer an der Ritter- und Domschule in Reval, Friedrich Bienemann, war eine Persönlichkeit, die überall Eindruck machen mußte: lang und hager, mit einem scharf gezeichneten Gesicht, das durch ein weit herabreichendes Kinn übermäßig lang erschien. Infolge einer leichten Lähmung der einen Gesichtshälfte hing das Lid des linken Auges halb über dem Auge herab. Auch neigte der schmale Mund dazu, beim Sprechen sich einseitig zu verziehen. Die Stimme hatte einen sonoren Klang, aber durch die Unfähigkeit, den Buchstaben R auszusprechen, den er durch ein langgezogenes W ersetzte, erhielt seine Sprechweise eine Mischung von Feierlichkeit und Komik, die sich auf die ganze Persönlichkeit übertrug. Durch seine originelle Ausdrucksweise, mit der er sein großes Wissen vortrug, mußte er trotzdem überall imponieren.

Obgleich er nicht die leiseste Spur von Eitelkeit besaß, zeichnete sich Bienemann durch einen Grad naiver Anmaßung aus, die ihn zu einem der größten Originale des an Originalen reichen Estland machte.

Dieser Mann war ein Urphänomen. Wie eine Libelle niemals auf den Gedanken kommen wird, daß es in der Welt andere Dinge als Libellendinge gibt, so hat Bienemann niemals die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß es in der Welt etwas anderes als Bienemanndinge geben

könnte. Wenn man eine Libelle fragen würde, welche Mission sie zu erfüllen habe, so würde sie antworten: Libelle zu sein. Ebenso war Bienemann davon überzeugt, daß ihm auf Erden die Mission übertragen sei, — Friedrich Bienemann zu sein.

Die Weltgeschichte, die er uns in der Schule vortrug, war gewiß recht bienemännisch gefärbt, aber sie zeichnete sich durch eine unvergleichliche Klarheit aus, da er nie den mindesten Zweifel darüber aufkommen ließ, daß alle historischen Ereignisse sich wortwörtlich so zugetragen hatten, wie er sie uns vortrug. Alle Persönlichkeiten der Weltgeschichte wurden zu scharfumrissenen Charakteren, deren Handlungen wir vor uns sich abspielen sahen wie in einem Shakespearischen Drama. Seine Vorträge waren äußerst interessant, so daß wir gespannt lauschten. Das verlangte aber auch Bienemann von seinen Zuhörern. Wer es nicht tat, war für sein Leben gezeichnet.

Als ich Bienemann die Verlobung meiner Schwester mit dem ausgezeichneten Baron Arthur Stackelberg, der bereits ein hohes Landesamt innehatte, mitteilte, erhielt ich statt des erwarteten Glückwunsches die überraschende Antwort: „Das tut mir sehr leid, er war immer sehr unaufmerksam.“

Zu seinen Schülern war er kurz angebunden und sehr grob. Sein Lieblingsschimpfwort war: „Lümmel“, das als Spitzname an ihm selbst hängenblieb. Doch schuf er auch nach Bedürfnis eigene Bezeichnungen. Einen Schüler, der beim Aufsagen nur sehr langsam vorwärtskam, nannte er: „Du ungeborenes Postpferd.“

Einen etwas unbegabten Schüler, der in weinerlichem Ton vortrug: „Martin Luther gebar einen Sohn“, herrschte er an mit: „Rindvieh, wer kann nur Kinder gebären?“ „Die Damen.“ – „Nun richtig“, verbesserte Bienemann, „Weiber.“ Derselbe Schüler, der über die Religionskriege in Frankreich berichten sollte und der das Wort Hugenotten mißverstanden hatte, erzählte: „Die Hottentotten marschierten auf Paris.“ – „Selbst Kaffer“, war Bienemanns Antwort.

Als der Arzt einmal Bienemann geraten hatte, seine Nerven in den Schulstunden zu schonen, ließ er seine tadelnden Bemerkungen ruhig in den Strom seiner Rede mit einfließen: „Die Tarentiner, von den Römern bedrängt, wandten sich um Hilfe an den König von Makedonien. Darauf geht – Dietenberg hinaus und Pyrrhus nach Italien.“

Der überlegene Ton, den er seinen Schülern gegenüber anschlug, beruhte keineswegs auf der bloßen Autorität des Lehrers, sondern auf der ihm angeborenen Überheblichkeit seinen Mitmenschen gegenüber. Als Graf Woldemar Tiesenhausen, der wahrhaftig eine imponierende Persönlichkeit war, sich über Nietzsches Lehre vom Übermenschen abfällig äußerte, erwiderte Bienemann: „Von Ihnen, Herr Graf, habe ich nichts anderes erwartet. Wieviel Übermenschen sind wir denn überhaupt? Höchstens neunzig.“

Seine Einstellung allen Menschen gegenüber beruhte auf der Kenntnis seiner persönlichen Mission, der Übermensch Friedrich Bienemann zu sein, die ihm von Gott verliehen war. Über Gott und dessen Absichten war er genau unterrichtet. Als einmal die Nachricht auftauchte,

in einem kleinasiatischen Kloster sei ein fünftes Evangelium gefunden worden, erklärte Bienemann dies sofort für unmöglich, „weil es dem Heilsplan Gottes widerspricht“.

Mit Gott stand er in gutem Einvernehmen: „Ich danke Gott täglich auf den Knien, daß ich kein Bienemann von Bienenstamm bin.“ Dem adligen Zweig der Familie war einer der Verräter am letzten Herzog von Kurland entsprossen und die Bienenstamms daher von ihm in Acht und Bann getan worden.

Da er mit Gott auf gutem Fuße stand, konnte sich Bienemann auch hin und wieder einen Scherz erlauben. Als ich ihn fragte, warum nicht er, sondern Haußmann zum Professor der Geschichte nach Dorpat berufen worden sei, sagte er: „Sie fragen das —, alle vernünftigen Menschen fragen das, sie hatten in Dorpat mich — und wählten Barrabam.“

Seine Übereinstimmung mit Gott fand ihren drastischen Ausdruck, als er beim Ausbruch des Burenkrieges ausrief: „Die Engländer sind ein von Gott und mir verfluchtes Volk.“ Auf die Engländer war er damals nicht gut zu sprechen: „Sie haben mich schwer enttäuscht. Ich hielt sie für ein besonders hochstehendes Volk, weil sie das Duell nicht kennen. Jetzt sehe ich, daß sie das Objekt des Duells nicht kennen, — nämlich die Ehre!“

Eine grenzenlose Verachtung hegte er gegenüber den Naturwissenschaften. Als er hörte, daß einer seiner Schüler vom Studium der Geschichte zur Zoologie umgesattelt hatte, bemerkte er: „Vom Menschen auf das Tier herabgekommen.“ Nur die Geschichte schien ihm des Studiums wert, weil sich in ihr die Wege Gottes offenbarten.

Seine eigenen literarischen Erzeugnisse schätzte er sehr hoch ein. Er hatte eine gründliche, aber recht langweilige Arbeit über den ersten Rektor der Dorpater Universität — Parrot — veröffentlicht und sie einem seiner Freunde zugeschickt. Als der Freund bald darauf starb und man ihm deswegen kondolierte, sagte er: „Eigentlich beneide ich ihn um seinen Tod, er ist im Vollgenusse meines Parrotbuches dahingegangen.“

Während er im ganzen wohlwollend, wenn auch von oben herab, die Handlungen anderer beurteilte, war er sehr streng gegenüber den Pastoren, als den bestallten Dienern Gottes. In Freiburg i. Br., wohin er sich zurückgezogen hatte, beteiligte er sich eifrig an der Gründung einer orthodox lutherischen Gemeinde, weil die badische Landeskirche zu liberal eingestellt war. Es hatte sich ein ausgezeichnete Geistlicher als Prediger der neuen Gemeinde gemeldet, aber in seiner Bewerbungsschrift angefragt, ob er in der neuen Stellung auch Frau und Kinder ernähren könne. „Natürlich haben wir ihm daraufhin gleich abgeschrieben“, erzählte mir Bienemann. Auf meine erstaunte Frage nach dem Grunde dieser rigorosen Maßnahme sagte Bienemann: „Der Mann hatte eben kein Gottvertrauen.“

Nie hat Bienemann an der Vorsehung Gottes und nie an seiner eigenen Mission gezweifelt. Die völlige Unfähigkeit, in dem Zweck des menschlichen Daseins ein Problem zu sehen, verlieh ihm eine nie versagende Sicherheit. Mit der Unfehlbarkeit eines Papstes beherrschte er seine Umwelt. Ihm war gegeben, zu binden und zu lösen, denn es gab in ihr nur Bienemanndinge. Nach ihnen hatten sich seine Mitmenschen zu richten.

Selbst in kleinen gesellschaftlichen Dingen kam seine Anmaßung zum Vorschein. Bienemann vertrug keine Eier. Als man ihm in einer befreundeten Familie eine Eierspeise vorgesetzt hatte, ging er empört fort: „In Estland weiß man, daß Friedrich Bienemann keine Eier verträgt.“

Auf dem Landsitz meiner Tante hatte Bienemann ein paar schöne Sommertage zugebracht. Als ich ihn fragte, wie ihm der Aufenthalt gefallen habe, sagte er: „Mir hat es sehr gut gefallen, nur Ihre arme Tante tat mir schrecklich leid.“ — „Was fehlte denn meiner Tante?“ erkundigte ich mich. — „Ich habe so schlecht geschlafen.“ Ein Ausspruch, der meine Tante äußerst erheiterte, da sie nicht in Bienemanns Umwelt lebte.

Darin bestand ja die Tragik in Bienemanns Leben, daß seine Umwelt, in der er lebte, nicht die seiner Mitbürger war und er es immer wieder erleben mußte, daß die Stellung, zu der er auf Grund seiner Umwelt einen berechtigten Anspruch hatte, in den anderen Umwelten keineswegs anerkannt wurde.

Dies führte zu dauernden Konflikten, über die sich Bienemann nur mit dem Hinblick auf den Papst trösten konnte, der ja auch von Ketzern und Heiden nicht anerkannt wird.

DRITTES KAPITEL

GRAF ALEXANDER KEYSERLING

oder

DIE UMWELT DES WEISEN



Alexander Graf Keyserling  
der Freund Bismarcks

Ein einfaches weißes Landhaus mit geräumigen weißgetünchten Zimmern, fast sparsam, aber geschmackvoll möbliert, in einem sonnigen Garten, friedvoll und ruhig, der rechte Aufenthaltsort für einen einsamen Denker — so lebt Rayküll, der Wohnsitz des Grafen Alexander Keyserling, in meiner Erinnerung.

Es ist Sommerzeit — der Hausherr ganz weißgekleidet, das schneeweiße Haar über dem schönen Kardinalskopf mit den blauen Augen weht im leichten Sommerwinde. Mein Vater und ich sind die einzigen Gäste.

Der Hausherr zeigt uns einen inmitten des Gartens emporragenden runden Hügel, der als Steingarten gestaltet ist.

Seitdem sind Steingärten die große Mode geworden, aber keiner von ihnen ist nach den Grundsätzen dieses ersten angelegt worden. Denn dieser spiegelte in der Anordnung der Pflanzen den Anstieg der Vegetation im Hochgebirge wider von der Talsohle bis zum Gipfel. Ein zum Nachsinnen anregendes Abbild der Natur.

Dieser Hügel bietet uns den Schlüssel zur Umwelt Keyserlings. Wer sich sinnend in den Anblick einer sonnendurchglühten Wiese versenkt, mit ihren vielfarbigen und vielgestaltigen Blumen, über denen Schmetterlinge flattern, schnelle Libellen kreisen und Hummeln in gestrecktem Flug umhersummen, der spürt wohl, daß die Wiese nicht bloß ein lichtdurchflutetes, sondern auch geistdurchwebtes

Gebilde ist, das alle Vielfarbigkeit, Vielgestalt und Vielbeweglichkeit in ein anmutiges Ganzes zusammenschließt.

Während der Forscher den einzelnen Fäden dieses Gewebes nachspürt, wird der Weise es versuchen, das Gewebe als Ganzes herauszuheben, indem er es durch Ausschaltung der Nebensächlichkeiten in einer übersichtlichen Form zur Anschauung bringt. Fern liegt es dem Weisen, die Natur in ein menschliches Begriffssystem einspannen zu wollen, er will sich nur an ihren immer klarer erkannten Wundern erfreuen. So trug Keyserling seine Umwelt als einen geistdurchsonnten Wundergarten stets vor Augen.

In seiner lebenswürdigen Art suchte er seinen in der Konvention befangenen Mitmenschen den Weg in diese Wunderwelt zu eröffnen. Denn die Konvention tötet jedes Wunder. So fragte er einmal in einer großen Damengesellschaft: „Hat eine der Damen jemals einen Hund gesehen?“ – „Welch lächerliche Frage“, wurde ihm von allen Seiten zugerufen. „Natürlich haben wir alle einen Hund gesehen.“ – „So“, sagte Keyserling, „ich habe noch niemals einen Hund gesehen.“ – „Wie ist das möglich?“ riefen die Damen. – „Nun“, sagte Keyserling, „ich kenne zum Beispiel wohl den Spitz unserer lebenswürdigen Hausfrau – ich glaube, er heißt ‚Ami‘, auch kenne ich natürlich Ihre Dogge, verehrte Baronin, die alle Leute in Schrecken versetzt, ich glaube, sie heißt ‚Robert‘ – und wie Ihre Lieblinge sonst heißen mögen, sie sind mir wohlbekannt. Aber trotzdem habe ich noch nie einen Hund gesehen. Bedenken Sie wohl, wie er aussehen müßte, um all Ihren vierbeinigen Schützlingen zu gleichen. Er müßte zugleich so klein sein

wie ein Spitz, so groß wie eine Dogge, so schwarz wie ein Pudel und so weiß sein wie ein Terrier. Das wäre ein unmögliches Monstrum, dem weder Sie, meine Damen, noch ich jemals begegnet sind. Nein, ein Hund ist überhaupt kein lebendes Wesen, sondern nur eine menschliche Einteilungsregel. Und sind Sie je auf Ihren Spaziergängen einer Regel oder einem Paragraphen begegnet?“

Ich entsinne mich, das gleiche Problem mit dem Sohne Keyserlings, dem Grafen Leo Keyserling, weitergesponnen zu haben. Leo Keyserling machte sich über die Zoologen lustig, die beim Anblick einer Maus auszurufen bereit wären: „Dort läuft die Art Maus!“ Worauf ich ihm erwiderte: „Wenn im gleichen Moment alle anderen Mäuse stürben, dann wäre eben diese eine Maus die Art Maus. Und wenn alle Hunde mit Ausnahme eines einzigen Pudels stürben, dann wäre dieser Pudel der Hund.“

Ich vertrat die Ansicht, daß es nicht genüge, nur Einzelindividuen in der Welt anzuerkennen und die Arten als bloße Einteilungsregeln zu werten. Die Arten als solche seien auch Naturerzeugnisse, welche mit vertauschbaren Eigenschaften ausgestattet seien, die bald in dieser, bald in jener Gruppierung in den Einzelindividuen zum Vorschein kämen. Wenn es nur ein Haus gäbe, so sei dieses zugleich der Träger der Grundzüge für alle Häuser, ein jeder Architekt ginge von einem Leitplan aus, der das Wohnen in jedem Hause zur Grundlage habe. Und dieser Plan sei nach Maß und Zahl festgelegt, da er an die Größe und Bewegungsmöglichkeit des Menschen gebunden sei. Das gleiche gelte für die Tiere. Die Art stelle den Leitplan für alle Mitglieder der Art dar.

„Sehr wohl“, erwiderte mir Leo Keyserling, „wenn Sie mir nachweisen, daß die Natur das Bedürfnis empfindet, ein allgemeines Hundedasein zu führen und nicht nur im einzelnen als Spitz oder Mops in die Erscheinung zu treten. Dann will ich Ihnen recht geben. Bis dahin aber werde ich die Art Hund als ein menschliches Einteilungsmittel ansehen.“

Damit mußte ich mich damals für geschlagen erklären. Später hatte ich einmal das Glück, über die Frage, was an einem Naturobjekt dem Beobachter und was dem Beobachteten zugehöre, die Ansicht Alexander Keyserlings zu hören. Ich hatte ihm von den Versuchen Mitteilung gemacht, die zu beweisen schienen, daß eine marine Krebsart durch Verdunstung des Seewassers sich ganz allmählich in eine andere Krebsart verwandeln lasse.

Keyserling bestritt diese Möglichkeit, wenn sie bestünde, so müßte sie auch bei den chemischen Veränderungen zum Vorschein kommen. Aber nie ließe sich ein Stoff durch Hinzufügen eines anderen allmählich in einen dritten verwandeln. Die Natur arbeite immer in ganzen Zahlen. Zwei Atome Wasserstoff und ein Atom Sauerstoff müßten immer voll vorhanden sein, um Wasser zu bilden. Zwischenstufen, wie sie vielleicht durch ein halbes Atom Wasserstoff und anderthalb Atome Sauerstoff gebildet werden könnten, gäbe es nicht.

Ein kontinuierlicher Übergang durch kleinste Brüche ist wohl denkbar, kommt aber in der Anschauung nicht vor. Nun ist aber damit nur bewiesen, daß, wo Beobachter und Beobachtetes zusammenkommen, das Gesetz der ganzen Zahlen herrscht. Wem von beiden das Gesetz

zuzuschreiben ist, werden wir nie ergründen, denn Fälle, in denen Subjekt und Objekt nicht gemeinsam auftreten, gibt es nicht, die Natur umfaßt immer beide gleichzeitig.

Ganz sicher sind wir nur der anschaulichen Gegebenheiten, und das sind die Einzelindividuen, seien es nun chemische Elemente oder lebende Wesen. Eine Art oder Rasse sich als eine kontinuierliche Kette von Einzeltieren vorzustellen, wie Darwin es tut, ist sicher falsch. Die Natur arbeitet immer in Sprüngen.

Für Keyserling als reinen Kantianer war die Welt die Erscheinungswelt seiner Sinne. Die Erscheinung aber ist der Schleier der Maja, der die Wirklichkeit sichtbar macht, indem er sie verhüllt.

Auf dieser tiefphilosophischen und zugleich tiefreligiösen Grundüberzeugung baute sich seine Umwelt als eine geistdurchwebte Wunderwelt auf und gab ihm das Mittel an die Hand, seinen eigenen Geist zu üben und zu schärfen.

Eine überlegene Heiterkeit lag wie Sonnenschein auf seiner Umwelt, und so gab er sich im Verkehr mit seinen Mitmenschen als geistreicher und liebenswürdiger Causeur.

Auf einem Kostümfest drängte sich eine ganz in weißen Flitter gekleidete tief dekolletierte Dame an ihn heran: „Erkennen Sie in mir die Schneeflocke?“ — „So, so“, sagte Keyserling, „ich dachte, Sie wären der Kahlfrost.“

Am Hofe Alexanders II. war Keyserling sehr beliebt wegen seiner Bonmots. Besonders die Kaiserin schätzte ihn sehr und fragte ihn häufig um seine Meinung. Sie machte sich Gedanken wegen der Ausbildung ihrer Söhne und fragte Keyserling, ob sie die jüngeren Großfürsten studieren lassen solle, da die älteren doch Militärs werden

müßten? „Gestatten Euer Majestät“, war seine Antwort, „daß ich Ihnen ein Gespräch wiederhole von zwei Berliner Juden, die sich unter dem Brandenburger Tor trafen: ‚Du, Isaak‘, sagt Samuel, ‚ich lasse studieren meinen Sohn das Beste, was es gibt, ich lasse ihn studieren das Recht.‘ – ‚Wai!‘ antwortet Isaak, ‚laß ihn lieber studieren die Gewalt–Gewalt geht immer vor Recht.‘“

Die Kaiserin war ein wenig verstimmt, aber sie sah wohl ein, daß zur Lebensstellung eines Großfürsten der Ernst des Studiums wenig passen würde, und ließ den Gedanken fallen.

Eines Tages erzählte die Kaiserin ganz begeistert, sie habe Nachricht erhalten, daß Rußlands Ansehen in Asien sich ungeheuer gehoben habe, ja daß Rußland für China als Vorbild gelte. „Gewiß ist es so“, sagte Keyserling, „die Chinesen haben bereits dem russischen Finanzminister einen echt chinesischen Namen verliehen.“ – „Nun, und wie heißt er?“ fragte die Kaiserin gespannt. – „Kling, Kling Futsch“, war die Antwort.

Die souveräne Heiterkeit seiner Umwelt machte sich in der überlegenen Behandlung seiner Mitmenschen geltend: „Wenn ich als Ritterschaftshauptmann den Landtag präsierte“, erzählte Keyserling, „und er sich weigerte, mir etwas zu bewilligen, worauf es mir besonders ankam, sagen wir zum Beispiel ein Pferd, so stellte ich nicht gleich die Vertrauensfrage, sondern sagte ganz ruhig: ‚Meine Herrn, ich weiß wohl, daß Sie mir das Pferd nicht bewilligen wollen, aber wenn Sie es mir bewilligten, würde es dann ein Rappe oder ein Schimmel sein?‘ Dann entspann sich unausweichlich eine Debatte über diese Frage, wobei sich

die einen ebenso lebhaft für den Schimmel wie die anderen für den Rappen einsetzten. Dann ließ ich abstimmen — und hatte mein Pferd.“

Als Präses des Konsistoriums hatte er einmal einen Streit zu schlichten, dessen Beilegung deshalb so aussichtslos erschien, weil beide Gegner in total entgegengesetzten Umwelten lebten. Die beiden Gegenspieler waren mein Vetter Bernhard Uexküll und sein Pastor. Wenn man die Umwelten beider als gesonderte Bühnen in einer großen Stadt nebeneinander aufgebaut hätte, so hätte die Lebensbühne meines Vetters die Aufschrift „Opéra comique“ und die des Pastors „Tragödienhaus“ getragen.

Klein, wohlbeleibt und beweglich, lebte mein Vetter der Überzeugung, sein Beruf sei es, seine Umwelt möglichst heiter zu gestalten. „Was soll das schlechte Leben“ und „Spaß muß sein“ waren seine Lieblingsprüche. Sprühend von Humor, voller Talente, hochmusikalisch und dichterisch beanlagt, witzig und originell, verstand er es, sich und seine Umgebung über den grauen Alltag hinwegzutäuschen. Auf dem Theater wäre er ein berühmter Komiker geworden, und hätte er die nötige Produktivität besessen, so wäre er ein zweiter Offenbach geworden.

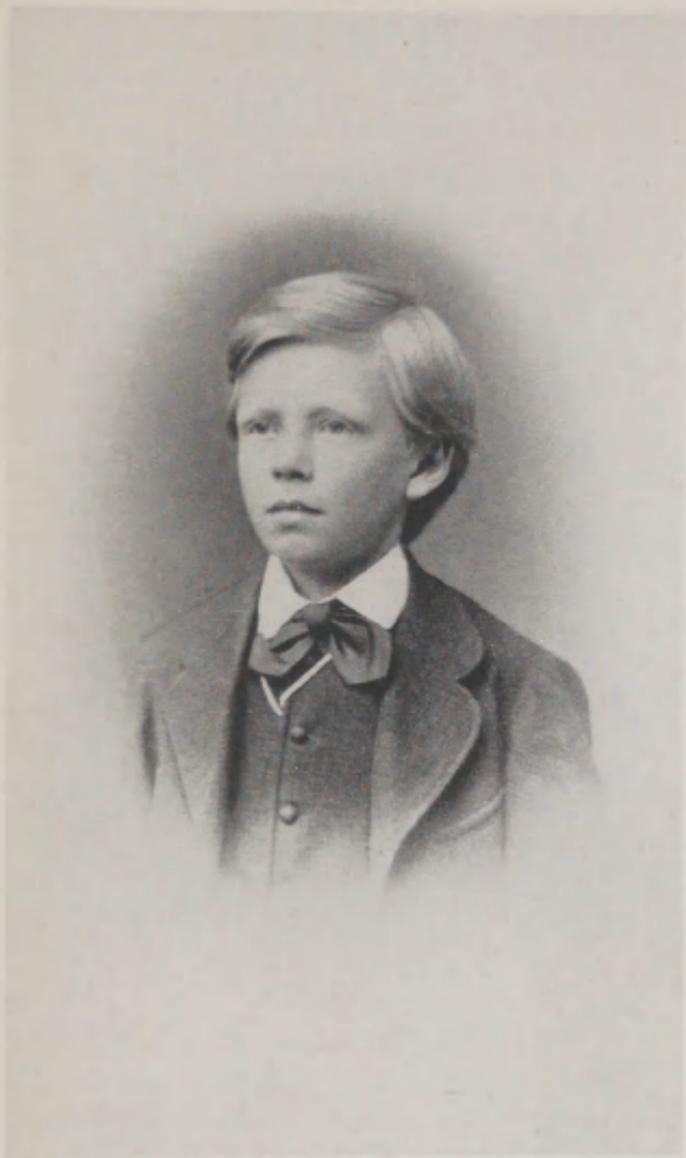
Da ihm kein Theater zur Verfügung stand, machte er seine Umwelt zur komischen Oper. Immer fiel ihm ein neuer Schabernack ein. Bereitwillig flossen ihm immer neue Spottverse aus der Feder. Keine Schicksalswendung, weder der Aufstieg vom kleinen Gutsbesitzer zum reichen Majoratsherrn, noch die Verwüstung seines Schlosses durch Mordbrenner, noch schließlich der Verlust seines ganzen Vermögens durch die Güterenteignung, haben das

mindeste an seiner heiteren Umweltsgestaltung geändert. Mit einem Scherzwort auf den Lippen ist er gestorben.

Solang es ihm gut ging und er sich im Frühling eine Reise nach Monako leisten konnte, genoß er diese Steigerung des Lebensgenusses doppelt, indem er an grauen Wintertagen sich die Freuden Monte Carlos so lebhaft vor Augen zauberte, daß er sie Tag für Tag als wirkliche Erlebnisse in Briefform zu Papier brachte. Diese Briefe numerierte er und nahm sie dann in den Süden mit, um sie in der richtigen Reihenfolge nach Hause zu senden. Dank dieser weisen Maßnahme wurden seine Vergnügungen durch kein zeitraubendes Briefschreiben unterbrochen.

Diesem genußfrohen Lebenskünstler trat nun in seinem Pastor ein Mann gegenüber, der jeden Lebensgenuß als Sünde verdammt. Als Student hatte er sich eine Zeitlang dem Medizinstudium widmen wollen, weil ihm Zweifel an den christlichen Heilswahrheiten gekommen waren. Aber er hatte diese Anfechtungen überwunden. Nachdem er die Unfähigkeit des menschlichen Geistes, den Zwiespalt des Lebens zu lösen, erkannt hatte, hatte er sich der christlichen Lehre, die alles Heil von der göttlichen Gnade erwartet, verschrieben. Er war überzeugt von der Herrschaft des Bösen in der Welt. Selbstquälerisch bis zum Äußersten, hatte er das Bedürfnis, bis zu den qualverstrickten Seelen seiner Mitbrüder vorzudringen. Seine Umwelt war erfüllt von Tragödien, in denen der Böse über die arm-seligen Menschen triumphierte.

Dieser Zelot wurde auf die Pfarre, deren Patron mein Vetter war, berufen. Seine Hauptaufgabe erblickte er darin, seinen Patron, dessen Lebenswandel ihm ein Greuel war



Jakob von Uexküll  
als Knabe

und der mit seinen lästerlichen Redensarten eine öffentliche Gefahr für die Kirche darstellte, zu bekehren.

Der Patron hingegen sah in ihm nur eine lustige Figur, die er in einer seiner Operetten zu verwerten suchte. Es kam zu eifrigen Disputen zwischen beiden, die den beiden Umwelten entsprechend von der einen Seite als Tragödie, von der anderen als Possenspiel behandelt wurden.

„Glauben Sie denn nicht, daß Gott die Welt geschaffen und sie mit starker Hand bis zum heutigen Tage regiert hat?“ fragte der Pastor. — „Daß Gott die Welt geschaffen hat, glaube ich schon“, sagte der Patron. „Aber seitdem sitzt er in irgendeiner Ecke und stumpft.“

Die Empörung des Pastors über diesen Schandfleck in seiner Gemeinde wuchs von Tag zu Tag und mußte zur Explosion führen.

Eines Tages fing es beim Heueinfahren an zu regnen. Mein Vetter, der als Gutsherr das Einfahren überwachte, ärgerte sich derart über den Regen, daß er, wohl unter dem Einfluß der pastoralen Ermahnungen, alles aus Gottes Hand zu empfangen, seinen Revolver zog und in die Wolken schoß. Das schlug dem Faß den Boden aus. Der Pastor, dem dieses Schießen gegen den Himmel sogleich gemeldet wurde, beschloß ein Ende zu machen.

Der Patron hatte sich am Abend mit Fieber zu Bett gelegt, da erschien der Pastor im Talar, zwei Kerzen in den Händen, und überschüttete ihn mit Bibelsprüchen. Damit nicht genug, stieß er am nächsten Sonntag nach der Predigt vor versammelter Gemeinde den Patron aus der Kirche aus und kündigte ihm die Gemeinschaft der Christenheit.

Daraufhin verklagte mein Vetter den Pastor vor seiner geistlichen Obrigkeit, und Alexander Keyserling als Präses des Konsistoriums ließ den übereifrigen Pastor zu sich bitten. „Warum haben Sie eigentlich“, fragte er in dem leisen singenden Ton, der ihm eigen war, „den Baron aus der christlichen Gemeinde ausgestoßen?“ – „Weil er ein schamloser Gottesleugner ist!“ erwiderte der Pastor erregt, „der selbst vor dem Heiligsten nicht haltmacht. Neulich hat er sogar gegen den Himmel geschossen.“

„Und glauben Sie“, sagte Keyserling, „daß er den lieben Gott hätte treffen können?“ – „Nein, natürlich nicht!“ war die verblüffte Antwort. – „Dann glaubt der Baron ja mehr als Sie.“

Der Pastor war klug genug, einzusehen, daß er sich in eine unmögliche Lage gebracht hatte, und gab nach.

Gegenüber der ehrwürdigen Domkirche in Reval lag das geräumige Domkirchenhaus, Wohnung und Amtssitz des Generalsuperintendenten von Estland, Schultz. Acht aus verschiedenen Ehen stammende Töchter, lauter frische, kluge und originelle Mädchen, und zwei treffliche Söhne erfüllten das Haus mit fröhlichem Leben. Ein vorbildliches lutherisches Pastorat, in dem Zucht und Sitte die jungen Gemüter nicht behinderten, sondern förderten.

Die zarte stille Pastorin, die dritte Frau des Generalsuperintendenten, lebte in einer der leider so selten gewordenen Umwelten, in denen der Heiland sichtbarlich, wenn auch unauffällig, das tägliche Leben regelt. Er kannte die täglichen Sorgen der Hausfrau und half stets und zur rechten Zeit. Manchmal begegnete sie ihm in irgendeiner Gestalt gleich den Jüngern von Emmaus. Aber

stets war er an einer stillen Geste oder an einem überirdischen Lächeln erkennbar. Tiefe poetische Frömmigkeit durchflutete die stille Umwelt der Pastorin und gab ihr eine selbstverständliche Überlegenheit über die leidenschaftlichen jungen Seelen, die ihrer Obhut anvertraut waren.

Der Generalsuperintendent, der kurz der Oberpastor hieß, war eine machtvolle Persönlichkeit, die in einer massigen Gestalt mit einem breiten, freundlichen, aber energischen Gesicht zum Ausdruck kam.

Ein selbstverständliches Gottvertrauen und ein tiefes Pflichtgefühl beherrschten seine Handlungen. Seine Umwelt war die Kirche Estlands, deren lutherischen Glauben er gegen die Angriffe der griechischen Kirche des riesigen russischen Reiches zu schirmen berufen war. Bis ins letzte Pastorat reichten die Zügel seiner Regierung, die er fest in der Hand hielt. Er war ein vorbildlicher Kirchenfürst, dessen persönliches Ansehen sehr hoch im Kurs stand, da er mit Gerechtigkeit und Strenge zu regieren wußte.

Da seine Regierungsgeschäfte ihn voll in Anspruch nahmen, konnte er seiner Aufgabe als Prediger in der Domkirche nicht die genügende Zeit widmen. Am Sonnabend machte er schnell die Notizen, die er für die Sonntagspredigt brauchte. Da er eine abscheuliche Handschrift hatte, die er selbst nicht lesen konnte, verwirrten sich seine Gedankengänge während der Predigt, so daß er meist vorzeitig abbrechen mußte. Ich habe es nie erlebt, daß er von den drei Teilen seiner Predigt, die er uns am Anfang verkündete, den dritten Teil wirklich zur Ausführung brachte. Dazu kam, daß er sich nicht bloß verlas,

sondern auch häufig versprach, worüber unzählige Anekdoten in Umlauf waren.

Mir ist noch eine Weihnachtspredigt im Gedächtnis geblieben. Schultz hatte offenbar in seinem Manuskript das Wort Juda durch den Buchstaben J. abgekürzt. Während der Predigt war er zerstreut, seine Gedanken weilten bei den gefährlichen japanischen Wirren, die später zum Kriege führen sollten. So kam es, daß er uns wohl verkünden wollte: „Unser Heil kommt aus Juda!“, statt dessen aber sagte: „Unser Heil kommt aus Japan.“ Er merkte wohl, daß er irgendeinen Fehler gemacht hatte, und wiederholte daher den Satz, wobei er wieder sagte: „Unser Heil kommt aus Japan.“ Nun wurde er wirklich wütend, schlug mit der Faust auf die Kanzel und donnerte uns zum dritten Male an: „Unser Heil kommt aus Japan!“ Dabei blieb es, an diesen Weihnachten kam uns das Heil aus Japan.

Ebenso unleserlich wie seine Buchstaben waren die Zahlen in seinen Rechnungsbüchern, und rechnen konnte er auch nicht. Daher stimmten seine Abrechnungen nie, und die ritterschaftlichen Revisoren hatten alle Mühe, die Bücher wieder in Ordnung zu bringen. Daß die Ritterschaft das häufig auftretende Defizit stillschweigend deckte, machte ihm keinen Eindruck: „Ich Sorge für die Bedürfnisse meiner Kirche, die Zahlenmenschen mögen das übrige in Ordnung bringen.“

Seine Stellung zum Staat war eine eigentümliche. Den russischen Staat verachtete er einfach. Aber auch in der Ritterschaft Estlands sah er nur den weltlichen Arm, dessen Haupt die Kirche war. Das sollte zum Konflikt führen.

Zum Regierungsantritt Alexanders III. war anbefohlen worden, daß der Huldigungseid für den neuen Zaren in der Domkirche vor den versammelten Vertretern der Ritterschaft als der höchsten Landesbehörde verlesen werden solle. Die aus den zwölf Landräten bestehende Behörde — alle in Galauniform mit weißen Hosen und goldenen Streifen unter dem blauen goldbestickten Frack — begab sich in feierlichem Zuge, den Ritterschaftshauptmann — den langen Silberstab in den Händen — an der Spitze, in die Domkirche, die in ihrem bunten Schmuck alter Wappen den idealen Schauplatz einer solchen Feierlichkeit bot.

Aber Schultz hielt nichts von solchen Festen und hatte für nichts gesorgt. Als der feierliche Zug sich den Kirchenbänken näherte, die ein Reservat des Landratskollegiums bildeten, waren alle Bänke dicht vom Publikum besetzt, und die Herrn Landräte mußten hier und dort einzeln einen Unterschlupf suchen.

Die Verlesung des Eides ging ohne Zwischenfall vonstatten — nur versprach sich Schultz, indem er statt Huldigung „Hundejunge“ sagte —, aber die Feier war doch empfindlich gestört. Die Landräte waren entrüstet und schickten dem Generalsuperintendenten durch den Präses des Konsistoriums ein Schreiben, in dem sie ihm ihr Mißfallen ausdrückten. Schultz wurde wütend, daß der leibliche Arm sich über das geistliche Haupt erhob, und antwortete mit einem Brief, worin er seine Meinung über seine vorgesetzte Behörde so grob wie möglich zum Ausdruck brachte.

Ein äußerst unangenehmer Konflikt schien unvermeidlich, denn Keyserling mußte die Antwort des beleidigten

Kirchenfürsten in der Sitzung der Landräte zur Verlesung bringen. Er aber begann mit den Worten: „Unser allverehrter Generalsuperimpertinent schreibt uns.“ Nach dieser Einleitung brach ein derartiges Gelächter aus, daß der Inhalt des Briefes darüber verlorenging und der Brief ohne weiteres ad acta gelegt wurde.

In seinem hohen Alter zog sich Keyserling in sein stilles Rayküll zurück. Nur noch eine Reise unternahm er zu seinem alten Jugendfreunde, dem Fürsten Bismarck, mit dem er sein Leben lang in nahen Beziehungen gestanden hatte. Nach seiner Entlassung hatte der grollende Staatsmann das Bedürfnis, sich mit dem feinen verständnisvollen Freunde auszusprechen. Als ihm Keyserling aber vorschlug, das Ende seines ruhmgekrönten Lebens in Harmonie ausklingen zu lassen, erwiderte Bismarck: „Warum sollte ich harmonisch sein?“ Der alte Löwe lebte eben in einer ganz anderen Umwelt.

VIERTES KAPITEL  
EIN WOLKENSCHATTEN  
(DAS NICHTS ALS UMWELT)

Die Gräfin Vera Tolstoi hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den langsam Dahinsiechenden ihre seelischen Leiden zu erleichtern, indem sie einen gegenseitigen Austausch zwischen ihnen zu vermitteln suchte. Denn sie war der Überzeugung, daß nur der Leidende, der sein Leiden seelisch überwunden hatte, seinen Brüdern im Leid wirklichen Trost spenden könne, nie aber der Gesunde, der in einer ganz anderen Welt lebe.

Sie hatte einen tiefen Einblick in das menschliche Leiden gewonnen und hatte die Erfahrung gemacht, daß die Überwindung des Leidens den Frauen viel leichter falle als den Männern. „Die Frauen besitzen“, sagte sie mir, „in den meisten Fällen einen stillen Glauben an den Sinn des Leidens, der den Männern völlig abgeht. Die Frauen sind geneigt, ihr eigenes Leiden aus der Hand der Vorsehung geduldig zu empfangen, weil es ihrer Seele zum Heil reichen kann, während die Männer, wenn sie einmal ihren Kinderglauben abgeschüttelt haben, tief in die materialistische Vorstellung versinken und sich nur noch als unbrauchbar gewordene Maschinen empfinden. Sie leiden nicht bloß an ihrem Leiden, sondern noch mehr an einem tiefen Minderwertigkeitsgefühl gegenüber den Gesunden.“ —

„Die Männer“, versicherte mir die Gräfin, „sind doppelt so unglücklich wie die Frauen, sobald sie von einem unheil-

baren Siechtum befallen sind. Der Glaube an die Sinnlosigkeit der Welt, der den gesunden Mann gar nicht anficht, steigert das Leiden des kranken Mannes bis zur Unerträglichkeit.“

Diese Worte der klugen und menschenfreundlichen Gräfin zauberten mir plötzlich das Bild eines jungen Mannes vor Augen, dessen jähes Ende wie ein dunkler Wolkenschatten in die ersten Jahre meines sonnigen Studentendaseins gefallen war.

Aus einem christlich gesinnten Elternhause stammend, hatte sich der junge v. G. voll Eifer der Lehre Darwins zugewandt, was auch viele von uns getan. Aber im Gegensatz zu uns hatte er sie bis in ihre letzten Konsequenzen hinaus verfolgt und war von ihr zutiefst ergriffen worden.

„Ihr alle“, sagte er uns, „gleicht den Schnecken, die ihr Gehäuse mit sich tragen, in das sie sich bei Gelegenheit zurückziehen, im übrigen aber ihr Leben außerhalb der Schale verbringen. Euere Weltanschauung ist euch nichts anderes als ein gelegentlicher Aufenthaltsort — ein interessantes Gesprächsthema. Im übrigen laßt ihr euch durch die furchtbaren Wahrheiten, die sie birgt, nicht im mindesten anfechten.“

Die Welt, die euch umgibt, jagt euch nicht den mindesten Schrecken ein, da ihr mit euren studentischen Interessen sie ausfüllt und kein Auge für die Sinnlosigkeit eures Daseins habt.“

v. G. war ein ausgezeichneter Debattierer. Er zeigte uns, wohin uns unsere eigene Weltanschauung führen müsse, wenn wir sie logisch durchdachten. „Der Raum ist von unfafbarer Größe, in ihm kreisen die Gestirne nach rein

mechanischen Gesetzen. Unsere Erde ist nur ein winziges Staubkorn, das den sinnlosen Wirbeltanz mitmacht. Was ist dieser Riesenraum für uns Menschen anders als ein großes Nichts zwischen wertlosen Massenteilchen. Wenn wir mit Lichtgeschwindigkeit eine Botschaft an einen fernen Stern senden wollten, so wären wir schon tot, ehe die Botschaft eintrifft. Hat dies riesige Tummelfeld der Astronomen für uns die mindeste Bedeutung? Wozu das alles? Sich einen Weltenschöpfer dieser sinnlosen Weltmaschinerie zu denken, ist sinnlos. Nur ein Irrer kann auf den Gedanken kommen, das riesige Nichts mit den sich drehenden Kügelchen zu erschaffen, die zu gar nichts dienen, als sich ewig zu drehen.

Da ist es wahrhaftig besser, an gar keinen Gott zu glauben als an einen Irrsinnigen.

Früher hat man wohl noch annehmen können, daß wenigstens dem Leben irgendein Sinn zukäme. Aber seit man erkannt hat, daß lebende Wesen nur in so verlorenen Winkeln, wie sie unsere Erde darstellt, überhaupt existieren können, kann man ihnen keinerlei Bedeutung für das große Ganze zusprechen.

Sicher hat Darwin recht, wenn er den Sinn des Lebens bestreitet. Wie die Kristalle völlig sinnlos aus der Mutterlauge emporkeimen, so kristallisieren die Lebenskeime völlig sinnlos aus dem Protoplasma heraus. Die meisten von ihnen gehen doch zugrunde. Aus einer Million von Fischeiern kommen im besten Fall zwei zur Fortpflanzung. Alle andern zergehen im Nichts.

Das Nichts sitzt da und frißt dauernd die Lebensgestalten auf, gleich einem unersättlichen Dämon. Nur

ganz wenige entgleiten ihm durch die Finger, die große Überzahl wird zermalmt. Die ganze Lebewelt erhebt einen dauernden Notschrei vor ihrer endgültigen Vernichtung.

Der Tod ist das Nichts wie der Raum und die Zeit, die nur andere Formen des formlosen Nichts sind. Nur das Nichts ist ewig und kaut an dem jämmerlichen Knochen Erde wie ein riesiger Kötter, bis endlich die letzten Spuren des Lebens vertilgt sein werden.

Wirklich ist, so wird uns gelehrt, nur die Materie. Aber gibt es eine Wirklichkeit ohne Sinn? Unsere hochgelobte materialistische Weltanschauung ist im Grunde nur ein Lobgesang auf das Nichts.

Auch wir Menschen sind nichts anderes als sinnlose, aus dem Nichts geborene Kristalle. Alle unsere Gedanken und Empfindungen sind Erzeugnisse chemisch-physikalischer Prozesse in unserem Großhirn. Die Freiheit des Willens anzunehmen, ist lächerlich, da unser Wollen physikalischen Prozessen entspringt, die, wie im Weltall, so auch im Großhirn völlig sinnlos walten. Denn das Atomgezappel in unseren Nervenzellen gleicht auf ein Haar dem Wirbeltanz der Gestirne im Weltall. Auch die Hirnatome kann nur ein völlig irrsinniger Gott erfunden haben.

Von allen Seiten dringt dies sinnlose Nichts auf uns ein. Weder ihr noch ich können irgendeinen Ausweg finden.

Vor dem Nichts hat die aufstrebende russische Jugend kapituliert. Die russischen Studenten nennen sich mit Stolz ‚Nihilisten‘. Aber wie albern ist es, von ihnen anzunehmen, sie könnten mit ihrem Glauben an das Nichts die Welt erlösen. Ihre Weltanschauung, die nur die letzte Konsequenz der unsrigen ist, wird zu keinem anderen Ziele führen, als

den Brutalen die Herrschaft zu sichern. Wenn der Nihilismus gesiegt hat, dann wird das Gothewort zur vollen Wahrheit werden: ‚Über das Niederträchtige niemand sich beklage, – denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage.‘

Zur Zeit der alten Inder hatte das Leben noch einen Sinn. Das ‚Tat wam asi‘ – ‚Siehe, das bist auch du‘ verband die Seelen der Menschen mit allen Wesen dieser Welt. Heute sagen wir sogar zu unseren Mitmenschen: ‚Du bist eine ebenso sinnlose Maschine wie ich‘, die irgendwann beginnt und dann eine Weile abschnurrt, bis sie wieder im Nichts versinkt.

Es gibt keinen Grund, warum es mir verboten sein sollte, dem Abschnurren einer fremden Maschine ein vorzeitiges Ende zu bereiten. Das Gewissen ist nichts als ein rudimentäres Organ im Sinne Haeckels, das je eher je besser abgeschafft werden soll, um meinen Betätigungsdrang bei der Vernichtung anderer Maschinen nicht zu stören.

Ich selbst aber habe leider keine brutalen Neigungen und werde daher den Brutalen zum Opfer fallen.

Noch kann ich mir durch Lebensgenüsse ein freilich immer kürzer werdendes Vergessen verschaffen. Sobald ich aber aus dem Taumel erwache, dringt das Nichts allseitig auf mich ein. Das ist furchtbar. Da das Nichts zweifellos der Angst vor dem Nichts vorzuziehen ist, werde ich bald ein Ende machen.“

Eines Morgens fand man den feinen jungen Mann erschossen in seinem Zimmer. Durch das offene Fenster lachte die Sonne. Ringsum funkelten tausend Tautropfen auf den frisch erblühten Frühlingsblumen, den weißen,

gelben und violetten Krokus, die sich wie Edelsteine aus dem satten Grün des neuen Rasens erhoben.

Auch sie hatten einst die Umwelt des Toten verschönt, ehe die neue widersinnige Lehre gleich einer Wanderdüne in den bunten Garten seiner Umwelt eingebrochen war und mit dem Nichts alles in eine graue Sandwüste verwandelt hatte. Seine Umwelt war schon gestorben, ehe er sich selbst das Leben nahm.

Inzwischen hatte in Dorpat Gustav Bunge das Katheder bestiegen, um mit gewaltigen Keulenschlägen die erste Bresche in die Mauern der uneinnehmbar scheinenden Burg des Materialismus zu schlagen: „Ich behaupte“, erklärte er, „alle Vorgänge in unserem Organismus, die sich mechanisch erklären lassen, sind ebensowenig Lebenserscheinungen wie die Bewegung der Blätter und Zweige am Baume, der vom Sturm gerüttelt wird.“

Damit war dem Sinn der Weg geöffnet worden, um seinen Triumphzug über die Sinnlosigkeit des Nichts hinwegzuführen.

FÜNFTES KAPITEL

FEDI DITMAR

(ENTDECKUNGSREISEN DURCH DIE  
UMWELTEN)



Reval  
Ordensschloß



Stadtmauer

## Erste Reise

Eine niedere Studentenbude, ein runder weißgedeckter Eßtisch, ein von der sorgsamem Aufwärterin knusprig zubereiteter Hammelbraten, der Samowar und ein Korb mit Bierflaschen, Tee, Bier und Papyros nach Bedarf. Drei bis vier Korpsstudenten aus verschiedenen Fakultäten und — er.

Fedi Ditmar war ein wohlhabender Landedelmann aus Livland, der während des Winters mit seiner Familie in Dorpat lebte, wo seine Kinder zur Schule gingen. Klein und zierlich von Wuchs, mit blondem Haar und Schnurrbart, ein bewegliches Gesicht, aus dem unendlich gütige und unendlich kluge Augen schauten. In dem zarten Körper lebte eine allzu zarte Seele, die beim Zusammenstoß mit der brutalen Welt zerspringen sollte.

Wenn seine sanfte Stimme in Erregung geriet, stieß sie beim ersten Vokal des Satzes leicht wie vor einem Hindernis an, um dann die folgenden Worte wie einen von der Sehne geschnellten Pfeil hervorzustoßen.

Zwar liebten wir es auch sonst, bis tief in die Nacht hinein zu philosophieren, aber wenn Ditmar dabei war, war es etwas ganz anderes. Sein großer Geist, der sich völlig im gesprochenen Wort ausgab — nie ist eine Zeile von ihm im Druck erschienen —, war uns ein sicherer Führer in die Rätselwelt des Lebens.

Für uns Studenten war ein solcher Abend stets eine neue Entdeckungsreise, an der wir alle mit Begeisterung teilnahmen. Denn jedem Wort, das wir in die lebhaft geführte Debatte hineinwarfen, verstand Ditmar einen tieferen Sinn zu geben, so daß wir uns alle in der Überzeugung voneinander trennten, heute abend besonders klug geredet zu haben.

Während der Mediziner den Hammelbraten zerlegte, begann das Geplänkel mit der Frage, wie die Opfertiere der Römer zerlegt wurden, welche Stücke die Götter für sich beanspruchten und aus welchen Anzeichen man ihren Willen erkennen konnte.

„Das Zerlegen nicht bloß des Fleisches ist eine hohe Kunst. Ja, man kann Völker und Zeiten danach charakterisieren, welche Grundsätze sie bei der Zerlegung aller Dinge zur Anwendung brachten.“

Unsere jugendlichen Gemüter, die wie Segelbarken bereits ungeduldig an den Ankerketten gerissen hatten, wußten, nun ist der Augenblick gekommen, die Anker zu lichten und alle Segel aufzusetzen, denn nun beginnt die hohe Fahrt.

„Die Scholastiker des Mittelalters“, fuhr Ditmar fort, „zerlegten die Gegenstände in Eigenschaften, in unserer klassischen Epoche zerlegte man die Gegenstände in Teile, und jetzt zerstückelt man auch diese.“

Um die mittelalterliche Anschauung der Dinge in ihrer vollen Wirksamkeit kennenzulernen, muß man heutzutage weit reisen. Der Akademiker Schmidt berichtet von seinem Besuch in einem griechisch-katholischen Kloster in Sibirien, dessen Insassen noch im echten Mittelalter leben. Es war gerade Fasttag, als er eintraf, und die Mönche ver-

sammelten sich im Refektorium, um ihre Fischmahlzeit einzunehmen. Da erschien der Abt und gab dem Gast einen Wink, ihm zu folgen. Im Speisezimmer des Abtes ließen sich beide in hohen geschnitzten Sesseln vor einem säuberlich gedeckten Tisch nieder. Bald darauf erschien der Bruder Koch und stellte eine silberne Platte vor sie hin, auf der ein köstlich duftendes Spanferkel lag. Nun erhob sich der Abt, schlug dreimal das Kreuz über dem Braten und sprach: ‚Sei kein Schwein, sei ein Hecht!‘ Damit war die Verwandlung des verbotenen Bratens in eine Fastenspeise vollzogen, und man konnte sich mit gutem Gewissen den Freuden der Tafel hingeben. Überall in der Welt, außer in diesem welt- und zeitfernen Kloster, hätte die Zauberei des Abtes für eine Blasphemie gegolten. Was war geschehen? Nach der Meinung des Abtes hatte sich auf seinen Wunsch hin eine Transsubstantiation vollzogen. Das Ferkel bestand wie alle Gegenstände aus Eigenschaften, deren Träger die Substanz ist. Die Substanz ist nicht, wie man meinen könnte, ein Stoff, sie ist eine Denknöwendigkeit, denn an irgend etwas müssen die Eigenschaften aller lebenden und toten Dinge gebunden sein, mag es sich um räumliche oder unräumliche, um leibliche oder geistige Eigenschaften handeln. Die Substanz als Träger aller Eigenschaften bestimmt zugleich die Bedeutung der Dinge.

Die Eigenschaften selbst zerfallen in *Accidentia* und *Essentia*. Die *Accidentia* können beliebig vertauscht werden, wie etwa die Farbe der Wände eines Hauses, ohne daß das Haus dadurch Schaden erleidet. Während die Festigkeit der Wände zu den *Essentia* gehört, denn ohne sie bricht das Haus zusammen.

Beide Arten von Eigenschaften, sowohl *Accidentia* wie *Essentia*, werden durch die Substanz, das heißt den Sinn des Hauses als Wohnsitz des Menschen, zusammengehalten. Den Sinn des Hauses kann ich ändern, indem ich es zu anderen Zwecken, als Vorratsraum oder Scheune, benutze, dann erhält es eine andere Bedeutung—eine andere Substanz.

Die wunderbare Verwandlung, die sich bei der Abendmahlsfeier für die Gläubigen vollzieht, besteht darin, daß Brot und Wein einen neuen Sinn bekommen.

Sie werden aus einer leiblichen zu einer geistlichen Speise. Der Unterschied zwischen der katholischen und lutherischen Lehre besteht nur darin, daß bei den Lutheranern sich dieses Wunder für jeden einzelnen Gläubigen vollzieht, der selbst beim Trinken des Weines und Essen des Brotes für sich selbst den Bedeutungswechsel vornimmt, — während in der katholischen Kirche der Segen des Priesters es ist, der dem Brot und Wein die neue Bedeutung verleiht.

Diese dem Priester zustehende Fähigkeit, die Substanz, das heißt die Bedeutung, eines Gegenstandes zu beeinflussen, ohne seine Eigenschaften zu ändern, hatte sich der Abt im sibirischen Kloster zunutze gemacht, um sich ein leckeres Mahl zu sichern.

Die Bedeutung unserer täglichen Gebrauchsgegenstände müssen wir als Kinder erst langsam erlernen. Wenn ein kleiner Junge eine Taschenuhr ergreift, um mit ihr Nägel in einen Tisch zu schlagen, so hat die Taschenuhr für ihn die Bedeutung eines Hammers. Es muß sich eine wahre Transsubstantiation vollziehen, bis er lernt, sie als Zeitmesser zu benutzen.

Die Substanz unserer Gebrauchsgegenstände kennen wir wohl, die Substanz der Naturdinge aber kennen wir nicht. Es wird sich immer wieder zeigen, daß zwei verschiedene Menschen der gleichen Naturgegebenheit einen anderen Sinn unterlegen. Und wenn wir gar den Standpunkt der Tiere berücksichtigen, so ändert sich der Sinn des Gegenstandes von Fall zu Fall.

Aus alledem geht hervor, daß der Sinn eines Gegenstandes, den der Benutzer in ihm verkörpert sieht, durchaus nicht immer mit dem Sinn zusammenfällt, den sein Erbauer ihm verleihen wollte.

Den Sinn der Naturdinge, den ihr Erbauer, Gott, ihnen verliehen hat, zu ergründen, war das Streben der mittelalterlichen Wissenschaft. Man hoffte durch Ergründung der Substanz, daß heißt ihres göttlichen Sinnes, Macht über die Naturdinge zu gewinnen. Es gab eine Menge geheimer Anweisungen, um sich in den Besitz der Substanz der Dinge zu setzen. So entstand die Magie, und zwar die schwarze Magie, die durch Zauberformeln und Tieropfer hinter die Geheimnisse Gottes zu gelangen hoffte. Überall traten Magier auf, die vorgaben, den Dingen einen höheren Sinn verleihen zu können, der auch ihre Eigenschaften nach Wunsch veränderte.

(Das geschieht auch heutzutage in der Hypnose, in der es zum Beispiel ein Leichtes ist, eine rohe Kartoffel in einen saftigen Apfel zu verwandeln!)

Die Magie ist es gewesen, die die ganze mittelalterliche Weltanschauung in unseren Augen restlos kompromittiert hat. Alle Anstrengungen der Kirche, die schwarze Magie zu unterdrücken, indem sie die Zauberer und Hexen

kurzerhand verbrannte, haben die scholastische Denkweise nicht retten können, weil die Kirche die Möglichkeit der Magie ausdrücklich anerkannte.

Die moderne Naturwissenschaft war es, die eine grundsätzlich andere Zerlegung der Dinge vornahm. Sie trennte die Eigenschaften nicht in *Essentia* und *Accidentia*, sondern in körperliche und geistige Eigenschaften und untersuchte die räumlich gesonderten Teile des Ganzen. Die Lebewesen zerlegte man in Organe, die man materiell voneinander trennen und gesondert untersuchen konnte. Dabei ging die Substanz, das Zentralproblem, um das das mittelalterliche Denken kreiste, verloren. Die Organe waren wohl noch Teile einer Maschine, die räumlich ineinandergriffen, aber die Maschine selbst verlor ihren Sinn. Weder Pflanzen noch Tiere besaßen eine sie beherrschende eigene Bedeutung. Sie waren nur eine Zusammenstellung von Teilen, die gänzlich sinnlos war, und konnten daher als Zufallserzeugnisse angesprochen werden.

Schon Goethe spottete über diese Denkweise: ‚Dann habt ihr die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band.‘

Das geistige Band, das heißt der Sinn oder die Substanz, kann selbst aus der Anschauung unserer Gebrauchsdinge nicht hinweggedacht werden, ohne daß sie auseinanderfallen. Darüber gibt es eine reizende indische Erzählung aus den Upanischaden: Der griechische Exarch Brasidas wohnte einer Religionsversammlung bei, in der über das Wesen der Seele disputiert wurde. Der Exarch spottete darüber, daß man sich über unsichtbare Dinge wie die Seele streiten könne. Da fragte ihn ein Brahmine, warum

er die Seele für unsichtbar halte. Der Exarch erwiderte mit der Gegenfrage: ‚Ist dein Kopf deine Seele?‘ – ‚Nein‘, erwiderte der Brahmine. – ‚Oder dein Rumpf oder deine Glieder?‘ – ‚Nein‘, sagte der Brahmine. – ‚Nun gut‘, sagte der Exarch, ‚Kopf, Rumpf und Glieder sehe ich wohl. Deine Seele aber sehe ich nicht, also ist sie unsichtbar.‘

‚Du bist ein großer König‘, hub nun der Brahmine an, ‚und doch bist du zu Fuß hierher gekommen, denn ich sehe keinen Wagen.‘ – ‚Du bist wohl blind‘, lachte der Exarch, ‚dort steht der Wagen mit vier Schimmeln bespannt.‘ – ‚Ist die Deichsel der Wagen?‘ fragte der Brahmine. – ‚Nein‘, sagte der Exarch. – ‚Oder die Räder oder der Sitz?‘ Immer mußte der Exarch mit ‚Nein‘ antworten. – ‚Nun wohl‘, sagte der Brahmine, ‚Deichsel, Räder und Sitz sehe ich wohl, aber den Wagen sehe ich nicht. Der Wagen ist unsichtbar.‘ –

Nicht die Teile, sondern die Bedeutung als Gefährt, die wir ihm beilegen, schafft den Wagen. Ohne diese Bedeutung zerfällt er in Teile und wird unsichtbar. So ist es der unsichtbare Sinn, der die Gegenstände erst sichtbar macht.

Dies Unsichtbare zu übersehen, war von Anfang an der Kernschaden der Biologie, aber sie war stolz darauf und fuhr fort, auch die Teile weiter in kleinste Stoffteilchen zu zerlegen. Der sogenannte Fortschritt der Biologie besteht nämlich darin, daß sie alles und jedes nach dem Vorbilde der Physik und Chemie in einem Mörser zerstampft, mit Säuren und Alkalien auszieht, um schließlich auf Elemente zu stoßen, die rein gar nichts mehr mit dem Leben zu tun haben.

Welche der drei Zerlegungsarten der Gegenstände in Eigenschaften, in Teile oder in Elemente ist schließlich die richtige?

Wer soll darüber entscheiden? Der einzige Richter kann nur die Natur selbst sein. Aber wie wollen wir das feststellen?

Solche Fragen werden von allen Seiten aufgeworfen.

Es gibt vielleicht eine Möglichkeit, das zu entscheiden, sagte Ditmar. „Wir sehen, wie bei der Vererbung eine Verteilung des Erbgutes der Voreltern in den Nachkommen in verschiedenen Richtungen stattfindet. Wird dieses nun in Eigenschaften, in Organe oder in Elemente geteilt weitergegeben? Das ist eine ungelöste Frage.“

(Wir wußten damals nicht, daß diese Frage bereits vor vielen Jahren durch den ersten der berühmten Versuche Mendels an den Erbsen endgültig entschieden worden war. Mendel zeigte, daß die Hochwüchsigkeit und die Kleinwüchsigkeit der Erbsen als selbständige Faktoren vererbt werden. Nun sind Hochwüchsigkeit und Kleinwüchsigkeit weder Teile noch Elemente der Erbsen, sondern zweifellos Eigenschaften.)

Alle Eigenschaften, die nach der scholastischen Lehre zu den Accidentien gehören, können, wie es sich in abertausend Versuchen gezeigt hat, vertauscht werden, die Essentien aber nicht.)

Ditmar fuhr fort: „Wenn die Entscheidung zugunsten der Eigenschaften ausfällt, so wird das eine der größten Umwälzungen in der Biologie hervorrufen, weil die Eigenschaften letzten Endes nur unsere hinausverlegten Sinnesempfindungen sind, die von der Natur wie objektive Faktoren behandelt werden.“



Bernhard Baron Uexküll  
Jugendbildnis des „blinden Onkels“

„Das würde aber die ganze Lehre von den objektiven Naturgesetzen umwerfen!“ rief ihm der Physikstudent zu. — „Und was würde das schaden?“ fragte Ditmar. „Die Natur schafft immer nur Wunder, die Gesetze machen wir!“

### Zweite Reise

Diesmal fand die kleine Versammlung im Hause von Ditmar statt. Ein hellerleuchtetes Eßzimmer. Die liebenswürdige Hausfrau goß den Tee ein, nachdem die Speisen abgetragen und die Papyros gebracht waren, und überließ uns dann unseren Geistesexkursionen.

Bereits beim Essen hatte ein leichtes Geplänkel zwischen dem Mediziner und dem Theologen begonnen. Der Mediziner bestritt dem Theologen das Recht, sich einen Seelenarzt zu nennen, nachdem die Ärzte sich der Geistes- und Nervenkranken angenommen. Ein Arzt müsse über wirksame Heilmittel verfügen, die ihm durch eine am Krankenbett ausgebildete und immer fortschreitende Heilmittellehre an die Hand gegeben werden. Die sogenannten seelischen Leiden hätten sich als Geisteskrankheiten erwiesen und seien durchaus in das Herrschaftsgebiet der Medizin geraten.

Der Theologe erwiderte, er gäbe zu, daß nicht allein die körperlichen, sondern auch die geistigen Eigenschaften zur Zeit von den Medizinern erforscht werden. Alle diese Eigenschaften seien bald *Essentia*, bald *Accidentia*, die Hauptsache jedoch, die Substanz, gehöre dem Theologen,

denn die Seele sei die Substanz des Menschen. Nun wandte er sich an Ditmar und bat ihn, diese These zu bestätigen.

Ditmar sagte: „Gewiß kann man die Seele die Substanz des Menschen nennen, und wenn die Seele erkrankt, bedarf sie des Seelenarztes. Aber es ist, wie der Mediziner richtig bemerkte, die Frage, ob die heutigen Seelenärzte, das heißt unsere Theologen, im Besitz eines wirksamen Heilmittels sind. Das Allheilmittel, das von unseren lutherischen Seelenärzten angepriesen wird, ist der Glaube. Der Glaube war zu Luthers Zeit, die noch voller Dämonen steckte, gewiß ein ausgezeichnetes Heilmittel.

Auch heute noch würde ich, wenn ich einen Wald durchschreiten müßte, der voller böser Geister steckte, ein Amulett mitnehmen, das ich für besonders wirksam hielte. Im Schnellzug hingegen werde ich eine Fahrkarte vorziehen.

Damit soll nun gewiß nicht die Existenz von Dämonen in unseren Tagen geleugnet werden. Im Gegenteil sind sie viel mächtiger und unheimlicher geworden. Wenn Sie die Maschinenhalle einer Lokomotivenfabrik betreten, so brüllen Ihnen die neuen Dämonen von allen Seiten ihr schauerliches Lied in die Ohren. Unheimliche Fangfäden sausen durch die Luft, die den Unvorsichtigen sofort ergreifen und zu Brei zermalmen.

Haben Sie je den Bauch eines großen Dampfers betreten? wo halbnackte Männer unausgesetzt damit beschäftigt sind, dem fressenden Dämon immer neue Nahrung in sein feuriges Maul zu stopfen. Und wenn der Verkehr mit Kraftwagen zunimmt, wird bald eine Reise durch den Urwald gefahrloser sein als das Überschreiten der Straßen einer großen Stadt.

Je weiter wir uns von der Natur entfernen, um so tiefer geraten wir unter die Herrschaft der Maschinendämonen, auf die unsere Zivilisation so stolz ist. Gegen diese Dämonen helfen aber keine Gebete und keine Beschwörungen, wie gegen die Naturdämonen, weil sie völlig seelenlos sind.

Alle unsere Gebrauchsgegenstände sind seelenlos, weil sie keine eigene Substanz besitzen. Der Schreiner ist wohl im Besitz der Substanz (in diesem Falle nennen wir sie den Bauplan) des Stuhles, den er herstellt, wie der Architekt im Besitz der Substanz des Hauses ist, das er erbaut. Aber weder Stuhl noch Haus verfügen über eine eigene Substanz.

Bei den Naturvölkern ist die Herstellung eines Gegenstandes immer ein kultischer Akt, bei dem der Gegenstand eine eigene dämonische Seele erhält. Wechselt der Gegenstand, zum Beispiel ein Schwert, seinen Besitzer, so muß vorher seine Seele beschworen werden, sich nicht gegen den neuen Besitzer zu wenden.

Davon ist bei unseren Gegenständen und Maschinen nicht mehr die Rede. Keine Beschwörung erreicht die Seele dieser seelenlosen Geschöpfe. Um sie in unseren Dienst zu zwingen, bedarf es des Geldes, das der seelenlose Oberdämon unseres Lebens geworden ist.

Deshalb schwindet der Glaube an die Macht des Gebetes, das immer nur als Beschwörung einer Seele einen Sinn haben kann. Der Macht der Maschinen und des Geldes fühlt sich der Mensch hilflos ausgeliefert. Je weiter die beseelte Natur von uns abrückt, und je mehr die seelenlose Zivilisation Herrschaft über uns gewinnt, um so mehr muß der Glaube schwinden.“

„Das wird das Ende aller Religion sein“, rief der Mediziner, „und das Ende der Seelenärzte.“

„Ganz im Gegenteil“, erwiderte Ditmar, „die Seele als Substanz wird gar nicht berührt von der Existenz der seelenlosen Maschinen, die doch nur Erzeugnisse des Menschen sind. Das einzige, was man sagen kann, ist, daß das Heilmittel der evangelischen Kirche, nämlich der Glaube, immer unwirksamer wird. Das Heilmittel der katholischen Kirche – das ist der Gehorsam – bewährt sich schon besser. Es fragt sich aber, ob die christliche Lehre uns nicht ein noch wirksameres Heilmittel an die Hand geben könnte, das für unsere Zeit besonders geeignet wäre.

Nun liegt die Bedeutung der Lehre Christi in erster Linie in der Entdeckung der Menschheit, die bis zu seinem Auftreten noch nie in die Erscheinung getreten war. Wenn man den Menschen der vorchristlichen Zeit die Frage vorlegte: ‚Wer soll von den Menschen, mit denen du zusammentrafst, deinem Herzen am nächsten stehen?‘, so erhielt man die verschiedensten Antworten: ‚Die Mitglieder meiner Familie, meine Blutsverwandten, meine Stammesgenossen, meine Mitbürger, meine Standesgenossen, meine Parteigenossen, mein Volk, meine Stadt oder mein Stand.‘ Christus aber beantwortete die Frage ganz anders: ‚Derjenige soll dir der Nächste sein, der deiner Hilfe am meisten bedarf.‘

Damit riß er alle Schranken, die die Menschen trennte, nieder und schuf die Menschheit. Immer wieder hat er sich selbst den neuen Ehrennamen ‚Der Menschensohn‘ beigelegt.

Man kann sich die Wirkung dieser Lehre nicht groß

genug denken, zu einer Zeit, da das Römische Reich aus einem Völkermosaik bestand, dessen Elemente sich gegenseitig haßten. Wie ein starker Magnet zahllosen wirt durcheinanderliegenden Eisensplintern eine einheitliche Richtung gibt, so erfaßte das neue Ideal die Seelen der Menschen. Die christliche Nächstenliebe ist in der Tat das Allheilmittel für die Menschheit, an der auch die Macht aller Dämonen zerbricht.

Ein so hohes Ideal kann nur einer sehr hohen und idealen Weltanschauung entsproßen. Deshalb erhebt sich als Wichtigstes die Frage: ‚Welche Weltanschauung hatte Jesus Christus?‘ Jedoch ist diese Frage, die uns so wichtig scheint, immer wieder durch den Kult seiner Persönlichkeit in den Hintergrund geschoben worden. Seine Geburt und sein Tod am Kreuz sind von Mysterien umrankt worden, in die sich die Christenheit stets von neuem vertieft hat. Sein ganzes Leben wurde zu einer Kette von übernatürlichen Wundern, die anzuzweifeln bereits als Sünde galt.

So ist es gekommen, daß wir bis auf den heutigen Tag keine kritische Zusammenstellung seiner Reden und Gleichnisse besitzen. Und doch wäre es dringend nötig, den Kern von der Schale zu lösen und die Lehre Christi von der Lehre über Christus, die ja gar nicht von ihm stammt, sauberlich abzulösen. Die Lehre über ihn hat seine eigene Lehre so überwuchert, daß selbst im Glaubensbekenntnis der Christenheit nicht ein Wort seiner Lehre enthalten ist.

Um die Weltanschauung Christi aus den arg übermalten Texten der Evangelien herauszulesen, ist es vor allem nötig

zu wissen, welche Weltanschauung zu seiner Zeit die allgemeingültige war. Diese war nun keineswegs in den Lehren des Alten Testaments, sondern in den Lehren Platos enthalten und leuchtet bereits aus den ersten Worten des Johannesevangeliums heraus. Die Lehre Platos gipfelt in dem berühmten Beispiel von den Menschen, die in einer Höhle angekettet sitzen, so daß sie nicht den Eingang in die Höhle erblicken können, sondern nur die Schatten sehen, die von den an der Höhle vorübergehenden Menschen auf die Wände der Höhle geworfen werden. Wie bekannt dieses Beispiel war, geht aus dem Zitat des Paulus hervor: ‚Heute sehen wir wie in einem Spiegel an einem dunklen Ort. Einst aber werden wir sehen von Angesicht zu Angesicht.‘

Plato hatte sehr wohl erkannt, daß wir in einer Welt der Erscheinungen leben, welche durch unsere Sinnesorgane hervorgerufen werden, deren Sinn uns aber verborgen ist. ‚Wir erkennen nur die Eigenschaften, aber nicht die Substanz‘, würde der Scholastiker sagen. Aber für Plato gab es mehr als bloß viele unbekannte Substanzen, sondern lauter in sich zusammenhängende Ideen, die die wirkliche Welt erfüllen. Von ihnen treten nur trügerische Abbilder in unsere Erscheinungswelt ein. Daher hätte er mit vollem Recht sagen können: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt.‘

Dies Wort hat nun Christus ausgesprochen und hinzugefügt: ‚Das Himmelreich ist inwendig in euch.‘

In den schönen Gleichnissen von der Perle und dem Schatz im Acker hat er das eindringlich erläutert. Es ist nun sehr verlockend, an das Beispiel von Plato anzuknüpfen und zu sagen, Christus habe gelehrt, daß jeder einzelne

aus seiner Sinneshöhle sich befreien und den Eingang aus der Höhle gewinnen kann, um in das himmlische Reich zu gelangen.

Wieweit dieses himmlische Reich mit dem Seelenreich Platos übereinstimmt, wissen wir nicht, da wir die Weltanschauung Christi nicht kennen. Eines aber wissen wir, daß sie beide ihrer Welt einen tiefen Sinn verliehen haben. Die Aufgabe der Theologen ist es, die Weltanschauung Christi zu erforschen, aus der seine Lehre der Nächstenliebe entsprossen ist. In ihr werden sie auch das Seelenheil finden, das den Menschen die Kraft gibt, den Kampf gegen die Seelenlosigkeit unserer Zivilisation aufzunehmen. Was die Naturwissenschaft betrifft, so hat sie seit Darwin das Suchen nach dem Sinn der Welt aufgegeben. Das Suchen nach sinnlosen Zusammenhängen wird aber auf die Dauer zu langweilig werden. Man kann den Menschen nicht ein Buch in die Hand geben mit der Anweisung, sich mit der Kenntnis der Form der Buchstaben und der Zusammensetzung von Papier und Druckerschwärze genügen zu lassen, aber auf das Lesen des Inhaltes grundsätzlich zu verzichten. Das läßt sich auf die Dauer auch der Dümme nicht gefallen.“

„Sie werden mir wohl zustimmen“, wandte sich zum Schluß der Theologe an Ditmar, „daß Gott der Sinn der Welt ist?“

„Das werde ich nicht tun“, sagte Ditmar, „denn Gott ist immer ein Abschluß, das heißt in diesem Falle ein Kurzschluß des menschlichen Denkens. Man soll dem Suchenden nicht mit dem Begriff Gott die Tür vor der Nase zuschlagen.“

## Dritte Reise

Die dritte Reise, die wir mit Ditmar unternahmen und die man die Reise in das Selbstverständliche nennen könnte, kann ich nicht mehr rekonstruieren, vermutlich deshalb, weil ich selbst mein halbes Leben auf dieser Reise verbracht habe. Doch will ich es versuchen, mit Hilfe eigener Erlebnisse die Lücken seiner Gedankengänge auszufüllen, die mir in ihren großen Linien noch gegenwärtig sind.

„Nichts in der Welt ist im Grunde selbstverständlich“, sagte Ditmar, „und doch können wir ohne selbstverständliche Voraussetzungen im Leben nicht einen Schritt vorwärts tun. Wir müssen als selbstverständlich annehmen, daß der Boden, den unser Fuß betritt, fest genug ist, um uns zu tragen. Selbst wenn wir soundso oft dabei in Sumpf geraten sind, ändert das nichts an unserer Überzeugung.“

Das Selbstverständliche ist das dunkelste Forschungsgebiet. Es ist schon sehr schwer, in der eigenen Umwelt die Grenze des Selbstverständlichen zu ziehen, die sie von dem bloß Vermuteten scheidet. Selbstverständlich ist uns eigentlich nur jener Bezirk, der uns durch unsere Sinne unmittelbar gegeben ist. Er wird durch fortgesetzte Erfahrung immer mehr erweitert und vertieft. Wir werden daher, ohne argen Täuschungen ausgesetzt zu sein, annehmen, daß das so erworbene Selbstverständliche auch zuverlässig und richtig ist. Zu den allerschlimmsten Täuschungen aber verführt uns die selbstverständliche Annahme, daß unsere Umwelt die Welt sei, in der auch alle übrigen Menschen leben.

Diese selbstverständliche Annahme wurde bisher auch auf die Tiere ausgedehnt. Man ging so weit, sogar die Umgebung, die wir um das winzige Pantoffeltierchen ausgebreitet sehen und die aus den verschiedensten Gegenständen, wie Steinen, Sand, Wasserpflanzen, Diatomeen und den verschiedensten Infusorien oder Insekten besteht, für die Welt des Pantoffeltierchens zu halten, in der es sich zurechtfinden müsse. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, müßte das mikroskopische Tierchen geistige Fähigkeiten besitzen, die denen des Menschen ähneln.

Nun wissen wir aber, daß das Pantoffeltierchen von allen Gegenständen, welcher Art sie auch sein mögen, in gleicher Weise bei seinem schnellen Umherschwimmen abgestoßen wird, bis es zu seiner Nahrung gelangt, die keinen Reiz auf das Tierchen ausübt. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, daß die Welt, in der das Pantoffeltierchen lebt, von Grund aus verschieden von der unsrigen ist, weil alle Unterschiede der Gegenstände, die wir in unserer Umgebung erblicken, in seiner Welt nicht vorhanden sind. Die unendlich vereinfachte Welt, in der es lebt, ist aber für das Tierchen ebenso wirklich und ebenso selbstverständlich wie die unsere für uns.

Die gleiche Erfahrung, die sich im Laufe der Jahre bei allen Tieren, die ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, wiederholte, brachte mich zur Überzeugung, daß kein einziges Tier, wie es den Anschein hat, eingetaucht ist in die tausendfältigen Wechselwirkungen der Natur, die wir um dasselbe feststellen können, sondern daß sich jedes Tier in einer ganz einfachen Wohnung befindet, in der es nur einige wenige Möbelstücke gibt, deren Gebrauch es kennt

und die für den Insassen ganz selbstverständlich da sind. In dieser ihm zur Wohnung angewiesenen Umwelt befindet sich seine ihm bekannte Nahrung, sein ihm bekannter Geschlechtsgenosse, sein ihm bekannter Feind, und so weiter.

Keine dieser Umwelten gleicht der anderen, jedoch sind sie alle nach den gleichen Grundsätzen erbaut. Den Sinnesorganen eines jeden Tieres entspricht eine ihm eigene Merkwelt, wie seinen Bewegungsorganen seine ihm eigene Wirkwelt entspricht. Merkwelt und Wirkwelt passen genau ineinander und bilden gemeinsam die Umwelt. Immer und in jedem Fall kann man feststellen, daß jeder Gegenstand, der für das Tier von Bedeutung ist, außer den Eigenschaften, die den Sinnesorganen gemäß sind, auch Eigenschaften besitzt, die zu den ausführenden Organen passen. So greift jeder Gegenstand, der dem Tier als Bedeutungsträger dient, zugleich in die Merk- und Wirkwelt des Tieres ein, die er untereinander verbindet. Mag er die Nahrung oder den Feind des Tieres darstellen.

Jede Handlung eines Tieres beginnt mit einem Merken und endet mit einem Wirken.

Es ist nun sehr interessant, festzustellen, daß, sobald zwei Tiere untereinander in Verbindung treten und gemeinsam handeln, das eine in erster Linie das Merken und das andere das Wirken übernimmt. Das eine wird dadurch zum ‚Merkling‘ und das andere zum ‚Wirkling‘. Jede Henne, die nach Auffindung des Futters das Küken herbeiruft, übernimmt die Rolle des ‚Merklings‘, während das Küken sich als ‚Wirkling‘ betätigt.

In noch ausgesprochenerem Maße tritt uns die Schei-

„dung in Merklinge und Wirklinge in den Tiergesellschaften und Tierstaaten entgegen, wo sie oft in feiner Weise ineinander verflochten sind.“ —

Nun hatte Ditmar unter Benutzung anderer Ausdrücke die These aufgestellt, daß auch die Menschen in Merklinge und Wirklinge zerfallen. Dies sei bei jedem Zusammenarbeiten einer größeren Anzahl von Menschen unerläßlich. Jeder Kapellmeister müsse ein Merkling sein, damit die Musiker als Wirklinge die rechte Weisung erhalten. Das gleiche gelte auch für jeden Truppenführer und seine Soldaten. Ein jeder Hochschullehrer, der ein bloßer Pauker und kein Forscher sei, taue für seinen Beruf nicht. Ein Staat, der bloß Wirklinge und nicht Merklinge zu Regenten habe, müsse notwendig zugrunde gehen. Die Veranlagung für das Merken und das Wirken sei angeboren. Die richtig ausbalancierten Menschen, in denen das Merken und das Wirken in gleichem Maße ausgebildet sei, gehörten zu den Seltenheiten. Deshalb sei keineswegs jeder Mensch für jeden Posten geeignet.

Für die Wirklinge sei das Wirken das allein Selbstverständliche, und sie verachteten die Merklinge, die ihnen als Schwächlinge erschienen. Den Merklingen hingegen fielen die Wirklinge wegen ihrer Problemlosigkeit auf die Nerven. Die erste Bestätigung der Thesen Ditmars erhielt ich, als ich auf der Akropolis von Athen mich in den wunderbaren Farbenkontrast der im Lauf der Jahrhunderte goldgelb gewordenen Säulen des Parthenon gegen den ewig blauen Himmel Attikas vertiefte.

Neben mir standen zwei Berliner, ein Fabrikant von Hosenträgern und ein Schnürsenkelfabrikant. Dem ersten

liefen beim Anblick der Säulen des Athenatempels die hellen Tränen die Backen herab, und er wiederholte immer nur: „Es ist zu schön.“ Der andere hingegen schlich sich hinter eine Säule und schrieb mit einem Bleistift seinen gleichgültigen Namen auf den gottgeweihten Marmor. Der Hosenträgerfabrikant war ein ausgesprochener Merkring, während der Verfertiger von Schnürsenkeln ein typischer Wirkling war.

Das Bestreben der Wirklinge, ihre Namen an irgendwie berühmten Orten zu verewigen, findet seine Parallele in der Tierwelt bei den Hunden, die alle augenfälligen Gegenstände mit ihrer Duftmarke zu versehen suchen. In beiden Fällen handelt es sich darum, eine Besitzergreifung zu vollziehen.

Wenn in der Umwelt eines Wirklings eine Säule des berühmten Tempels der Akropolis seinen Namen trägt, so ist sie damit in seinen Besitz übergegangen und seine Umwelt bereichert worden, zugleich hat in ihr auch die Säule selbst einen höheren Wert erhalten.

Wenn zwei Reisende auf der Photographie eines berühmten Hotels auf das Fenster hinweisen, das zu ihrem Zimmer gehörte, so tut das der Merkring, um zu erläutern, welchen Blick man vor dort über die Sehenswürdigkeiten der Gegend genießt. Dem Wirkling hingegen genügt es, zu dokumentieren, daß dies Hotel und diese Stadt durch sein Wohnen an dieser Stelle ein neues Gepräge in seiner Umwelt erhalten hat. Er überschätzt meist die Bedeutung, die seine Zuhörer dieser Tatsache zumessen.

Die Umwelt eines Merklings braucht keineswegs reicher oder bedeutender zu sein als die eines Wirklings, nur ist sie

grundsätzlich anders gebaut. Da das Merken sich immer auf die Wirksamkeit der Außenwelt, auf die Person bezieht, das Wirken aber auf die Wirksamkeit der Person auf die Außenwelt, so ist das Verhältnis von Person zur Außenwelt in beiden Fällen ein entgegengesetztes. In extremen Fällen kann die Selbsteinschätzung des Merklings gegenüber der Außenwelt bis auf ein Minimum herabsinken, während sie in der Umwelt des Wirklings sich zu einem Maximum steigert. Die Umwelt des Merklings besteht aus lauter Problemen, die des Wirklings aus lauter Selbstverständlichkeiten.

Während meiner Studentenzeit in Dorpat verbrachte ich zwei Semester in Pension bei der Familie des Dr. Sahmen. Der Hausherr war einer jener altbewährten Hausärzte, ein stiller, diskreter und zuverlässiger Berater seiner Klienten. Im übrigen ein zurückhaltender und sehr schweigsamer Mann. Die zwei ältesten Töchter waren stille und bescheidene Mädchen, der Sohn, obgleich noch ein Jüngling, fand das Leben eine äußerst langweilige Angelegenheit, über die man sich nie aufzuregen brauchte. Die Frau Dr. Sahmen war ein ausgesprochener Merkring. Auf ihrer eigenen kleinen Lebensbühne wagte sie es kaum, die Hauptperson zu spielen. Mit Ausnahme ihrer engsten Familienmitglieder wagte sie sich an keinen Menschen, der ihr begegnete, wirklich heran. Alle Menschen waren in der Umwelt der Doktorin so erstaunlich selbstsicher und gefährlich, daß sie bei allen Bekannten auf Zeichen achtete, die etwa auf eine Gesinnungsänderung schließen ließen. Daher behandelte sie alle mit der größten Rücksicht. Am liebsten hätte sie, sobald sie sich in einem größeren Kreise von Menschen

befand, sich selbst ausgelöscht. Auch in die Zukunft wagte sie nie vertrauensvoll zu blicken, weil überall Unglücksfälle auf sie lauerten. Eines Tages erzählte sie mir, wie sehr sie sich auf ihre Sommerferien freute, die sie mit ihrer Familie bei Verwandten auf dem Gute Ascheraden in Livland verbringen wollte. Plötzlich brach sie in den Jammerruf aus: „Gewiß gibt es dann keine Postpferde in Ranapungern.“ Da wir uns damals im Monat Januar befanden und die Reise im Juli stattfinden sollte, schien mir diese Besorgnis wirklich verfrüht. Aber ich habe auch später im Leben noch manche Menschen getroffen, die sich um ähnliche Dinge wie die Postpferde in Ranapungern sorgten.

Mit der Zeit gewann ich das Vertrauen der Doktorin, die mir dann von dem Alpdruck Mitteilung machte, unter dem sie ihr ganzes Leben gelitten hatte. Alle ihre Verwandten und Bekannten waren gut kirchengläubige Protestanten, von denen sie sich wie durch einen Abgrund geschieden fühlte, denn sie konnte trotz aller Anstrengung nicht an die Heilswahrheiten der Kirche glauben. Niemals war ihr der Gedanke gekommen, sich gegen die Lehren der Kirche aufzulehnen. Sie war völlig davon überzeugt, daß die Kirche im Recht war, nur sie, einzig sie war von vornherein dazu verdammt, nicht glauben zu können, und die Hölle stünde ihr daher sicher in Aussicht.

Ich verzichtete von vornherein, ihr das Unlogische ihrer Überzeugung klarzumachen, denn im Grunde glaubte sie ja an die Kirche. Dafür konnte ich sie aus dem so bitter empfundenen Gefühl ihrer völligen Isolierung befreien, indem ich ihr ein Heilmittel reichte, das ihr kein Pastor gewähren konnte. Ich gab ihr die Bücher von Renan und

Strauß über das Leben Jesu zu lesen und bewies ihr dadurch, daß ein großer Teil der Menschheit ebenso wie sie an völliger Glaubenslosigkeit litte. Und ich hatte die Genugtuung zu sehen, daß sie neuen Lebensmut gewann, denn sie hatte das Gespenst der ewigen Verdammnis, das ihre Umwelt bis dahin verdüsterte, vertrieben.

Wenn man mit den extremen Merklingen, die in einer völlig labilen Umwelt leben, nur Mitleid haben kann, wird man den extremen Wirklingen, die sich in einer äußerst robusten Umwelt betätigen, ganz andere Gefühle entgegenbringen.

Die Mehrzahl der Wirklinge, die sich voller Selbstgerechtigkeit ihrer soliden Umwelt erfreuen, lassen uns völlig kalt. Aber sobald sie sich anmaßen, in unsere Umwelt einzugreifen, werden sie zu einer Landplage, und wir bezeichnen sie dann als „Knoten“.

Ich selbst habe das zweifelhafte Glück genossen, das Urbild eines Knoten kennenzulernen. Mein Onkel Bernhard hatte einen Boniteur aus Deutschland kommen lassen, dessen Name mir entfallen ist. Da die Arbeit, die großen Vieh- und Schafherden des Majorates durchzuprüfen, mehrere Monate in Anspruch nahm, hatte mein Onkel dem Boniteur und seiner Frau ein nettes Häuschen mit Veranda auf einem Nebengut zur Verfügung gestellt. Mein zweiter Bruder, der damals angehender Landwirt war, suchte den Boniteur auf, um sich bei ihm Rat zu holen. Er fand ihn an einem warmen Herbsttage in Hemdsärmeln in der Veranda auf einer Chaiselongue ausgestreckt, neben sich einen großen Korb mit Pflaumen, die seine Frau soeben für ihn gepflückt hatte. Er war damit beschäftigt, die

Pflaumen mit Hochgenuß zu verzehren, und spuckte die Kerne irgendwohin in die Gegend. Während dieser Mahlzeit, die er im Gefühl seiner Selbstherrlichkeit zu sich nahm, rief er immer wieder seiner Frau im sächsischen Dialekt zu: „Bauline, heb die Kerne auf“, was sie auch getreulich tat.

Als ich dieses Erlebnis Ditmar mitteilte, wurde er sehr ernst und sagte: „Stellen Sie sich vor, was daraus werden würde, wenn solche Leute an Stelle der Ritterschaft das Land regierten? Das würde schlimmer sein als die Russenherrschaft.“

SECHSTES KAPITEL

BARON KOERHOF

(DIE UMWELT DES ARISTOKRATEN)

Der Titel hat nicht das mindeste mit dem Adel zu tun. Den Titel kann man abschaffen — den Adel nicht. Der Adel ist zugleich mit der menschlichen Gesellschaft entstanden und wird sich immer wieder erneuern, solange die Gesellschaft besteht. Er beruht auf der Tatsache, daß der Ruhm, den der Vater durch eine ruhmvolle Tat erworben, ganz selbstverständlich auch den Sohn und den Enkel aus der ruhmlosen Masse emporhebt. Söhne und Enkel werden dadurch adlig.

„Der Adel ist“, wie Castiglione schreibt, „ein helles Licht, das unsere guten und bösen Taten allen sichtbar macht, und er steigert die Sehnsucht nach Ruhm und die Furcht vor der Schande.“

Die Italiener unterscheiden haarscharf zwischen dem Nobile und dem Titolato, das heißt zwischen dem Vornehmen und dem bloßen Titelträger. Von diesem erwarten sie nichts, da der Titel meist durch Kauf erworben wurde.

Der Titel an sich, mag es nun ein adliger Titel sein oder nicht, ist nichts als ein bequemer Henkel am Namen, der den gesellschaftlichen Verkehr erleichtert. Ein Verein titeltragender Leute ist noch lange kein Adelsverband, der auf Familienbeziehungen beruht.

Bei unszulande bildet der Adel, soweit er mit Grundbesitz verbunden ist, einen regierenden Stand. Und dies

ist auch die beste Regierungsform, weil sie die Beamtenherrschaft ausschließt. Denn die Stellungen bei uns im Landesdienst sind unbezahlte Ehrenposten.

Ein Beamter aber besitzt, wie der Freiherr vom Stein richtig hervorhebt, vier Eigenschaften: „Er ist besoldet, buchgelehrt, das heißt er klebt am Wortlaut des Gesetzbuches, er ist eigentumslos und daher auch interesselos.“

Der kleine Kreis, der sich im Hause Ditmars versammelt hatte, lauschte mit Interesse den scharf formulierten Ausführungen Koerhofs. Dies waren die Gedankengänge, die uns bei ihm geläufig waren. Aber gespannt horchten alle auf, als er seinen Ausführungen eine ganz neue Wendung gab. „Etwas ganz anderes als ein Adliger ist ein Aristokrat. Der Aristokrat gleicht seinem Wesen nach den handelnden Personen in der antiken griechischen Tragödie. Nur spielt sich seine Tragödie auf der Bühne des heutigen Lebens ab. Die handelnden Personen der antiken Tragödie heben sich scharf vom Chor ab, der nichts anderes zu tun hat, als ihren Worten zu lauschen und ihre Taten mit Teilnahme oder Widerwillen zu verfolgen. Die Einzelperson hebt sich deutlich von der Masse ab, und das tut sie auch heute. Nur der große Einzelne führt den Kampf gegen die Götter. Die Masse wird vom blinden Schicksal gelenkt.

Mögen die Einzelnen sich untereinander hassen oder lieben, sich helfen oder befehlen — sie bilden doch eine Einheit, die wie ein Fels im Meer den Fluten der Masse Widerstand leistet. Sie sind die Aristokraten, das heißt die besten, die regieren. Die Masse regiert nie, sie reagiert bloß.

Das Leben des Aristokraten ist immer eine Tragödie, denn während er mit den Göttern den Kampf zu führen

hat, der keiner großen Einzelseele erspart bleibt, steht er außerdem einem feindlichen Wesen gegenüber, das gar keine menschlichen Züge hat, sondern dem gliederlosen Geschöpf gleicht, das auf der Gerberlohe träge, aber unaufhaltsam dahinkriecht. Dieses schleimige Wesen mästet sich von den Worten und Taten der Aristokraten, die es binnen kurzem restlos verdaut hat, indem es alles Edle, Schöne und Seltene sich angleicht und in einen unterschiedslosen Brei verwandelt, der dann als die ‚allgemeine Meinung‘ das freie Fortschreiten der Aristokraten auf Schritt und Tritt hemmt.

Manchmal entringt sich einer gequälten Aristokratenseele ein Notschrei, der dann das allgemeine Entsetzen hervorruft. So erklärte unser alter Freund, der Baron Nolken, er könne nicht mehr Eisenbahn fahren, weil ihn immer die Lust anwancele, die Leute aus der dritten Klasse totzuschießen. Da er über siebzig Jahre als väterlicher Freund für seine Untergebenen gesorgt hatte, versetzte diese plötzlich auftretende Mordlust des alten Herrn seine Umgebung in nicht geringes Erstaunen. Um eine Erklärung gebeten, sagte Nolken: ‚Diese Leute glauben, sie hätten die Eisenbahn gemacht, und benehmen sich als die Herren der Zivilisation.‘

Nolken sah ganz richtig, daß jede neue Entdeckung in den unersättlichen Bauch der Masse verschwindet, die durch jedes ihr dargebotene Geschenk der großen Geister immer nur anmaßender wird.

Die Masse, fuhr Koerhof fort, ‚haßt die Aristokraten, weil diese, ihrem innersten sauberen Wesen entsprechend, immer Distanz wahren und sich vor der Klebrigkeit der

Masse wie vor Gift scheuen. Obgleich es ein aussichtsloser Kampf ist, muß jeder Aristokrat bis zum letzten Atemzug in der Abwehr der Masse beharren.

Keine Zeile sollte ein Aristokrat drucken lassen, sie geht doch in dem Wust von Zeitungspapier, das die große Masse täglich fuderweise verschlingt, unter und findet nie das Verständnis der Massen, sondern dient nur zu ihrer Aufblähung.“

Dies waren keine leeren Worte eines Laien, der selbst nichts Neues zu sagen hat. Im Gegenteil, Koerhof war ein ausgezeichnete Historiker, dessen Arbeiten Aufsehen erregt hätten. Er war ein leidenschaftlicher Forscher. Als er zu Gast bei einem Nachbarn weilte, der eine sehr große Bibliothek besaß, fand ihn der Diener, der ihn am Morgen wecken wollte, auf der Bücherleiter sitzend, in einen großen Schweinslederband vertieft. So hatte er die ganze Nacht zugebracht.

Koerhof war ein hochgewachsener Mann, schwarzhaarig, mit einem geraden, klugen Gesicht. Eine Ritterrüstung hätte den besten Rahmen für diese eiserne Persönlichkeit gegeben.

Als einmal die Rede darauf kam, daß ein aus politischen Gründen verschickter baltischer Edelmann von einem russischen Soldaten geschlagen worden sei, erklärte Koerhof, dieser Balte müsse sich das Leben nehmen, da er von unreinen Händen berührt worden sei, ohne Rache nehmen zu können.

Durch seine historischen Studien war Koerhof zur Überzeugung gelangt, daß allein die katholische Kirche den Willen und die Macht besäße, die Massen zu bän-

digen. Er verfocht die Ansicht, daß die Kirche das Recht haben solle, über die Zulässigkeit der wissenschaftlichen Lehren zu entscheiden. Die Kirche würde davon einen weitherzigen Gebrauch machen. Sie könne zum Beispiel, wenn den Forschern soviel daran gelegen sei, den Darwinismus zum Dogma erheben.

Über diesen Punkt gerieten wir heftig aneinander. Ich erklärte, der Darwinismus sei eine Hypothese und kein Dogma. Würde er von der Kirche zum Dogma gemacht, so würden die Darwinisten ihre Lehre fallenlassen, um die Freiheit der Wissenschaft zu wahren. Die momentan geltenden Lehrsätze seien nichts — die Freiheit, sie beseitigen zu können, sei alles.

Wie ich später erfuhr, hatte Koerhof erwogen, ob er mich nicht wegen meines Angriffs auf die Herrschaft der Kirche zum Duell herausfordern sollte.

Er selbst ist dann katholisch geworden.

SIEBENTES KAPITEL

DIE NATUR SPIEGELT SICH  
IN DEN UMWELTEN VON VIER  
NATURFORSCHERN

## I. Arthur von Oettingen

**E**chte Naturforscher sind keine Gottsucher. Ihr Ehrgeiz besteht nicht darin, eine endgültige Lösung aller Probleme zu finden, denn sie bleiben sich stets dessen bewußt, daß ihre Erkenntnisse an ihr begrenztes menschliches Denken gebunden sind. Die Grenzen seiner Erkenntnisse kann der Naturforscher wohl hinausschieben, aber er wird nie die Erkenntnis eines an keine irdischen Schranken gebundenen Wesens anstreben.

Naturforscher, die ihre eigene Beschränktheit vergessen und absolute Wahrheiten verkünden, werden stets dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen, wie es Haeckel mit seinen „Welträtseln“ und Ostwald mit seinen „Sonntagspredigten“ ergangen ist.

Die Naturforschung übernahm von der mittelalterlichen Scholastik die Vorstellung eines Gottes, der als Weltbaumeister alle Dinge erschaffen hat, wie ein Schreinermeister alle in sein Fach schlagenden Gerätschaften, wie Stühle, Tische, Betten und ähnliches mehr, zum menschlichen Gebrauch herstellt. Auch Gott hatte alle Dinge und Wesen erschaffen, um dem Menschen dienstbar zu sein und sein Heil zu fördern.

Diesen von der Kirche geprägten Glaubenssatz verwandelten die Naturforscher in eine Hypothese und prüften sie auf ihre Stichhaltigkeit.

Berühmt ist die Antwort geworden, die Laplace Napoleon gab, als dieser, tief versunken in den Anblick des Sternhimmels, den großen Astronomen fragte: „Und von Gott, der dies alles geschaffen hat, sagen Sie nichts?“ – „Sire“, erwiderte Laplace, „wir können auch ohne diese Hypothese auskommen.“

Die Hypothese, die die Astronomen an die Stelle Gottes gesetzt hatten, war das von Newton verkündete Naturgesetz von der Schwerkraft der Massen, das die Bewegungen der Gestirne beherrscht. Da es niemand einfiel, Newton, der das neue Gesetz geschaffen hatte, an die Stelle Gottes zu setzen, der bisher der Urheber aller Naturgesetze gewesen, so blieb nur der sehr unklare Begriff eines Naturgesetzes übrig. Ein Gesetz kann sich selbst nicht setzen, also mußte die Natur es gesetzt haben. Das war sicher unrichtig, denn Newton und nicht die Natur hatte das Gesetz formuliert. Wer war überhaupt die Natur? Wenn sie sich nicht einmal ihre eigenen Gesetze geben konnte, so blieb von ihr nur ein Haufen zusammenhangloser Massen übrig, die zufällig aneinanderstießen, wobei schließlich eine scheinbare Ordnung zustande kam. Die Natur glich einer planlosen Maschinerie.

Zur Zeit, da Arthur von Oettingen Professor der Physik in Dorpat war, entwarf der berühmte russische Chemiker Mendelejew das System der Elemente.

Nach jahrhundertlangem Bemühen war es den Chemikern endlich gelungen, etwa achtzig Stoffe als die nicht mehr zerlegbaren Urelemente aller bekannten Weltstoffe zu ermitteln, die aber in keinerlei Zusammenhang miteinander standen. Und nun zeigte Mendelejew, daß man

diese Elemente entsprechend ihrem Atomgewicht in einer Tabelle zusammenstellen konnte, in der sie deutliche Reihen bildeten, die all ihren Eigenschaften entsprachen. Diese Tabelle wies an verschiedenen Stellen Lücken auf, welche aber bald durch neuentdeckte Elemente ausgefüllt wurden.

Es ging nicht an, das Mendelejewsche System als ein Naturgesetz zu bezeichnen, das aus den Wirkungen der Elemente aufeinander abzuleiten war. Es handelte sich hier um einen Naturplan, der die Existenz der Elemente von vornherein beherrscht. Ein jeder Zufall war ausgeschlossen.

Der Schöpfer dieses Planes war Mendelejew, aber niemand fiel es ein, ihm eine göttliche Gewalt über die Elemente zuzuschreiben. Die Natur, deren Plan hier deutlich zutage trat, war also doch kein planloses Gebilde.

Wie konnte man die planvolle Natur dem Verständnis näherbringen? Dies beschäftigte unausgesetzt Arthur von Oettingen. Er hatte es erlebt, daß eine anfangs angezweifelte Hypothese eines Kollegen plötzlich zum Rang einer weltumspannenden Naturregel erhoben wurde. War sie wirklich eine Regel, die der Natur angehörte, dann mußte die Natur ein höheres Wesen sein. Oder blieb die Regel nicht letzten Endes bloß ein Erzeugnis des menschlichen Geistes, das dieser der Natur auferlegt hatte?

Diesem Zweifel gaben die eigenen Versuche Oettingens neue Nahrung, die sich mit der räumlichen Übertragung von Tönen und Melodien befaßten. Als ausgezeichneter Experimentator und mit einem absoluten Gehör begabt, hatte er ein Klavier gebaut, das die ganzen und halben Töne in seltener Reinheit erzeugte. Die dem Klavier

entströmenden Luftwellen fing er in sinnvoll gebauten Apparaten auf und machte sie dem Auge sichtbar. Aber die dem Auge zugeführten Luftschwingungen versagten völlig, sobald es galt, Melodien sichtbar zu machen. Weder gelang es, einen Zusammenklang zu erspähen, noch eine harmonische Aufeinanderfolge zu erzeugen. Nur wenn die Luftwellen ein menschliches Ohr erreichten und sich in Töne wandelten, wurden sie plötzlich zu Elementen einer neuen Welt, in der sie sich verbanden oder abstießen. In den wunderbarsten Verschlingungen schufen sie immer neue Einheiten, die entstanden und vergingen. Kein stoffliches Gesetz störte ihren Zusammenklang noch ihren Ablauf, und doch waren diese Klangelemente ebenso streng an ein System gebunden wie die Stoffelemente in der Mendelejewischen Tabelle. Die Tonleiter wie die Stoffleiter zeigten beide einen ganz sicheren Plan.

Die Tonleiter mit ihren Oktaven, ihren Harmonien und Dissonanzen war aber in den Luftschwingungen, die die Urheber der Töne waren, nicht vorhanden, sondern entstand erst, wenn ein menschliches Ohr die Luftwellen als Töne wahrnahm. Der menschliche Geist war hier offenkundig der Gesetzgeber dieser Naturerscheinung – sollte er nicht auch die Stoffleiter geschaffen haben?

Stoffleiter und Tonleiter zeigten einige in die Augen springende Ähnlichkeiten, die Oettingen immer weiter in das gefährliche Gebiet der Analogien lockten.

Bald darauf stieß er auf die gleichen polaren Gesetzmäßigkeiten in den magnetischen Wirkungen wie in den entgegengesetzten Richtungen des Raumes, die im Wachstum der Pflanzen zum Ausdruck kamen.

In diesem Stadium seiner Forschungen fiel ihm ein Buch von Drummond in die Hand, das damals allgemein Aufsehen erregte. Es hieß: „The physical law in the spiritual world.“ Schon die Übersetzung des Titels ins Deutsche offenbarte die Unklarheit des Verfassers, denn es ging aus dem Inhalte des Buches nicht hervor, ob Naturgesetz in der Geisteswelt oder in der geistlichen Welt gemeint war. Das Buch strotzte von Analogien der bedenklichsten Art. Ich entsinne mich, daß eine Gemeinde, die einen allzu eifrigen Seelsorger besitzt, mit einem Einsiedlerkrebs verglichen wurde, der infolge der schützenden SchneckenSchale ein weiches Hinterteil bei sich ausbilde.

Dieses Buch nun löste bei Oettingen wahre Begeisterung aus, denn er fand in ihm einen Bundesgenossen auf der Suche nach Analogien. Er schwelgte förmlich in Vergleichen. Ich entsinne mich, daß er einen Menschen, der beim Durchqueren einer schmutzigen Straße die schmalste Stelle aufsucht, mit einem elektrischen Funken verglich, der beim Durchschlagen von Nichtleitern die kürzeste Strecke einschlägt.

Da Oettingen alle Naturerscheinungen nach analogen menschlichen Regeln wertete, unterließ er es, sie genauer zu untersuchen, sondern suchte nach Analogien, die sich stets auffinden ließen. Denn man kann schließlich jede Naturerscheinung der gleichen Denknorm unterwerfen, wenn man das Verfahren des Prokrustes anwendet. Bei diesem Vorgehen schwand aber die Natur selbst immer mehr aus seinem Gesichtskreis.

Seine Umwelt füllte sich, je mehr Schwierigkeiten er beiseiteschob, immer mehr mit Analogien an, die ihm eine

neue Welterkenntnis vorgaukelten. Sein neues Wissen mußte er auch anderen Menschen mitteilen, und so kündete er ein Kolleg über „Pantophysik“ an, in dem er ein Gerüst von physikalischen Gesetzen entwarf, das sowohl körperliche wie geistige Äußerungen des Lebens mit den gleichen Grundregeln umfaßte.

Sein Kolleg wurde von den kritischeren Studenten so deutlich abgelehnt, daß Oettingen sich genötigt sah, zu erklären, sein Kolleg sei nur für die ersten Studiensemester geeignet. Fertige Theologen oder Zoologen, die bereits in eingefahrenen Bahnen wandelten, sollten ihm fernbleiben.

Aber auch das Laienpublikum vermochte er nicht für sich zu gewinnen. Nachdem er einen öffentlichen Vortrag über Pantophysik gehalten, erhob sich sein eigener Bruder, der geistvolle und sarkastische Oberbürgermeister von Riga, Gori von Oettingen, und sagte: „Ich bitte den Herrn Redner, seinen Vortrag noch einmal zu wiederholen, weil mir nicht alles unklar geworden ist.“

## II. Alexander Schmidt

Schon in der äußeren Erscheinung bildete Alexander Schmidt, der Dorpater Physiologe — wegen seiner Blutuntersuchungen der Blutschmidt genannt —, einen frappanten Gegensatz zu Arthur von Oettingen. Bei Oettingen war alles grau: Augen, Haar, Bart und Kleidung, die Bewegungen von gehaltenem Ernst, aber geschickt und gefällig. Dagegen war Schmidt braunhaarig, von roter Gesichtsfarbe, mit lebhaften, aber ungeschickten Bewegun-

gen. Er war nicht schlank wie Oettingen, sondern robust und breit. Während Oettingens Auge gelegentlich voll Enthusiasmus aufstrahlte, waren die braunen Augen Schmidts immer gleich sprühend vor Lebhaftigkeit.

Schmidt war grundgescheit, das merkte man beim ersten Wort. Nie bewegte er sich in Allerweltsweisheiten; alles, was ersagte, trug immer das originelle Gepräge seiner starken Persönlichkeit. Wenn er erzählte, gewannen die Dinge, von denen er sprach, eine goldbraune Tönung wie auf alten Gemälden und wurden dadurch interessant und sympathisch.

Während ich Oettingen außer im Kolleg nur selten begegnete, stand im Hause Schmidt jeden Sonntag ein Platz für mich gedeckt. Er war ein Jugendfreund meines Vaters, mit dem er sich ausgezeichnet verstand. Seine Frau, zartgliedrig und vornehm, hatte die Gabe, mit kurzen, treffenden Worten jedem Gespräch eine geistreiche Wendung zu geben. Die beiden Söhne und beiden Töchter, die zum Teil erwachsen waren, schlossen diesen liebenswürdigen Familienkreis harmonisch ab, in dem Witz und Humor zu Hause waren.

Von Schmidt habe ich es gelernt, welche Haltung der Forscher im Verkehr mit der Natur einzunehmen hat: bei aller Vertrautheit niemals den Respekt vergessen, der sich dieser großen Dame gegenüber geziemt.

Schmidts Umwelt war von einer seltenen Geschlossenheit, da sie einen festen Mittelpunkt besaß, von dem alle Lebenswege ausgingen und zu dem sie alle zurückkehrten. Dieser Mittelpunkt war nicht ein bloßes Phantasiegebilde, sondern ein greifbarer Stoff — er hieß das Protoplasma. Alle lebenden Wesen entstehen aus ihm; nicht bloß ihr

Körperliches, sondern auch ihr geistiges Gefüge ist zu Anfang eines jeden Lebens eingeschlossen in einem flüssigen Kügelchen, das von den Eltern als Keimzelle ihren Nachkommen übertragen wird – um dann ein eigenes Leben zu beginnen. Aus ihm kristallisiert das Zellgefüge heraus wie die Schneeflocke aus dem Wassertropfen. Aber dies ist bloß ein Vergleich und keine Erklärung. Denn die Kristallisation ist für uns ein ebenfalls ungelöstes Rätsel. Was zwingt die Wasserteilchen, wenn der Frost einsetzt, sich übereinanderzuschieben nach ewig festen Regeln, die aber im Wassertropfen vorher nicht vorhanden waren, und zugleich eine Konsistenz anzunehmen, die jede weitere Verschiebung verhindert? Wir wissen es nicht.

Aber während es der Schneeflocke bestimmt ist, ein bloßes Raumgebilde zu bleiben, das leicht wie ein Federlein niederschwebt, um mit seinen Genossen die Schneedecke der Erde zu weben – formt sich aus dem Protoplasma des Keimes nach ebenso festen Regeln Gebilde auf Gebilde, bis ein fertiges Lebewesen dasteht, das den Eltern gleicht, sei es nun eine Pflanze oder ein einfaches Magentier wie eine Meduse oder eine leichtbeschwingte Libelle oder ein Vogel oder ein Hund oder ein Mensch. Immer neue Naturregeln locken aus diesem wunderbaren Stoff immer neue körperliche Gebilde hervor, deren Teile nicht bloß den Raum erfüllen, wie die Strahlen der Schneeflocke, sondern ineinandergreifen wie die Zahnräder einer Maschine. Und diese Maschinen bedürfen keines Heizers oder Lenkers, wie sie auch keines Erbauers bedürfen. Denn sie selbst sind befähigt, Eindrücke zu empfangen und Impulse zu erteilen – zu merken und zu wirken.

Kein Wunder, daß dieser Stoff, aus dem alles Lebendige entstand, das ihn umgab, Schmidts Interesse mächtig anzog. Das war eine Aufgabe, würdig eines großen Chemikers – aber nicht eines Chemikers, der erst alle Gestalt im Mörser totstampfte, um dann die Trümmer durch Säuren und Alkalien zu jagen, sondern eines Chemikers, der daran ging, die Lebensäußerungen des lebendigen Stoffes voneinander zu sondern und ihr Ineinandergreifen zu untersuchen.

Den Physikern überließ es Schmidt, das Ineinandergreifen der räumlichen Strukturen, die dem Auge offen daliegen, zu studieren. Das waren Erzeugnisse des lebenden Stoffes, die aber von seinen chemischen Eigenschaften nichts offenbarten.

Schmidt wollte an die stofflichen Eigenschaften des Lebendigen herankommen. Da es aussichtslos erschien, das Protoplasma selbst zu untersuchen, ohne es abzutöten, wählte Schmidt das Blut, das zwar selbst ein Erzeugnis des Protoplasmas war, aber doch noch einen lebenden Stoff darstellte, dessen Lebensäußerungen er zu untersuchen unternahm.

Die augenfälligste Erscheinung, die das Blut zeigt, ist die Gerinnung. Die Gerinnung ist nicht, wie man meinen könnte, eine Zersetzungserscheinung, die bei jedem Absterben des Blutes auftritt, sondern, wie Schmidt bewies, eine Lebensäußerung, die auf der chemischen Organisation des Blutes beruht. Es muß, wenn auch in Spuren, ein ganz bestimmter Stoff in unwirksamer Form jederzeit im Blute vorhanden sein, der auf bestimmte Anlässe hin wirksam wird und den ganzen komplizierten Ablauf der Gerinnungs-

vorgänge einleitet. Dieser Stoff ist ein unentbehrlicher Bestandteil des Körpers. Ohne ihn würde jedes Tier verbluten.

Es gab also nicht nur eine räumlich festgelegte Organisation im Körper, wie in jeder Maschine, sondern auch eine die Stoffe beherrschende Organisation, deren Träger frei im Blute kreisende winzige Stoffteilchen sein konnten, die aber bei bestimmten Anlässen wie Funken in ein Pulverfaß schlugen und die mächtigsten Wirkungen hervorriefen.

Ich glaube, daß Schmidt der erste gewesen ist, der das Vorhandensein einer chemischen Organisation im Körper erkannt hat, die der mechanischen Organisation gleichberechtigt zur Seite tritt. Dabei interessierte er sich nicht für die rein chemischen Eigenschaften dieser Explosivstoffe, sondern nur für ihr planmäßiges Wirken. „Wenn ich einen Schlüssel im Hause finde, so interessiert es mich nicht, daß er aus Eisen ist, dagegen suche ich nach dem Türschloß, in das er hineinpaßt.“ Dies war sein Standpunkt.

„Alles werden die Menschen nachahmen können, jeden Stoff und jede Struktur. Aber ein Schloß, das sich auf Wunsch der Tür und nicht auf den Wunsch des Menschen schließt und öffnet, werden sie nie erfinden. Das ist der großen Göttin vorbehalten, die das Leben an einen Stoff gebunden hat, der ruhig weiterströmt, während die aus ihm emporsteigenden Gestalten sich aus eigener Seele lieben und hassen, um nach kurzem Dasein wieder zu vergehen.“

Die Wirkungen dieses mit Leben begabten Stoffes verfolgte er in Gedanken bis in ihre fernsten Ausläufer. Es war ihm, wenn er vor einem Glas edlen Rheinweines saß, ein Vergnügen, darüber zu plaudern, wie auch das Rebenblut noch lebendig sei, nachdem die Hefe bereits ihre Wirkung

vollendet habe. Der Wein lebt weiter dank seines Protoplasmas und wird mit jedem Jahr reifer und edler.

Den kulinarischen Genüssen war er sehr zugeneigt. Ein Wunschtraum von ihm war es, auf einer Insel der Südsee zu landen, die eine Austernbank besaß. Er wollte dort im Schatten eines Zitronenbaumes sich von Austern ernähren, in die er ein wenig Zitronensaft träufelte, und sich am Anblick der Sonne und des Meeres erfreuen.

Die Auster spielte in seinem Leben eine besondere Rolle. Jedesmal, wenn in Dorpat die ersten Austern eintrafen, zog er mit der ganzen Familie zu einem solennen Austernessen in das Restaurant. „Ich tue das“, sagte er mir, wobei seine braunen Augen lustig zwinkerten, „aus moralischen Gründen. Alles in der Welt ist relativ. Niemand kann entscheiden, was in diesem Leben wirklich gut oder schlecht ist. Da ist es sehr schwierig, der Jugend den richtigen Halt zu geben. Deshalb führe ich meine Familie hierher. Denn eins ist sicher: die Auster ist gut.“

### III. Anton Dohrn

**D**er Zoologe in Dorpat, Professor von Kennel, war ein ausgezeichnete Lehrer. Uns jungen Zoologen lag die Welt der Lebewesen wie ein unentwirrbarer Urwald vor Augen, voller Romantik und voller Wunder. Wir waren überzeugt, uns in ihm zu verirren, denn wo waren die festen Wegmarken, um uns zurechtzufinden?

Mit sicherer Hand führte uns Kennel in die Kenntnis der Tierwelt ein und lehrte uns, ihren Formenreichtum zu

beherrschen. Er wies uns die Wege, die die Forscher bisher eröffnet hatten, und lehrte uns den Gebrauch der Werkzeuge, um uns selbst neue Wege zu bahnen in die noch unerforschten Bezirke der Natur.

Er war ein überzeugter Darwinist. Darwins großes Verdienst bestand Kennels Meinung nach darin, daß er die Pfaffen aus dem Tempel der Natur verjagt hatte. Nicht Glauben, sondern Wissen sollte in der Naturforschung allein zur Geltung kommen. Über dieses Thema hielt er ein großangelegtes Kolleg für die Studenten aller Fakultäten, das auch lebhaften Anklang fand. Nicht das Gebet, sondern das Mikroskop sollte den Weg zur wahren Erkenntnis eröffnen. Nicht in der Kirche, sondern im Laboratorium entschieden sich die großen Fragen der Welt.

Ganz im Sinne Darwins lehrte er uns, daß die verschiedensten Tierformen voneinander abzuleiten seien, und da Kennel ein dialektisch hochbegabter Geist war, fand er ein besonderes Vergnügen daran, die heterogensten Bildungen durch feinersonnene Zwischenglieder miteinander zu verbinden. Ja, er rühmte sich uns gegenüber, daß er eine jede beliebige Verwandtschaft der auseinanderliegenden Tiergruppen beweisen könne.

Das war für mich ausschlaggebend. Denn ich sagte mir, wenn dies das Ziel der Zoologie sein soll, so ist sie keine Wissenschaft, sondern eine geistreiche Spielerei. Ich beschloß daher, sobald ich mein Studium in Dorpat beendet hatte, der Zoologie den Rücken zu kehren und mich der vergleichenden Physiologie zuzuwenden.

Mit den Worten: „Ich komme als Fahnenflüchtiger zu Ihnen“, führte ich mich beim großen Meister der Physio-

logie in Heidelberg, Willy Kühne, ein. Kühne war voller Verständnis für meine Lage und führte mich in seiner überlegenen Art in die Fragestellung und in die Methoden der Muskel- und Nervenphysiologie ein. Auch unterstützte er lebhaft mein Bestreben, nach Neapel zu gehen, um dort auch an anderen Tieren als dem Frosch die Funktionen der Muskeln und Nerven zu untersuchen.

Bald überzeugte ich mich, daß die Froschphysiologie ganz unzureichend war, die ganz abweichend gebauten Meerestiere zu ergründen, und daß es galt, für jedes Tier eine eigene Physiologie zu schaffen, ehe man an eine allgemeine Physiologie denken konnte. Jedes Tier verlangte peremptorisch seine eigene Fragestellung und seine zu ihm passenden Untersuchungsmethoden.

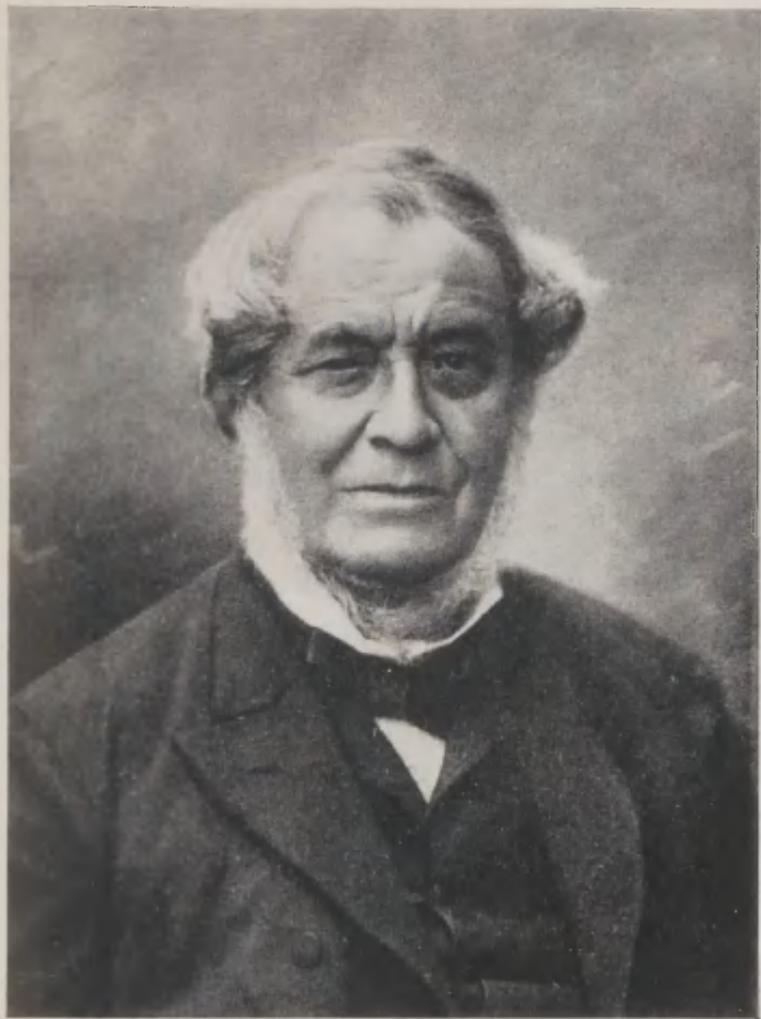
Jetzt hatte ich endlich das erreicht, wonach ich strebte — in unmittelbare Berührung mit der Natur zu kommen und mich, unbeeinflußt durch vorgefaßte Meinungen und zeitbewegende Theorien, ihrem Dienst zu widmen.

Es berührte mich in diesem Stadium meiner Entwicklung seltsam, mit einem Manne in Berührung zu kommen, der nicht Kärner, sondern König der Naturwissenschaft sein wollte — Anton Dohrn.

Im neunzehnten Jahrhundert wurden die Naturforscher von einem merkwürdigen Größenwahn befallen. Wann diese Krankheit begonnen hat, ist schwer zu sagen. Ich erinnere mich, unter einem zeitgenössischen Stich die Inschrift gelesen zu haben: „Franklin entriß dem Himmel den Blitz.“ Mich ärgerte diese freche Entstellung der Tatsachen. Ebenso gut hätte ein Sonnenschirmfabrikant behaupten können: „Ich, Moritz Meyer, entriß dem Himmel die Sonne.“

Einerseits war es wohl der unerhörte Aufschwung der Technik, der dem Größenwahn immer neue Nahrung gab. Die Erde wurde mit Drähten umspinnen, und die menschlichen Meldungen umkreisten spielend den Äquator. Dampf und Elektrizität wurden gezwungen, dem Menschen dienstbar zu sein. Erde, Wasser und schließlich die Luft füllten sich mit immer schneller dahinsausenden menschlichen Fahrzeugen. Unabsehbare Möglichkeiten taten sich überall auf. Vor allem aber war es der Fortschritt der Wissenschaften, der den Menschen den Kopf verdrehte. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie und das Gesetz von der Erhaltung der Massen schienen das Weltall in die Hand des Menschen zu legen, und die wachsende Einsicht in die Gesetze der Wellenbewegung der Luft und des Äthers erweckte die Aussicht, das innerste Wesen der Natur zu ergründen.

Den großen Vorsprung, den Physik und Chemie anfangs gewannen, hatte dann Darwin ausgeglichen, als er die Planmäßigkeit der lebendigen Natur für einen bloßen Schein erklärte. Auch in ihr, so lehrte er, herrschten ganz einfache physikalische und chemische Gesetze. Die lebenden Wesen variierten planlos nach allen Seiten hin, und nur der Kampf ums Dasein wähle das Passende aus, indem er das nicht Konkurrenzfähige ausmerze. Dadurch seien auch die Lücken entstanden, die die jetztlebenden Arten voneinander trennen. Wenn es gelänge, diese Lücken auszufüllen, würde die ganze lebende Natur einem Strom gleichen, der, aus dem chemischen Urgestein entspringend, erst aus den einzelligen Tieren und Pflanzen bestünde und, beim Weiterfließen durch die äußeren Umstände gezwungen, sich immer weiter teile, immer neue Formen annehmend, um



Robert Bunsen

schließlich das weite Feld tausendfältiger Gestalten zu bilden, die unsere heutige Erde bevölkerten. Kein Weltenplan, keine göttliche Weisheit trete irgendwo zutage, nur physikalische Notwendigkeiten und das Spiel des Zufalls beherrschten die Natur.

Diese Lehre, die das Denken der ganzen Kulturwelt in ihren Bann zog, war zwar verführerisch, aber nicht bewiesen. Dem kritischen Auge bot sich ein ganz anderes Bild. Von einem kontinuierlichen Strom sich ähnelnder Gestalten konnte nur in Ausnahmefällen gesprochen werden. Statt dessen sah man überall neue Gestalten ganz unerwartet auftreten, die keinem ihrer Vorgänger glichen, aber in sich völlig planmäßig gebaut waren und planmäßig in ihre Umgebung paßten. Eine Steigerung der Mannigfaltigkeit im Lauf der Erdgeschichte war unverkennbar, aber eine Steigerung der Vollkommenheit kam niemals zutage.

Das wechselvolle Leben schien viel eher den Launen einer Gottheit zu gehorchen, die aber ihrem Wesen nach nur Vollkommenes schaffen konnte, als dem Spiel des Zufalls, das Vollkommenes und Unvollkommenes in buntem Gemisch zutage fördert, aus dem dann das Vollkommenere allein übrigbleibt.

Dohn mit seinem unbestechlichen Wirklichkeitssinn wußte wohl, daß es nicht genüge, die Pfaffen aus dem Tempel der Natur zu vertreiben, sondern daß es galt, diesen Tempel selbst in Trümmer zu legen, wenn man die Pfaffen für immer los sein wollte.

Zwar hatte Darwin gut vorgearbeitet. Er hatte durch Einführung des Kampfes ums Dasein die ganze Erde in

ein mit Leichen übersätes Jammertal verwandelt, in dem einer den anderen mordete und der frechere Mörder Sieger blieb.

Der gütige Gott, der die Welt für den Menschen erschaffen hatte, war damit endgültig erledigt. Aber um so unheimlicher erhob sich die Gestalt der Sphinx des Lebens, die zwar ihre Geschöpfe vernichtete, aber nur um neue und mannigfaltigere Wesen zu erschaffen. Die Sphinx blieb für den menschlichen Geist ewig undurchdringlich. Nun aber bot sich die Möglichkeit, mit Hilfe der Lehre Darwins die Sphinx zu stürzen und an ihre Stelle eine dem Menschengeist erkennbare Weltmaschinerie zu setzen. Dann erst konnte der Mensch sich die Krone der Welt aufs Haupt setzen, die bisher das Haupt der lebenden Natur zierte.

Nach dieser Königskrone strebte Dohrn. Ich glaube, daß zum ersten Male in der Umwelt Dohrns der Kampf zwischen Sphinx und Maschine in voller Größe ausgetragen wurde.

Dohrn wußte wohl, wo die schwächste Stelle der neuen Lehre lag. Es klaffte eine nicht überbrückbare Kluft zwischen den Wirbeltieren und den Wirbellosen. Solange sie nicht überbrückt war, gab es keine Aussicht, die neue Lehre zum Siege zu führen.

Das Lanzettfischchen, der berühmte *Amphioxus*, den man als ein Bindeglied der beiden großen Tiergruppen ansprach, war ein sehr unsicherer Brückenpfeiler, denn allzu sehr näherte er sich dem Larvenstadium der Manteltiere, die gewiß nicht auf dem Wege zum Wirbeltiertypus lagen. Waren sie doch weiter nichts als einfache Filtriermaschinen, die das Seewasser mit Kleintieren und kleinsten Pflanzen

beladen aufnahmen, um es abgeseiht wieder zu entlassen und von der so eingefangenen Beute ihr einfaches Dasein zu fristen. Das konnten Schwämme und Medusen ebensogut.

Nein, es mußte ein solideres Fundament geschaffen werden, auf dem das Gebäude der neuen Weltanschauung errichtet werden konnte.

Den Plan zum Feldzuge gegen die Allweisheit der Mutter Natur faßte Dohrn bereits als Student. Seine lebhaftere Phantasie zeigte ihm, wie er mir sagte, in voller Anschaulichkeit alle die aufeinanderfolgenden Tiergestalten, deren es bedurfte, um völlig lückenlos den Beweis des Zusammenhanges von Wirbeltieren und Wirbellosen zu führen. Es fehlte nur des Beweises, daß er richtig gesehen.

Er durfte nicht hoffen, das notwendige Material in den spärlichen Funden vergangener Zeitepochen zu finden. Dazu hatten viele Zwischenstufen viel zu kurze Zeit gelebt. Dagegen gab es die Möglichkeit, aus den Embryonalstadien, vor allem der Haifische und Rochen, Glied um Glied wiederherzustellen. Denn nach der Lehre Haeckels durchlebt jedes Tier, wenn auch in abgekürzter Form, die ganze Reihe seiner Ahnen. Gelang es ihm, sich alle Embryonalstadien der niederen Fische zu verschaffen, so mußte der große Wurf gelingen. Hier handelte es sich nicht um mehr oder weniger geistreiche Spekulationen. Hier sollten Tatsachen entscheiden.

Nie ist ein wissenschaftliches Unternehmen in so großem Stil ins Leben gerufen worden. Erst mußte eine Meeresstation geschaffen werden, die sich selbst erhalten konnte. Und das verwirklichte Dohrn, indem er die weltberühmte Zoologische Station in Neapel errichtete. Welcher Aufwand

an Arbeitskraft und welche Kunst der Menschenbehandlung dazu nötig war, um diese erste Stufe zu erklimmen, wird niemand voll ermessen können. Aber alle Schwierigkeiten überwand er dank seiner übermenschlichen Willenskraft. Es gelang. Indem er Hunderten von Forschern der ganzen Welt eine unvergleichliche Arbeitsstätte eröffnete, schuf er auch sich die Möglichkeit, seinen Lebensplan ins Werk zu setzen.

Das Material floß ihm in Fülle zu. Ein Stab ausgezeichneter Mitarbeiter stand ihm zu Gebote. Die schönste Fachbibliothek der Welt hatte er aus dem Nichts geschaffen. Nun begann die Arbeit. Sie brachte ihm eine Enttäuschung nach der anderen. Vielleicht wäre es ihm gelungen, die Fachgenossen von der Wahrscheinlichkeit seiner Theorie zu überzeugen, aber er wollte sich selbst von ihrer Wirklichkeit überzeugen, und das mißlang. Jahre rastlosen Forschens wechselten mit Jahren völliger Hoffnungslosigkeit. Und schließlich mußte er es sich zugeben, daß trotz alles Ruhmes, den ihm die Schöpfung der Zoologischen Station einbrachte, sein eigentliches Lebenswerk ein Fehlschlag war.

Wer in jenen Tagen Dohrn daherschreiten sah, den Schlapphut tief herabgezogen über dem mächtigen, von einem grauen Vollbart umrahmten Antlitz, das von Kummer durchfurcht war, der konnte nicht daran zweifeln, daß dieser stolze Mann, trotz seines Ruhmes und seiner Erfolge, an schweren Depressionen litt.

Es ist nicht ratsam, sich mit der Sphinx in einen Zweikampf einzulassen.

## IV. Robert Bunsen

Bunsen lag ausgestreckt auf dem Sofa und rauchte eine Zigarre. Seine Gedanken weilten bei den Versuchen, die sein Kollege Kirchhof im anstoßenden Laboratorium soeben ausführte. Die beiden eng befreundeten, noch jungen Professoren der Chemie und Physik in Heidelberg hatten sich zusammengetan, um die Gesetze des Lichtes gründlich zu erforschen. Durch Bunsens Erfindung der nichtleuchtenden Gaslampe, des „Bunsenbrenners“, war es möglich geworden, die über einem Platindraht erhitzten Stoffe in Dampfform zu untersuchen ohne störende Einwirkung farbiger Flammen.

Die Stoffe in Gasform zeigen ein Spektrum von hellen Linien in verschiedenen Farben, während die langsam, erst zur Rotglut, dann zur Weißglut erhitzten Stoffe, wie Kohle oder Kalk, ein bandförmiges Spektrum entwerfen, das die Farben des Regenbogens trägt. Es gleicht dem bekannten Sonnenspektrum, nur ist dieses, wie bereits Fraunhofer festgestellt hatte, von dunkeln Querlinien durchzogen, die Kohle- und Kalkspektrum fehlen.

Kirchhof war, wie Bunsen wußte, damit beschäftigt, die beiden Arten von Spektren, das linienförmige des Natriumdampfes mit dem bandförmigen des Kalklichtes, zu vergleichen.

Da öffnete sich die Türe, Kirchhof trat herein und sagte: „Du, Bunsen, das Kalklicht löscht das Natriumspektrum aus.“ Bunsen blieb ruhig liegen und entwickelte, während er weiterrauchte, in klaren Worten die Gesetze der Emission und der Absorption des Lichtes. Das Rätsel der

Fraunhoferschen Linien im Sonnenspektrum sei nun gelöst. „Wir erhalten durch sie Nachricht vom Zustand der Sonne, deren weißglühender Kern umgeben ist von einer Menge von Stoffen in Dampfform, deren Vorhandensein im einzelnen wir jetzt nicht mit Sicherheit werden feststellen können.“ Die Spektralanalyse war gefunden. Das war eine ganz große Entdeckung.

Und nun vollzog sich, während Bunsen noch sprach, eine ganz merkwürdige Verwandlung. Weder Ruhm noch Ehrungen, die dieser Entdeckung folgen mußten, spielten dabei die mindeste Rolle. Was sich wandelte, hatte mit seiner Person nichts zu tun. Aber die Natur selbst erhob durch die große Antwort, die sie ihm schenkte, seine Umwelt zum Rang eines Fürstentums. Sie war nicht mehr die Umwelt eines beliebigen Heidelberger Professors, sondern die Umwelt eines Fürsten der Naturwissenschaft. Alles in ihr war plötzlich bedeutend und wertvoll geworden. Sie gab ihm die Sicherheit, wie sie nur Fürstentümer mit großer Machtfülle ihren Herrschern verleihen können.

Das war es, was Bunsens Persönlichkeit bis in sein höchstes Alter einen besonderen Stempel verlieh. Er glich einem regierenden Fürsten, der inkognito reist und doch unverkennbar bleibt. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch seine vornehme Art, die Entdeckung der Spektralanalyse seinem Freunde Kirchhof allein zuzuschreiben.

Auch seine Stellung der Natur gegenüber war nun eine ganz eigenartige geworden. Sie war seine Lehnsherrin geworden, die ihn mit einem ihrer schönsten Fürstentümer belehnt hatte, um es in ihrem Sinne auszubauen und zu verwalten.

In diesem Fürstentum gab es keine geheimen Verstecke. Alles war durchleuchtet vom Licht der Wahrhaftigkeit. „Alle meine Briefe“, sagte Bunsen, „hätte man auf offenem Markt vorlesen können.“ Das war ein Ausspruch, der eines Fürsten würdig war.

Mit der größten Freigebigkeit verschenkte er seine zahlreichen chemischen Erfindungen und Entdeckungen an seine Zuhörer. Ich habe selbst den schwerreichen Sodakönig Mond in Heidelberg gesprochen, der, wie er mir versicherte, seinen ganzen Reichtum Bunsen verdanke. Er sei noch einmal nach Heidelberg gekommen, um seinem großen Lehrer seine Verehrung auszusprechen. Auch der Erfinder des Auerlichtes hatte die Idee zu einem Glühstrumpf, der ihm Millionen einbrachte, aus den Experimenten an edlen Erden geschöpft, die Bunsen in seinem Kolleg vortrug.

Bunsen hat seine Entdeckungen niemals selbst technisch verwertet. „Arbeiten ist schön“, pflegte er zu sagen, „aber Erwerben ist ekelhaft.“

Alle äußeren Ehrungen, die ihm in reichstem Maße zuteil wurden, ließen ihn kalt. „Gerade solange meine Mutter noch lebte, habe ich Freude an allen Auszeichnungen empfunden, weil ich wußte, daß sie meine Mutter freuten.“ Sie sah in ihnen die Merkzeichen, die den erfolgreichen Weg des berühmten Sohnes absteckten.

Nur eine stille Ehrung, die er bei seinem Scheiden aus der Hochschule empfang, hat ihn tief gerührt. Er war um seine Pensionierung eingekommen und erhielt keine Antwort. Als er nach Karlsruhe reiste, um sich beim Minister Aufklärung zu erbitten, zeigte ihm dieser sein Abschiedsgesuch, unter das der Großherzog geschrieben hatte:

„Einen Bunsen entlasse ich nicht.“ So blieb er denn im Verbands der Hochschule, aber wurde zugleich von seinen Pflichten entbunden.

Jahrelang habe ich das Glück genossen, Tischgenosse des großen Mannes im Grand Hotel in Heidelberg zu sein. Bunsen war, obgleich er die Achtzig überschritten hatte, noch voller Heiterkeit und stets zu Scherzen aufgelegt. Wenn er fühlte, daß die vom Kellner gereichte Schüssel besonders heiß war, was aber seinen alten Chemikerhänden nichts ausmachte, so nahm er sie dem Kellner aus den Händen, um sie mit einem lebenswürdigen Lächeln seinem Nachbarn in die Hand zu drücken, der dann mit einem Aufschrei zurückfuhr.

Er liebte es nicht, wenn man ihn auf Speisen aufmerksam machte, die für ihn unbekömmlich waren. Als ein besorgter jüdischer Kollege ihn beim Genuß einer Leberpastete mit den Worten störte: „Dies dürften Sie eigentlich nicht essen“, schwieg er still. Aber er wartete den nächsten Gang ab, der ein schöner Schinken in Burgunder war, um sich dann seinem Ermahner zuzuwenden: „Und dies dürften Sie eigentlich nicht essen.“

Bunsen interessierte sich aufs lebenswürdigste für unsere wissenschaftlichen Bestrebungen, die er in heiterer Weise kritisierte. Als ich ihm erzählte, wir suchten nun in der Biologie den unverständlichen Ausdruck Sinnesorgan durch Rezeptor zu ersetzen, so solle zum Beispiel das Auge Photorezeptor heißen, bemerkte Bunsen: „Ich würde das für einen Postassistenten halten.“

Solange der später nach Basel berufene kluge Jurist Andreas von Thur unser Tischgenosse war, versuchte

Bunsen, ihn durch alle möglichen juristischen Spitzfindigkeiten in die Enge zu treiben. „Ist die geographische Lage eines Grundstückes entscheidend für seinen Besitz?“ fragte Bunsen. — „Ja gewiß“, sagte Thur. — „Wenn nun aber durch eine Lawine das Haus eines Bauern A auf das Grundstück seines Nachbarn B getragen wird, wie das in der Schweiz öfter vorkommt, wem gehört das Haus?“ — „Dem B“, sagte Thur. — „In Chile“, fuhr Bunsen fort, „gibt es bei Erdbeben Verschiebungen, wobei die ganzen Grundstücke des A und des B ihre Plätze vertauschen. Müssen dann beide ausziehen und ihre Wohnungen wechseln?“ Thur wehrte ab. „Gesetze sind dazu da, um den Verkehr zu regeln; wenn sie Störungen verursachen, müssen sie neugemacht werden.“

Hin und wieder suchte der Philosoph Kuno Fischer unsere Gesellschaft auf, um am Mittagessen teilzunehmen. Fischer war damals der berühmteste Redner Heidelbergs, wenn nicht Deutschlands. Zum Universitätsjubiläum hatte er in der Universitätskirche eine Rede gehalten, die geschlagene zweieinhalb Stunden dauerte. Die Kirche war abgeschlossen, so daß niemand sie verlassen konnte. Die Studenten spielten auf der Galerie Skat, während die Zuhörer im Schiff der Kirche allmählich in Schlaf versanken. Auch Bunsen war eingeschlafen, aber in einer unbequemen Stellung, da er seinen Chapeau claque zwischen den Knien halten mußte. Plötzlich entschlüfte ihm der Hut und öffnete sich mit lautem Krach. „Warum schießt eigentlich Kollege Fischer?“ fragte Bunsen beim Erwachen.

Einmal war Fischer zu Tisch erschienen, um Bunsen sein Leid zu klagen, daß er beim Ankauf amerikanischer

Eisenbahnaktien sehr viel Geld verloren habe. Bunsen hörte völlig ungerührt zu und sagte kein Wort. Um seine Teilnahme zu erwecken, fügte Fischer hinzu: „Helmholtz ist es ebenso gegangen.“ — „So, so“, sagte Bunsen, „von Helmholtz hätte ich das nicht erwartet.“

Kuno Fischer litt an einer Selbstüberhebung, die Bunsen köstlich amüsierte und von ihm immer wieder herausgefordert wurde. Als Fischer uns nach einem solchen Gespräch verlassen hatte, sagte Bunsen: „Unser verehrter Kollege Fischer besteht aus zwei Menschen, einem, der schreibt, und einem, der spricht. Der da schreibt, ist klug.“

Bunsen erzählte gern, aber er erzählte keine Witze, sondern Anekdoten. Eine Anekdote unterscheidet sich von einem Witz durch ihren Lokaltou, der sie in eine gewisse Situation eingliedert. Die historische Anekdote bleibt an eine geschichtliche Begebenheit gebunden. Sobald sie mündlich weitererzählt wird, gewinnt sie einen Lokaltou, der aus der Umwelt des Erzählers stammt und der die ganze Situation umformen kann. Dieser persönliche Lokaltou ist es, der der Anekdote ihren wahren Reiz verleiht. In der Umwelt erfährt jede Anekdote oft sehr starke Umwandlungen, die aber durchaus berechtigt sind.

Mein geistvoller Freund Karl von der Heydt erzählte einmal von einem Fischfang, der vor zwanzig Jahren stattgefunden hatte, dabei habe er einen so großen Fisch gefangen, wobei er die Hände weit auseinanderstreckte. Seine wahrheitsliebende Frau unterbrach ihn: „Aber Karlchen, damals war der Fisch nur halb so groß.“ — „Weißt du denn nicht“, erwiderte der Gatte, „daß ein Fisch in einer Geschichte ebensogut wachsen kann wie im Wasser?“

In diesem Sinne waren auch die Anekdoten Bunsens weitergewachsen und hatten sich dabei immer mehr verschönt. Aber alle stammten aus dem Fürstentum Bunsen, und darin lag ihr Reiz.

Von sich selber behauptete er, er sei in seinen jüngeren Jahren berühmt gewesen, weil er es verstanden habe, einer jeden Bowle ein auserlesenes Aroma zu verleihen. Sein Geheimnis habe er aus guten Gründen, besonders den Hausfrauen gegenüber, deren Bowlen er verschönerte, sorgsam gehütet: „Ich trug nämlich immer in einer Zündholzschachtel sechs getrocknete Wanzen bei mir, die mein Geheimnis enthielten, denn eine halbe getrocknete Wanze vermag jede Bowle durch ihr herrliches Aroma zu veredeln.“

Die anmutigste Anekdote knüpfte sich an Karl Ernst von Baer: „Zum Jubiläum der Universität“, erzählte Bunsen, „waren die Astronomen mit der Festordnung betraut worden. Da diese aber immer über den Wolken weilen, bringen sie die Erdendinge in Unordnung. So sahen die Zoologen mit Entsetzen, daß beim Einzug der Festgäste in die Aula hinten ganz unter den jüngsten Privatdozenten ein alter Herr daherzockelte, dessen Brust von oben bis unten mit Orden bedeckt war, und erkannten in ihm ihren berühmtesten Kollegen Karl Ernst von Baer, der als Vertreter der kaiserlich russischen Akademie nach Heidelberg gesandt worden war. Baer hatte selbst gar nichts gemerkt. Er erhielt einen Stuhl und war zufrieden. Schließlich war ja auch jeder Stuhl wie der andere.“

Doch es mußte der Faux pas der Astronomen wieder gut gemacht werden, und so wurde Baer nach Karlsruhe ein-

geladen, weil der Großherzog ihn begrüßen wolle. Bei dieser Audienz erhielt Baer den höchsten badischen Orden mit Brillanten, den nur ganz wenige Auserlesene besaßen. Baer nahm den Orden dankbar an und heftete ihn an seine Brust.

Nun war Karl Ernst von Baer ein sehr kluger Mann, der sehr schöne Entdeckungen gemacht hatte. Seine schönste Erfindung aber war ein feines Drahtgestell, an dem er alle Orden befestigte, um sie dann alle zusammen mit einem Griff wieder abnehmen zu können.

Nach der Audienz begab sich Baer in sein Hotel, um Mittag zu essen. Vorher suchte er den Waschraum auf, um sich die Hände zu waschen. Er nahm das Handtuch vom Ständer, hing an diesen sein Ordensgestell, wusch sich die Hände, hängte das Handtuch wieder an seinen Platz und vergaß seine Orden. Dann speiste er und reiste ab. Im Hotel gab es keine kleine Aufregung, als man unter dem Handtuch im Waschraum das Ordensgefunkel entdeckte. Da sich aber unter den Orden der höchste badische Orden befand, dessen Inhaber man kannte, wurde Baer als der Besitzer festgestellt und ihm seine Orden nachgesandt.

Ein ganzer Kranz von Anekdoten rankte sich um den großen Mathematiker Gauß. Bunsen erzählte: „Es war angeordnet worden, genaue Ortsbestimmungen in der Nähe von Braunschweig zu machen. Zu diesem Zweck hatten sich eine Anzahl von Fachleuten mit ihren Meßgeräten aufs Land begeben. Da bemerkte einer der Herren, daß sie ihre Logarithmentafel vergessen hatten. Als sie sich darüber besprachen, was zu machen sei, meldete sich ein neunjähriger Hirtenknabe, der ihnen dauernd gefolgt war, und sagte, er

habe selbst eine solche Tabelle aufgestellt, ob sie diese benutzen wollten.

Die Herren waren völlig verblüfft und glaubten, der Schullehrer des Dorfes müsse ein unbekanntes Genie sein. Sie suchten ihn auf, mußten aber feststellen, daß er ein ganz gewöhnlicher Esel war. Nun richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf den Knaben, der ihnen die erstaunlichsten Antworten gab. Sie wandten sich darauf nach Hannover und erwirkten durch ihre Fürsprache beim Hof eine Freistelle am Gymnasium für den jungen Mathematiker.

Nach Absolvierung des Gymnasiums wußte Gauß noch nicht, ob er sich der Mathematik oder der Sprachkunde zuwenden sollte. Hatte er doch in den Ferien ohne Schwierigkeiten Russisch erlernt.

Als er sich dann für die Mathematik entschied, erfand er die Wahrscheinlichkeitsrechnung und war mit zweiundzwanzig Jahren der berühmteste Mathematiker der Welt.

Als Professor in Göttingen hatte er mit Ernst Heinrich Weber begonnen, die elektrischen Maße festzusetzen. Während dieser Arbeit brach der Konflikt der Krone mit dem Lande aus. Von den Mitgliedern der Universität weigerten sich sieben Professoren, den vorgeschriebenen Eid auf die neue Verfassung zu leisten. Sie wurden darauf entlassen. Unter ihnen befand sich auch Weber. Gauß war wütend, daß ihre gemeinsame Arbeit durch diesen Zwischenfall unterbrochen wurde. Er machte Weber die heftigsten Vorwürfe: ‚Wenn Sie einem wütenden Stier begegnen, während Sie ein wertvolles Teleskop in der Hand haben, müssen Sie dann unbedingt mit dem teuren Instrument auf das Tier losshauen?‘

Politik lag ihm nicht. Aber auch dem häuslichen Leben schenkte Gauß wenig Beachtung. Als ihm gemeldet wurde, seine Frau liege im Sterben, stand er wohl auf, um von ihr Abschied zu nehmen, aber er nahm das Buch, in dem er eben gelesen, mit, wobei er seinen Zeigefinger als Lesezeichen benutzte. Dann gab er seiner Frau die andere Hand, sagte: ‚Adieu Marie‘ und kehrte wieder zu seiner Lektüre zurück.“

Im Anschluß an Gauß kam Bunsen auf die Frage zu sprechen, in welcher Weise man einen für Mathematik besonders begabten Jungen erziehen solle: „Wenn Sie ihm nur Mathematik beibringen, glauben Sie, daß er ein Mathematiker werden wird? — Nein, ein Esel.“

Für besonders wichtig erklärte er die Denkerziehung durch die lateinische Grammatik. In ihr lernen die Kinder mit Gedankendingen umgehen, die sie nicht mit Händen greifen können, die jedoch einer strengen Gesetzmäßigkeit unterliegen. Nur so lernen sie es, mit Begriffen sicher umzugehen.

Gleichzeitig mit Robert Bunsen lebte in Heidelberg mehrere Jahre hindurch sein Vetter Karl Josias von Bunsen, ein persönlicher Freund von Friedrich Wilhelm IV., der ihn auch als preußischen Gesandten nach London geschickt hatte. Über ihn kursierte eine hübsche Anekdote, die bewies, daß auch er ein echter Bunsen war. Als eben beglaubigter Gesandter wurde er zum Diner in eins der ersten Häuser Englands eingeladen. Nach dem Diner wurde der Kaffee auf der Terrasse vor dem Schloß eingenommen. Bunsen entnahm der Zuckerdose, die ihm vom Diener gereicht wurde, ein Stück Zucker mit den Fingern statt mit der Zange. Darauf rief die Hausherrin dem Diener zu, eine

andere Zuckerdose zu bringen. Bunsen ließ sich nicht stören, sondern trank ruhig seine Tasse aus und warf sie dann über das Geländer hinunter auf das Pflaster. Die Hausherrin schrie vor Entsetzen auf: „Was machen Sie mit meinem teuren Porzellan?“ — „Verzeihen Sie, Mylady“, sagte Bunsen erstaunt, „wenn Sie die Zuckerdose, die ich berührt habe, nicht mehr benutzen können, wie konnte ich ahnen, daß Sie noch Wert auf die Tasse legten, aus der ich getrunken habe.“

Die letzten Lebensjahre verbrachte Karl Josias in Heidelberg, mit der Herausgabe eines Bibelwerks beschäftigt, das er unvollendet hinterließ. Natürlich gab es immerfort Verwechslungen zwischen den beiden Bunsen, die auch nach Karl Josias' Tode nicht aufhörten. Immer wieder wurde Robert Bunsen auf das Bibelwerk seines Veters hin angesprochen. Als ein amerikanischer Theologe ihn bedrängte, wann man auf die Vollendung des Bibelwerks rechnen könne, antwortete ihm Bunsen: „Dies ausgezeichnete Werk ist leider durch meinen frühzeitigen Tod unterbrochen worden.“

Zum Schluß jeder Mahlzeit versäumte es Bunsen nie, aufmerksam in die geleerte Flasche hineinzuschauen: „Die Flaschen werden nämlich“, so erklärte er, „mit Schrotkügelchen gesäubert, und wie leicht kann eines sich unten verfangen und den ganzen Wein vergiften. Wenn man also ein solches Kügelchen findet, so hat man vergifteten Wein getrunken und muß sich auf den Tod vorbereiten. Ich tue es dann auch, indem ich dem Kutscher, der mich ausfährt, ein Trinkgeld gebe, damit er mich, wenn ich tot bin, nicht in den nächsten Graben wirft, sondern nach Hause fährt.“

Es ist überhaupt sehr schwierig, zu entscheiden, was man mit toten Menschen anfangen soll. Es gibt einen Negerstamm, der schickt immer am Nationalfeiertag des Stammes die alten Leute auf die Bäume. Diese werden dann kräftig geschüttelt, und wer herunterfällt, gilt als reife Frucht und wird von seinen Angehörigen unter Tränen aufgefressen. Die russischen Bauern haben die Frage anders gelöst; da sie sehr langlebig sind und sehr viel Schnaps saufen, liegen sie hundertfünfundzwanzig Jahre betrunken im Graben. Dann sind sie durch den Alkohol so konserviert, daß sie keine üblen Düfte mehr verbreiten und ruhig im Graben liegenbleiben können. Aber wirklichen Nutzen bringen sie auch nicht. Da ist unser Kollege von der Anatomie in Turin zu preisen, der testamentarisch seinen Körper dem eigenen Institut vermachte und der nun, in hundert Präparate zerlegt, einen Glasschrank des Institutes ziert.“

In dieser Weise liebte Bunsen es, zu plaudern. Er war aber immer bereit, auf ernste Fragen in einer halbernstesten Weise Antwort zu geben. Als wir ihn fragten, ob er an eine persönliche Unsterblichkeit glaube, sagte er: „Wahrscheinlich ist sie zwar nicht, aber in der Natur kommen so tolle Dinge vor, daß auch sie möglich ist.“

Man wird es wohl verstehen, daß Bunsen, der sich selbst keinerlei persönliche Verdienste zuschrieb, sondern alle seine Leistungen als freie Geschenke der Natur wertete, eine unüberwindliche Abneigung gegen die Leute hegte, die ihre eigene Person wie eine Monstranz vor sich hertragen. „Von allen Menschen waren mir die feierlichen die ekelhaftesten.“

Wer jemals der imponierenden Reckengestalt Bunsens mit den freundlichen Zügen und den blauen, alles verstehenden Augen gegenüberstand, wußte, daß er einen Fürsten des Geistes vor sich hatte. Aber nur, wer seinen Geschichten lauschen durfte, die in einem leise klagenden Ton vorgetragen wurden, der so seltsam mit ihrem Inhalt kontrastierte, empfing einen Hauch aus jener Umwelt, die von der Göttin Natur selbst geadelt in Reichtum, Schönheit und Heiterkeit weitergewachsen war und nun an Früchten überquoll, wie sie nur selten einem menschlichen Herbst beschert sind.

Unter all den tausend verschiedenen Menschaugen, die die Natur geschaffen hat und die nun in ihre tausenderlei verschiedenen Umwelten hineinschauen, gibt es immer einige wenige, die, einem unwiderstehlichen Drang folgend, das Auge der Natur selbst zu erblicken suchen. Das sind die echten Naturforscher. Wie wechsellvoll selbst diesen bevorzugten Kindern die Natur erscheint, das sollen die angeführten Beispiele zeigen. Die Natur ist immer sich selber gleich, aber ihre Spiegelbilder ähneln sich nicht . . .

ACHTES KAPITEL

DIE HEILIGEN IN DER UMWELT  
DES RUSSISCHEN VOLKES

Der große Saal des Aktienklubs in Reval, in dem der Adel des Landes seine Feste gab, erstrahlte im Glanz von zahllosen Wachskerzen. Die reichgeschmückte Festtafel erstreckte sich fast über die ganze Länge des Saales. Sie stand wie im Freien in tiefes Grün getaucht, denn die Wände ringsum glichen den Baumkulissen eines französischen Gartens. Alle Treibhäuser der Stadt hatten ihren grünen Schmuck hergeben müssen.

Die Türen öffneten sich, und der Ritterschaftshauptmann Baron Dellingshausen in der reichgeschmückten Uniform eines Hofmeisters des kaiserlichen Hofes führte die beiden Ehrengäste herein, den Großfürsten Konstantin im blauen Frack mit den Abzeichen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und den Erzbischof von Petersburg in seinem wallenden geistlichen Gewande. Der Saal füllte sich schnell mit zahlreichen Mitgliedern des Adels im Frack. Man nahm Platz. Der Großfürst zur Rechten, der Erzbischof zur Linken des Ritterschaftshauptmanns. Da beugte sich der Großfürst zum Erzbischof hin und sagte: „Euer Eminenz werden gewiß die Güte haben, das Tischgebet zu sprechen.“ Nun erhob sich der Erzbischof und fragte Dellingshausen: „Wo ist das Heiligenbild?“

Den Zuhörern ringsum stockte der Atem. Da die Ritterschaft durchweg aus Lutheranern bestand, war bisher niemand auf den Gedanken gekommen, in den Räumen des

Klubs ein russisches Heiligenbild aufzuhängen. Was würde geschehen, wenn der Erzbischof das erfuhr, der Skandal war unvermeidlich, und dieser mußte bei dem gespannten Verhältnis zur russischen Regierung unbedingt vermieden werden. Alles blickte gespannt auf Dellingshausen mit der bangen Frage: „Was wird er sagen?“ Aber Dellingshausen sagte nichts, sondern wies mit einer leichten Handbewegung in die Ostecke des Saales, deren dichtes Grün jedes Heiligenbild verdecken mußte. Der Erzbischof verneigte sich in der ihm gewiesenen Richtung, bekreuzigte sich und sprach das Tischgebet. Alle atmeten erleichtert auf. Wie die scheidende Sonne bisweilen in besonderer Farbenpracht erstrahlt, so hatte die estländische Ritterschaft in den Zeiten ihres Unterganges noch das Glück, an ihrer Spitze einen Mann zu sehen, der in seiner Person die Tugenden eines Edelmannes mit denen eines Diplomaten verband und der seine menschliche Überlegenheit in Anmut zu kleiden wußte.

Aber seine Überlegenheit hätte Dellingshausen nichts genützt, wenn der Erzbischof weiter gefragt hätte, welcher Heilige hier verehrt würde. Dies aber war nicht zu befürchten, denn obgleich auf den Heiligenbildern verschiedene Heilige abgebildet sind, spielt das für den gläubigen Russen keine Rolle. Das Heiligenbild ist in jedem Fall ein Heiligtum und dient stets dem gleichen Zweck, in das russische Haus eine Ausstrahlung der Heiligkeit Gottes zu bringen. So wurden alle russischen Häuser durch die Heiligenbilder Träger der Heiligkeit und nicht bestimmter Heiligen. Die Heiligenbilder dienten nur dazu, das Haus zu heiligen, und nicht dazu, es einem bestimmten Heiligen

zu weihen. Gott ist die Sonne, und die Heiligen sind, nur seine Strahlen, die das Heil in jede Hütte tragen, in der ein Heiligenbild die Wand ziert, die nach Osten gegen Sonnenaufgang gelegen ist.

An dieses Heiligtum wendet sich der Fromme in Not und Freude. Sein ganzes Leben spielt sich im Angesicht des Heiligtums ab, das ihn dauernd an sein ewiges Seelenheil mahnen soll.

Deshalb gleichen sich alle Heiligen, die, im byzantinischen Stil gemalt, ein goldumrahmtes weltfernes Antlitz zeigen. Die Gesichter der Heiligen ähneln sich so stark, weil sie alles Individuelle abgestreift haben. Denn sie alle dienen dem gleichen Zweck, eben heilig zu sein.

Je weiter die Persönlichkeiten der Heiligen, die hinter ihren Bildern stehen, sich verlieren, um so wichtiger wird ihr Bildnis in den Umwelten der naiven Russen. Der gleiche Heilige, der in zwei Bildern dargestellt wird, wird zu zwei Personen, ohne daß dies irgendeinen Anstoß erregt.

Einmal im Jahre besuchte die Mutter Gottes von Kasan mit großem Gepränge die iberische Mutter Gottes in Moskau. Eine Stunde lang blieben die Bilder in einem Zimmer eingeschlossen, dem sich kein menschlicher Fuß nähern durfte. Nachdem die geheimnisvolle Unterredung beendet war, begab sich die Mutter Gottes von Kasan wieder in ihre Karosse, die von vier Schimmeln gezogen war, um in großem Pomp in ihre Heimatkirche zurückzukehren.

Während die von der gesamten Geistlichkeit Moskaus begleitete Madonna die Straßen durchfuhr, lag die Menge andächtig auf den Knien, Fragte man einen der

Andächtigen, wie es denn überhaupt möglich sei, daß es zwei Mütter Gottes gäbe, so erhielt man zur Antwort: „Wahrscheinlich sind es Schwestern.“

Die Bilder des heiligen Nikolaus erfreuten sich einer besonderen Beliebtheit, die aber nicht durch die Taten des Heiligen begründet war, sondern auf die Erfahrung, daß seine Bilder besonders wirksam bei Gebetserhörungen waren.

Als der General Kuropatkin sich von Petersburg als Oberbefehlshaber an die japanische Front begab, nahm er einen ganzen Waggon von Heiligenbildern mit, die ihm von zahlreichen Gläubigen zugesandt worden waren, welche sich ihre Heiligenbilder von der Seele gerissen hatten, damit sie nun, nachdem sie sich im eigenen Heim segensvoll und wundertätig erwiesen hatten, der großen Sache des Vaterlandes dienen sollten. Leider vermochten sie es doch nicht, dem Feldzug eine glückliche Wendung zu geben.

Völlig anders ist die Stellung der Heiligen in römisch-katholischen Ländern. Hier lebt noch der Heilige in eigener Person in den Umwelten der Frommen. Er unterscheidet sich durchaus von allen übrigen, worüber folgendes Erlebnis, das mir mein Freund, der Professor Alfred von Domaszewski, mitteilte, Aufschluß gibt.

Domaszewski machte als übermütiger Student mit zwei ebenso fröhlichen Kommilitonen der Wiener Universität eine Fußtour in Kärnten. Vor einem Wirtshaus in den Bergen kamen sie ins Gespräch mit einem treuherzigen alten Mütterlein, das sie nach den neusten Ereignissen ausfragte, sie höre in ihrer Bergeinsamkeit nichts von dem, was in der Welt geschähe.



Baron Eduard Dellingshausen  
der letzte Ritterschaftshauptmann, in Hofmarschallsuniform

„Ja, habt Ihr noch gar nicht gehört“, fragte Domaszewski, „unser Herrgott ist gestorben.“ — „So so“, sagte die Bäuerin mit einem bedauernden Kopfnicken, „freili, alt genug ist er worden.“ — „Ja, und nun“, versicherten ihr die Studenten, „nun müssen die Heiligen einen neuen Herrgott wählen.“ — „Möchten sie den heiligen Laurenti wählen, der versteht was vom Vieh“, meinte die Alte.

Die persönliche Vertrautheit mit dem Charakter und den Fähigkeiten des einzelnen Heiligen geht dem Russen ab. Dafür vertraut er um so mehr der dämonischen Kraft, die vom Bilde des Heiligen ausgeht. Dem Bilde des Heiligen wird eine ganz besondere Wirkung zugetraut, wenn es nicht von Menschenhänden verfertigt wurde. Ich habe selbst ein solches wundertätige Naturbild im Park des Schlosses von Fickel gesehen. Es bestand aus einem Baumschwamm, der aus einem alten Apfelbaum gewachsen war. Der Schwamm, der oben rund war und nach unten in eine Spitze auslief, besaß ein paar Vertiefungen, die man als Augen und Mund deuten konnte. Im ganzen glich er der Maske eines Clowns und hatte für unsere Augen nichts Ungewöhnliches an sich. In der Umwelt der russischen Saisonarbeiter war der Schwamm aber ein Wunderwerk Gottes, etwas besonders Heiliges, vor dem sie täglich, bevor sie zur Arbeit gingen, ihre Andacht verrichteten, indem sie sich bekreuzigten und Gebete murmelten.

Die Krankheiten sind bei den Russen, wie bei vielen Naturvölkern, dämonische Gewalten, deren man wohl durch Handauflegen und Gebete, aber nicht durch Medicinen Herr wird. Daher stammt auch die instinktive Abneigung der Russen gegen die Ärzte, die in zahlreichen

Fällen beim Auftreten von Epidemien der Volkswut zum Opfer gefallen sind.

In den primitiven Umwelten, in denen die Dämonen noch Gewalt besitzen, können diese nicht bloß in Naturbildern, sondern auch in lebenden Menschen Gestalt gewinnen. Nur durch diese Einsicht gewinnen wir Verständnis für die ebenso merkwürdige wie tragische Begebenheit, die sich am Ende der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in einem weltfernen russischen Dorfe, nahe der sibirischen Grenze, zutrug.

Aus Sibirien waren nach Petersburg Cholerafälle gemeldet worden, und darauf versandte das Ministerium des Innern einen Erlaß an alle Bürgermeister und Dorfältesten an der Grenze Sibiriens, der Cholera, sowie sie auftrete, mit allen Mitteln zu Leibe zu gehen. Es wurde angeordnet, alle Gegenstände, die mit choleraverdächtigen Personen in Berührung gekommen waren, sofort zu verbrennen. Dieser Erlaß war auch allen Einwohnern des erwähnten Dorfes bekanntgegeben worden, und nun lauerten alle gespannt auf das Eintreffen der Cholera, unter der sie einen bösen Dämon vermuteten.

Eines Tages näherte sich, von der sibirischen Grenze kommend, dem Dorfe einer jener in Rußland ziemlich zahlreichen Landstreicher, die ihr ganzes Leben auf der Landstraße verbringen. Es sind meist geistig nicht ganz ausgeglichene Persönlichkeiten, die aber durchaus harmlos sind.

War es nun die auffallende Kleidung des Fremden oder sein unsympathischer Gesichtsausdruck, der Verdacht erregte – jedenfalls bemächtigte sich des ganzen Dorfes eine

Erregung, als ein altes Weib ausrief: „Dieser da ist die Cholera.“ Alle waren sogleich überzeugt, so und nicht anders müsse die Cholera aussehen.

Der Fremde wurde auf allgemeines Verlangen festgesetzt und einem strengen Verhör unterworfen. Er begriff zuerst gar nichts von dem, was man ihm vorwarf. Aber allmählich begann die feste Überzeugung der andern auf sein schwaches Gehirn Eindruck zu machen. Vielleicht lag in seiner wunderlichen Umwelt, in der natürliche und übernatürliche Beziehungen kunterbunt durcheinander liefen, die Möglichkeit gar nicht so fern, daß er von einem Dämon besessen sei. Jedenfalls gestand er zum Schluß freimütig: „Ja, ich bin die Cholera.“ Und nun wurde er, entsprechend der Anweisung des Ministeriums, auf dem Markte öffentlich verbrannt.

NEUNTES KAPITEL  
DIE RUSSISCHEN JUDEN  
IN IHRER UMWELT

Der Wagen hielt auf dem Marktplatz der kleinen Stadt Tuckum in Kurland. Die Sonne schien auf die weißen kleinen Häuser der hier zusammenlaufenden Straßen mit ihrem alten Kopfplaster. Alles war still und die Straßen leer. Da ertönte die Turmuhr an der kleinen Kirche. Und mit ihrem Schläge änderte sich das Bild völlig.

Aus allen Häusern strömte eine schwärzliche Menschenmasse: Männer im dunkeln Kaftan, mit schmierigen Hüten und langen braunen Bärten, Frauen in schwarzen Kleidern, die Köpfe mit schlechtsitzenden schwarzen Perücken bedeckt, junge Mädchen in dürftigen Kleidern und mit wirren Haaren und Kinder, Kinder, Kinder, schwarzhaarig, unsauber, beweglich und schwatzhaft.

Wer waren diese Leute, was trieben sie, was wollten sie in dem grünen Garten Kurlands, dessen Boden sie nicht beackerten, dessen Wiesen sie nicht schnitten und dessen Fruchtbäume sie nicht pflegten?

Dies war mein erster Eindruck, den ich als Primaner auf einer Ferienreise zu meinen kurländischen Verwandten von den Juden empfing. Ein völlig fremdes Volk lebte hier eingesprenzt in dem sonst von Deutschen und Letten bewohnten Lande. Ein eng zusammengedrängtes Stadtvolk, streng abgesondert von dem weithin verstreuten Landvolk, nur durch lose wirtschaftliche Beziehungen mit dem Lande verknüpft. Man hätte dies Volk in seiner Gesamtheit

herausheben und anderswohin verpflanzen können, ohne das Antlitz des Landes zu ändern.

Diese Juden führten, wie mir mitgeteilt wurde, ein durch uralte Sitten und religiöse Gebräuche streng geregeltes Leben. Jede Lebensäußerung von der Geburt bis zum Tode wurde durch rituelle Vorschriften in vorgeschriebene Bahnen geleitet, die dem Einzelnen nur wenig Freiheit ließen. Der Rabbiner, der im Dienste Jehovas stand, war der Hüter des Gesetzes. Er allein besaß die nötigen Kenntnisse, um die unzähligen Vorschriften und Anweisungen richtig auslegen zu können. Er besaß aber nicht die Befugnis des katholischen Geistlichen, zu binden und zu lösen.

In der Abwehr aller fremden Einflüsse der Gojim, das heißt der Heiden, hatte sich dieses Gottesvolk rein erhalten durch Jahrtausende. Unrein waren alle Fremden, unrein ihre Speisen, unrein ihre Gebräuche; daher galt jeder gesellschaftliche Verkehr mit ihnen als Sünde. Nur Geschäfte wirtschaftlicher Art durfte man mit ihnen betätigen. Aber auch hier galten Vorschriften, die andere waren als im Verkehr mit den eigenen Volksgenossen.

Innerhalb seiner kleinen Umwelt ein untadeliges Leben zu führen, indem man den Willen Gottes erfüllte, der in den Gesetzesvorschriften niedergelegt war — das war das Streben jedes einzelnen Juden. Denn Gott belohnt die ihm treu Dienenden mit den Gütern dieser Erde. Je frömmer er ist, desto größeren Anspruch auf Reichtum hat der gute Jude, und der Besitz von Reichtümern gilt als Beweis für die belohnte Frömmigkeit. Deshalb kennt der arme Jude keinen Neid gegenüber dem reichen Volksgenossen, sondern zollt ihm Verehrung.

Wenn in dem Judenstädtchen die Nachricht eintraf, daß ein Jude irgendwo große Reichtümer erworben habe, so sah man darin einen Gnadenbeweis Jehovas an seinem ganzen Volke. Deshalb wurde der Name Rothschild auch in Tuckum nur mit der größten Ehrfurcht genannt.

Vor allem war es ein großes Ziel, das all die kleinen Umwelten der gesetzestreuen Juden erhellte: Wenn jeder Jude treu nach dem Gesetz Gottes lebe, dann werde eines Tages Jehova die Strafe, die er über sein sündhaftes Volk verhängt hatte, indem er es über die ganze Welt verstreute, in Gnade wandeln und es im Triumph in das gelobte Land zurückführen. Dann werde er Jerusalem zur Beherrscherin der ganzen Erde machen.

Der fromme Jude war dessen gewiß, daß er durch seinen untadeligen Lebenswandel der großen Sache seines Volkes diene, und das gab ihm das Gefühl der Überlegenheit über die Heiden, die ihr Leben ziellos und planlos führten wie das Vieh auf der Weide.

Mein Freund Alexander Baron Staël-Holstein, der es wundervoll verstand, mit den einfachen Juden umzugehen, teilte mir ein Erlebnis mit, das den Beweis für das Überlegenheitsgefühl, das auch den geringsten Juden beseelt, eindeutig liefert.

Die regelmäßigen Fahrten über den Sund zwischen der Insel Moon und dem estländischen Festlande wurden damals durch eine Segelbarke getätigt, die bei ungünstiger Windrichtung stundenlang dauern konnten. Bei hohem Wellengang schaukelte das Boot mächtig. Da aber das Boot durchaus seetüchtig war und eine alterprobte Bemannung hatte, war die Überfahrt keineswegs lebensgefährlich.

Staël machte eine solche Überfahrt in Gesellschaft mehrerer estnischer Bauern und eines armseligen „Pindeljuden“, der sich kümmerlich durch Anpreisung seiner Waren, die er in seinem Pindel mit herumtrug, bei den Bauern ernährte. Da ihm die Seefahrt ungewohnt war, bekam er es beim Anblick der hohen Wellen mit der Angst und begann laut jammernd den Gott Isaaks und Josephs anzurufen, daß er ihn aus der großen Gefahr erretten möge. Die Bauern fanden das Judengeheul äußerst komisch und begannen, ihn zu verhöhnen. Nun wandte sich Staël in jüdischem Jargon an den Juden und sagte ihm, er solle sich schämen, sich vor den Bauern lächerlich zu machen, er sähe doch, daß die Bauern sich gar nicht fürchteten. „Was soll der Bauer fürchten für sein Leben?“ erwiderte der Jude. „Was ist wert des Bauern sein Leben?“

Da den Juden während der russischen Herrschaft die Ansiedlung in Estland untersagt war, hatte ich erst in Dorpat, das den Juden als Universität freigegeben war, wieder Gelegenheit, sie in größerer Anzahl zu sehen. Sie studierten meist Medizin und sahen, da sie in dürftigen Verhältnissen lebten, sehr abgerissen und ungepflegt aus. Sie waren aber eifrig und fleißig. Es fiel nur auf, daß zwei jüdische Studenten, die sich in ihrem Äußeren keineswegs von den übrigen unterschieden und durchaus nichts-sagende Namen trugen, dennoch von ihren Kommilitonen mit so ausgesuchter Auszeichnung behandelt wurden, als seien sie prinzlichen Geblütes. Vielleicht waren sie es auch.

Ich hatte den Eindruck, als müsse sich hinter dieser gleichartigen Masse noch manches Geheimnis verbergen. Vor allem interessierte mich die Frage nach der Organisa-

tion der Judenschaft. Sie wurde mir durch eine Erzählung des Senators Graf Tiesenhausen besonders nahegelegt. Graf Tiesenhausen war als revidierender Senator nach Minsk entsandt worden. Der Gouverneur empfing ihn am Bahnhof und zeigte ihm einen großen Juden mit rotem Vollbart, der neben dem Wagen des Gouverneurs Posten gefaßt hatte. „Exzellenz“, wandte sich der Gouverneur an Tiesenhausen, „dies ist der Jude, der Sie gekauft hat.“ – „Mich kann niemand kaufen“, erwiderte Tiesenhausen. – „Nun, Sie werden ja sehen“, meinte trocken der Gouverneur.

Kaum hatte Tiesenhausen seine Wohnung im Schloß bezogen, so ließ sich der rotbärtige Jude melden: „Zu persönlicher Dienstleistung bei Seiner Exzellenz.“ Tiesenhausen ließ ihn kurzerhand hinauswerfen. Am nächsten Tage suchte er den ersten Friseur der Stadt auf, um sich rasieren zu lassen. Schon saß er eingeseift vor dem großen Spiegel, da sah er, wie der Rotbart am Fenster vorbeiging und dem Friseur ein Zeichen gab. Im gleichen Augenblick schrie der Friseur auf: er habe sich in den Finger geschnitten und könne den Senator nicht rasieren. Nun suchte Tiesenhausen den nächsten Friseur auf. Aber dieser stürzte ihm an der Tür entgegen und sagte: er habe soeben die Nachricht vom Tode seines Vaters erhalten und müsse seinen Laden schließen. Von nun ab fand Tiesenhausen alle Friseurläden geschlossen. Er versuchte in verschiedenen Läden Einkäufe zu machen. Überall wurde er mit der ausgesuchtesten Höflichkeit empfangen, aber immer war gerade der Gegenstand, den er sich aussuchte, soeben verkauft worden. Stets mußte er unverrichteter Dinge wieder

heimkehren. „Am vierten Tage“, erzählte Tiesenhausen, „als mir die Stoppeln zentimeterlang aus dem Gesicht herauswuchsen, so daß ich mich in keiner Gesellschaft zeigen konnte, ließ ich den Rotbart, der geduldig vor meiner Tür saß, hereinkommen, und von da ab ging alles glatt.“

Die jüdischen Geschäftsleute von Minsk hatten die Gewohnheit, jeden Étranger de distinction, der ihre Stadt besuchte, meistbietend zu versteigern. Der Mann, der ihn ersteigert hatte, erhielt dann von allen Geschäften, in die er den Fremden führte, eine angemessene Provision. Die Versteigerungsgelder wurden einer gemeinsamen Kasse zugeführt.

Man wird wohl annehmen dürfen, daß die jüdische Kaufmannschaft von Minsk, die ein so festes und enges Netz bildete, um einen so mächtigen Fisch, wie es ein revidierender Senator war, zu fangen, durchaus imstande war, jede Konkurrenz auszuschließen. Wahrscheinlich wird ein derartiger Zusammenschluß der Juden in vielen russischen Städten bestanden haben.

Über die Frage, ob sich über ganz Rußland eine jüdische Organisation erstreckt habe, hat mir ein höherer russischer Beamter, der sich speziell mit dem jüdischen Problem beschäftigte, ausführliche Auskunft erteilt.

Es bestand ein lockerer Zusammenschluß aller Rabbiner Rußlands, der sogenannte Kachal, der aber keine eigentliche Spitze besaß. Wirtschaftliche Beziehungen bestanden natürlich von Stadt zu Stadt, besonders war man über die Kreditfähigkeit der Kaufleute in den Nachbarstädten orientiert. Es sei durchaus glaubhaft, daß bereits im Mittelalter eine Anweisung, die in Moskau ausgestellt war, in

Madrid honoriert werden konnte. Offenbar wird ein solcher Wechsel sehr zahlreiche Unterschriften der Kaufleute aus den dazwischenliegenden Städten getragen haben.

Die ganzen jüdischen Organisationen seien aber, so versicherte mein Gewährsmann, seit dem Beginn der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in voller Auflösung begriffen, das heißt seit dem Umsichgreifen der sogenannten Reform. Die Reform äußere sich im Abfall der Jugend vom Glauben der Väter, in dem Verdrängen der jiddischen Sprache durch die russische und in dem immer mehr sinkenden Ansehen der Rabbiner. Dies sei vom Standpunkt des russischen Staates sehr zu bedauern, denn die Rabbiner seien den Behörden immer bereitwillig an die Hand gegangen bei der Aufspürung von Verbrechen.

Die vom Glauben abgefallene jüdische Jugend, besonders die Studenten, wende sich immer mehr dem Nihilismus zu und bilde ein gefährliches Ferment für die ganze studierende russische Jugend.

Überhaupt bilde nicht das Judentum an sich eine Gefahr für den Staat, wohl aber das sich auflösende Judentum, weil es zahllose Existenzen schaffe, die völlig wurzellos seien und sich entweder einem skrupellosen Gelderwerb zuwenden oder Geheimgesellschaften gründen zum Umsturz des russischen Staates. Auf den frommen, gesetzestreuen Juden kann man sich auch heute noch verlassen, aber vor einem abtrünnigen, glaubenslosen Juden soll man sich hüten.

Es war mir natürlich sehr interessant, in Dorpat von den jüdischen Kollegen die These des russischen Beamten von der Auflösung des Judentums bestätigt zu hören, und

zwar in Form einer bitteren Klage. Diese Kollegen waren Juden, die fest an die kulturelle Aufgabe des Judentums in der Welt glaubten. Die Juden hätten eine aus verschiedenen Völkern und Rassen zusammengefügte Einheit gebildet, die aber jetzt auch in Rußland in völligem Zerfall begriffen sei. Der Zerfall des Judentums sei in anderen Ländern noch weiter fortgeschritten als in Rußland. Im Auslande seien es gerade die fähigsten Köpfe, die sich ihren Wirtsvölkern mit Haut und Haaren verschrieben hätten. Am schlimmsten wirkten sich die Mischehen aus, weil die aus diesen Ehen stammenden Kinder zu allermeist gegen das Judentum feindlich eingestellt seien. Die Mehrzahl der gebildeten Juden wüßten gar nichts mehr vom wahren Judentum, sie hingen nur noch durch ein unter der Decke des Bewußtseins schlummerndes, aber noch selbstverständliches Gefühl zusammen.

Auf meine Frage, was das für ein Gefühl sei, erwiderte mein Kommilitone: „Wie kann man das, was einem selbst ohne weiteres selbstverständlich ist, einem anderen verständlich machen? Aber Sie sind ein Balte und werden es einigermaßen nachfühlen können. Gewiß fühlen Sie sich gehoben, wenn ein Balte eine aufsehenerregende Leistung vollbracht hat, und sind besonders erfreut, wenn ein Balte einen großen Teil seines Vermögens im Interesse des Baltentums verwendet. Und vor allem werden Sie das Gefühl der Empörung nicht unterdrücken können, wenn die Balten irgendwo ungerecht angegriffen werden. Dies latente, aber immer vorhandene, ihnen ganz selbstverständliche baltische Gefühl beruht nun nicht darauf, daß die Balten dem gleichen Lande entstammen oder der gleichen

Rasse angehören, sondern ausschließlich auf der Tatsache, daß die Balten seit siebenhundert Jahren eine Schicksalsgemeinschaft bilden, deren Mitglieder in Leid und Freud den Kampf für ihr baltisches Deutschtum gemeinsam geführt haben. Sehen Sie, das gleiche gilt aber in noch viel höherem Maße für uns Juden, die wir über zweitausend Jahre lang verbannt und verfolgt über die ganze Erde verstreut die gemeinsame Fahne des Judentums hochgehalten haben.

Solange sich das Gefühl der Schicksalsgemeinschaft noch erhält, so lange ist das Judentum nicht verloren. Aber es besteht jetzt die Gefahr, daß es sich bei allen Juden, die sich den Wirtsvölkern angeglichen haben, allmählich verliert. Geweckt kann es nur werden, wenn in elfter Stunde — wie so oft im Laufe unserer Geschichte — ein rücksichtsloser Antisemitismus ausbricht, der alle Juden daran erinnert, daß sie ein Volk sind und unter einem Gott eine gemeinsame Aufgabe zum Wohl der Menschheit zu erfüllen haben.“

Wir waren während des Spazierganges, auf dem mir der jüdische Student seine Befürchtungen und Hoffnungen vortrug, an einer Schafherde vorbeigegangen, die von einem Hund umkreist und zusammengehalten wurde. Plötzlich blieb er stehen, drehte sich um und deutete auf die Herde: „Sehen Sie“, rief er aus, „das brauchen wir, und ich bitte Gott täglich, daß er uns den unerbittlichen Antisemitismus sende, der die verlorenen Schafe Judas wieder zusammenreibt.“

ZEHNTES KAPITEL

ALFRED VON DOMASZEWSKI

(EINE ALTRÖMISCHE UMWELT)

Das weltberühmte, anmutige Badestädtchen Kissingen wimmelte von Besuchern. Von allen Seiten brachten Extrazüge immer neue Menschenscharen heran. Die Zugereisten gruppierten sich nach ihren Heimatstädten, deren Namen jedem Zuge auf großen Tafeln vorangetragen wurden. Alle Züge strebten dem gleichen Ziele zu, galt es doch, den großen Reichsgründer Bismarck zu feiern, der in Ungnade von seinem Herrscher entlassen worden war. Der Kaiser hatte vor kurzem eine Rede gehalten, in der er seine Feinde zu zerschmettern drohte. Und nun schwebten, quer über die Straßen gespannt, breite Bänder über den Köpfen der Massen, die in riesigen Lettern den Spruch trugen:

Wir Bayern und Badner wettern  
Für Bismarck und fürs Reich,  
Droht Einer zu zerschmettern,  
Uns ist es alles gleich.

Keine Obrigkeit, keine Polizei war eingeschritten, um die anzüglichen Verse zu entfernen, unter denen eine heiter plaudernde Menschenmenge daherzog. Ein Scherzwort löste das andere aus. Da rief einer: „Ich habe auf Bismarcks Wiegestuhl gesessen.“ – „Zieht ihm die Hosen aus“, klang es aus der Menge zurück. Die Städte verspotteten sich gegenseitig. Die Heidelberger benahmen sich am anmaßendsten.

Die Menge verstummte, als sie sich dem Hause näherte, aus dessen Mittelfenster drei mächtige weiße Haarbüschel hervorsprangen, die man bald als die Augenbrauen und den Schnurrbart erkannte, welche zu einem Antlitz gehörten, dessen gewaltige Ausdruckskraft sein Jahrhundert zu formen schien.

Nach einer Ansprache des Professors Erdmannsdörfer aus Heidelberg antwortete eine merkwürdig hohe und gedämpfte Stimme. Die Worte kamen zögernd hervor, oft entstanden Pausen, bis das richtige Wort gefunden war, das dann mit Sicherheit den Nagel auf den Kopf traf. Die Rede war keine oratorische Leistung, aber sie war getragen von dem Zauber eines Geistes, dessen Worte alle seine Zuhörer überragte.

Ich entsann mich einer Bemerkung Bismarcks über das Reden: „Leute, die das Unglück haben, Beredsamkeit zu besitzen, gleichen jenen Damen, die zu kleine Füße haben, sie müssen sie bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit zeigen.“

Bismarck kam es nicht darauf an, seine Zuhörer zu überreden, sondern sie zu überzeugen. Er sprach von dem schlecht beratenen Kaiser und von der Notwendigkeit der öffentlichen Kritik, um den Kaiser auf die Fehler seiner Berater aufmerksam zu machen.

In Tausenden von kleinen Umwelten pflanzte er den Samen, aus dem das Gefühl der Verantwortung gegen sich selbst und das Vaterland erwachsen sollte.

Als ich tags darauf, nach Heidelberg zurückgekehrt, meinem Freunde Alfred von Domaszewski von meinen Erlebnissen berichtete, rief er aus: „Das ist die wahre

bürgerliche Freiheit. Deutschland ist das freieste Land der Welt.“

Damit berührte er das Problem, das ihn sein ganzes Leben lang beschäftigen sollte: Wie ist die bürgerliche Freiheit mit einem starken Staatswesen zu vereinigen? Die berühmte Redensart: „Nicht auf Bajonetten, sondern auf der Liebe eines freien Volkes beruht die wahre Macht des Herrschers“, hielt Domaszewski für irreführend, denn sie verführe den Monarchen zur Liebedienerei seinem Volk gegenüber.

Die Aufgabe eines Königs sei eine ganz andere, nämlich für das Wachstum seines Volkes zu sorgen. Wachstum aber bedeute nicht Vergrößerung des Staates. Das sei zu materiell gedacht, sondern Entfaltung und Erblühen aller kulturellen Fähigkeiten des Volkes. Das heiße der wahren Freiheit dienen, über die sowohl Friedrich der Große als auch Napoleon sich im gleichen Sinne geäußert. „An der wahren Freiheit ist nur ganz wenig Menschen etwas gelegen“, beginnen sie beide. Darauf fährt Friedrich der Große fort: „. . . deshalb muß sie sorgfältig behütet werden“, und Napoleon sagt: „. . . deshalb kann sie jeder mit Füßen treten.“

Die Freiheit, sagte Domaszewski, liege nicht in der Verfassung, die man einem Volke geben und wieder nehmen könne, sondern in der Verfassung, die ihm die Natur gegeben habe. Es sei lächerlich, einer Birke die Verfassung einer Eiche geben zu wollen und umgekehrt, das wisse ein jeder; aber man glaube, man könne jedem Volke die gleiche Verfassung verleihen, obgleich die Völker ebenso verschieden seien wie Eichen und Birken. Man könne eine

fremde Verfassung einem Volke wohl aufzwingen, aber man vernichte dadurch seine natürliche Verfassung.

Die gleiche Lehre habe schon vor Tausenden von Jahren Konfuzius vorgetragen, der auf die Frage, welches die beste Verfassung für ein Volk sei, antwortete: „Diejenige, welche die Aufrechten aufrichtet und die Unaufrichtigen zertritt.“

Die bürgerliche Freiheit, fuhr Domaszewski fort, sei nichts anderes als das Recht auf Wachstum. Ohne sie gehe der Staat zugrunde. Es handele sich beim Staate nicht um juristische Bindungen, wie die Vertreter des Contrat social behaupten, sondern um organische Bildungen. Das habe bereits Menenius Agrippa erkannt, als er in seiner berühmten Rede beim Auszug der Plebejer den Staat mit einem menschlichen Körper verglich, in dem ein jeder Stand ein anderes Organ darstelle und andere Aufgaben habe. Das Große aber an den Römern sei gewesen, daß sie sich von seinen Darlegungen überzeugen ließen, was bei den heutigen Demokraten ganz ausgeschlossen sei, denn sie verlangten die gleichen Rechte für alle Bürger des Staates.

Mit dem Hinweis auf die Römer endeten alle Ausführungen Domaszewskis. Hiermit betrat er sein ur-eigenstes Gebiet. Denn die Umwelt dieses ungewöhnlichen Mannes war das alte Rom. Im antiken Rom lebte er, und von dort aus beurteilte er die jetzige Welt.

Alfred von Domaszewski, dessen klassische Gesichtszüge dem kaiserlichen Hof des alten Rom zur Zierde gereicht hätten, war der Sohn eines österreichischen Genie-offiziers polnischer Herkunft. Doch war dieser bereits so germanisiert, daß er seinen Kindern verbot, Polnisch zu

lernen, um nicht unter den Einfluß ihrer polnischen Verwandten zu geraten. Seine Mutter, eine feine, liebenswürdige Dame, war Halbblutfranzösin, was man ihr auch ansah. Vielfarbiges Glas war zur Herstellung dieses edlen Gefäßes verwendet worden, das den klarsten Geisteswein enthielt, der in allen Farben funkelte, sobald das Licht auf ihn fiel.

Domaszewski war als Zwilling einer Schwester zur Welt gekommen, die nach dem Verlust ihres ausgezeichneten Gatten, der sich als Dichter einen Namen gemacht hatte, zu ihm zog und mit ihrer Tochter seinen Haushalt führte. Seine schöne und kluge Nichte verwob er ganz selbstverständlich in den Kreis römischer Damen, die ihm näherstanden als die meisten Frauen seiner Kollegen.

Kleinbürgerliche Anschauungen stießen ihn ab: „Eine keusche Köchin ist noch lange keine Dame“, pflegte er zu sagen.

Als Schüler Mommsens hatte er im Auftrage der Berliner Akademie weite Reisen auf dem Balkan und im Orient unternommen und eine reiche Beute an römischen Inschriften heimgebracht.

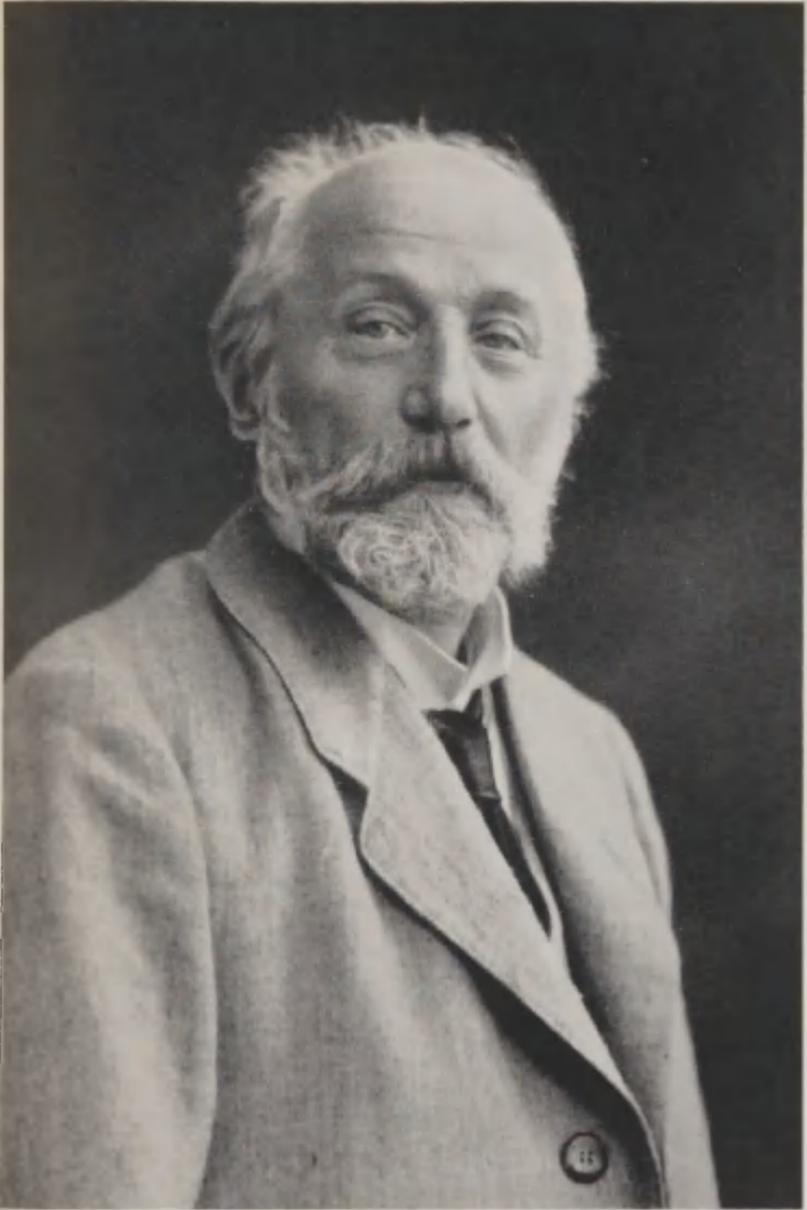
Domaszewski galt als Autorität in diesem Fach und erhielt zahlreiche Zuschriften von Lokalhistorikern, die römische Inschriften entdeckt zu haben glaubten. Aus der Eifel wurde ihm mitgeteilt, es sei dort eine antike Kachel gefunden worden, die offenbar aus einem Palast der Meteller stamme, denn sie trüge die Inschrift: Vil-u-Bo-Met. „Beruhigen Sie sich“, schrieb Domaszewski dem Einsender, „die Kachel kann nicht so alt sein, denn die Inschrift lautet richtig ergänzt: Villeroy und Boch, Mettlach.“

Das Studium der lateinischen Inschriften, die meist von Soldatengräbern stammten, hatte ihm eine umfassende Kenntnis zahlloser Einzelheiten des römischen Heeres verschafft, die er mit Hilfe der antiken Schriftsteller zu einem farbenreichen Mosaik zusammenbaute. Er kannte die Regimentsgeschichte zahlreicher Legionen, da ihm die Inschriften Kunde von dem Lebenslauf ihrer Offiziere gegeben hatten.

Das Studium des Tatsachenmaterials erledigte er am Schreibtisch. Aber auf langen einsamen Spaziergängen in der herrlichen Umgebung Heidelbergs erwuchsen ihm immer deutlicher faßbar werdende Gestalten. Mit allen Kaisern war er entweder persönlich befreundet oder verfeindet. Kaiser Tiberius stand ihm besonders nahe, dessen schweres Schicksal ihm sehr zu Herzen ging. Dagegen hatte er nichts als Verachtung für Heliogabal, der, nach Domaszewskis Worten, an dem Orte, für den er geboren, sein elendes Ende fand — der Cloaca maxima.

In seinem köstlichen Buch: „Die Geschichte der römischen Kaiser“, hat Domaszewski sein großes Wissen in anmutiger Form dem deutschen Leser geschenkt. Aber es enthält nur einen geringen Teil von der Fülle farbiger Begebenheiten, mit denen er im Freundeskreis seine Zuhörer beglückte. Alle seine Erzählungen waren zudem mit geistreichen und originellen Bemerkungen durchwoben.

Im Kolleg behinderte ihn die Anwesenheit weiblicher Zuhörerinnen, auf die er Rücksicht nehmen mußte. Als ich bei ihm ein Kolleg über Kaiser Claudius hörte, war ich erstaunt zu vernehmen, daß dessen Gattin Messalina offenbar viel besser als ihr Ruf gewesen war, denn Domaszewski



Professor Alfred von Domaszewski

ging mit beschönigenden Worten über alle ihre Laster hinweg. Als ich ihn deshalb zur Rede stellte, sagte er: „Haben Sie nicht das blonde Gretchen auf der ersten Bank gesehen? Ich kann doch ein so unschuldiges Kind nicht durch üble Geschichten verderben.“

Am interessantesten war seine Gegenüberstellung der Kaiser Augustus und Diokletian. Augustus faßte den Staat als lebendes Wesen auf, wie es Menenius Agrippa gelehrt hatte. Mit sorglicher Hand entfernte er die kranken Organe und pflegte die gesunden. Was noch wachsen konnte, ließ er wachsen, nur das Absterbende tötete er. Er zeigte ein tiefes Verständnis für die bürgerliche Freiheit und sicherte sich dadurch die Mitarbeit aller Wohlgesinnten. Damit legte er den Grund für den Bestand des Reiches, das auch völlig mißratene Kaiser überdauerte. Diokletian dagegen behandelte den Staat wie eine Maschine. Mit drakonischer Härte bestimmte er die Preise im Riesenreich und regelte nach dem gleichen Maß die Besoldung aller Beamten. Bürgerliche Freiheit kannte er gar nicht, nur tote Räder der riesigen Reichsmaschine. Das mußte zur Katastrophe führen.

Seine Vaterstadt Wien schätzte Domaszewski als Kulturzentrum für den ganzen Osten sehr hoch ein. Aber als glühender deutscher Patriot setzte er alle Hoffnungen nicht auf die Habsburger, sondern auf die Hohenzollern. Die Entlassung Bismarcks, in dem er den altrömischen Genius verkörpert sah, schmerzte ihn tief. Er sah darin eine Schwächung der Monarchie, die neben dem Heer vom preußischen Adel getragen war, dem auch Bismarck, Moltke und Roon entstammten. Dazu kamen all die stolzen

Namen der Vergangenheit, die York, Blücher, Zieten und Schwerin.

Deshalb verfolgte er mit seinem Grimm besonders das „Berliner Tageblatt“ und die „Frankfurter Zeitung“, die sich in hämischen Anwürfen gegen den Adel und die Armee nicht genug tun konnten.

Auf die Frage, warum wohl gerade diese Zeitungen so gerne gelesen würden, sagte er bitter: „Der kleine Leser sieht es mit Wonne, wenn die Objekte seines Neides angegriffen werden, denn es erfüllt ihn mit Genugtuung, wenn seine nackten Gefühle, deren er sich sonst schämen müßte, ein moralisches Mäntelchen erhalten.“

Die „Frankfurter Zeitung“, die damals von Stern und Sonnemann herausgegeben wurde, hatte wieder einen besonders giftigen Artikel gegen die Armee gebracht, und sofort übersetzte Domaszewski die ganze Situation in die Zeiten des Kaisers Trajan. Er erzählte: „Der lange, elegante und sehr verwöhnte Quinctilius Rufus hatte in der Garde nicht gut getan und war in die Provinz versetzt worden, in die langweilige Garnisonstadt Mainz, deren einziger Lichtpunkt die Nähe des reichen Frankfurt bildete. Soeben war er von einem kurzen in Frankfurt verlebten Urlaub wieder in Mainz erschienen und hatte die „Frankfurter Zeitung“ mitgebracht, die er lässig auf den Tisch im Kasino niederlegte. Der gerade anwesende Oberst ergriff die Zeitung und vertiefte sich in den Leitartikel. Sein Kopf wurde immer röter und röter. Dann fuhr er auf und herrschte Rufus an: „Wie können Sie sich erdreisten, ein solches Schandblatt ins Kasino zu bringen?“

Rufus erwiderte in seinem affektierten Gardejargon:

„Herr Oberst bemühen sich, Zivilistengewäsch zu lesen — ich nie. Kameraden interessieren Vergnügungsanzeigen.“

Der Oberst wandte sich an seinen Adjutanten: „Wissen Sie, wer diese Lumpen sind, die an der Spitze der Zeitung stehen, Astér und Heliander?“ — „Gewiß“, erwiderte der Adjutant, „das sind zwei reiche Freigelassene, die das schönste Haus in Frankfurt besitzen.“

„Lassen Sie den diensttuenden Zenturio kommen“, befahl der Oberst. Als der Zenturio erschien, sagte ihm der Oberst: „Mein Sohn, nimm zwei Mann, und bereitet euch für eine Reise nach Rom vor. Ihr reitet aber nicht allein hin, sondern nehmt noch die beiden Halunken Astér und Heliander aus Frankfurt mit. In Rom legst du dem Kaiser diesen Artikel vor, den die beiden geschrieben haben. Der Kaiser möge entscheiden, was mit ihnen zu geschehen hat.“

Das Palais, das die stadtbekanntesten Herren Astér und Heliander gemeinsam bewohnten, lag nahe dem Ufer des Main, zu dem Terrassen mit Marmorstufen herabführten. Die beiden Geldfürsten waren sehr erschrocken, als plötzlich rohe Soldatenstiefel über ihre Perserteppiche hinweg sich den Weg durch das Atrium bahnten. Nachdem der Befehl des Obersten und Militärgouverneurs verlesen war, half kein Bitten mehr. Sie, die gewohnt waren, nur in der Sänfte mit vielem Gepäck zu reisen, mußten sich nun bequemen, zu Pferde zu steigen, und durften nur das nötigste Gepäck mitnehmen. Die Reise über die Alpen in der rauhen Jahreszeit war keine Kleinigkeit, und sehr erschöpft trafen sie in Rom ein, wo sie in leichter Haft gehalten wurden. Man gab ihnen Gelegenheit, sich mit der jüdischen Kolonie in Rom in Beziehung zu setzen, und so gelang es ihnen mit Hilfe

einiger der Kolonie befreundeten Kammerfrauen, der Kaiserin eine Bittschrift einzureichen, bevor der Kaiser, der sich auf Reisen befand, heimkehrte. In der Bittschrift versicherten sie, daß sie völlig unschuldig an dem Pamphlet seien und wie sehr sie als treueste Untertanen des Kaisers sein glorreiches Heer bewunderten. Es gelang, das mitleidige Herz der Kaiserin zu rühren, und sie legte ein gutes Wort für die beiden Delinquenten bei ihrem Gatten ein. Dieser entschied: Astér und Heliander sollten sich in einem Landstädtchen Sardiniens ansiedeln und die Hand von der Politik lassen.“

Diese Erzählung ist charakteristisch für die Leichtigkeit, mit der es Domaszewski gelang, den gleichen Stoff den verschiedensten Zeitverhältnissen einzugliedern.

Man kann aber nicht von Domaszewski Abschied nehmen, ohne seines Dachshundes „Waldi“ zu gedenken, der ihn dazu veranlaßte, eine anmutige Plauderei über die Erschaffung des Dachshundes drucken zu lassen. In dem Kumpanverhältnis von Mensch und Hund spielt meist der Mensch die Rolle des Herrn. Bei Domaszewski war es umgekehrt. Waldi tat, was er wollte, und Domaszewski richtete sich nach ihm: „Er nennt mich Boni und behandelt mich wie seinen Sklaven“, klagte Domaszewski. „Ich muß ihn nicht bloß ernähren, sondern auch dauernd auf ihn aufpassen und für ihn sorgen.“ Nur in einem Punkt war Domaszewski unerbittlich: sobald sich Waldi einem andern Hunde nähern wollte, erscholl das Kommando: „Mit Kollegen spricht man nicht.“

ELFTES KAPITEL

FÜRST PHILIPP ZU EULENBURG  
(DER RHYTHMUS DER UMWELT)

**E**in Gaunergespräch.

Gauner A zu Gauner B: „Wenn du oder ich behaupten, der X habe eine Uhr gestohlen, so wird es uns niemand glauben. Und wenn unser halbidiotischer Zeuge behauptet, die Uhr sei ihm gestohlen worden, so wirft man ihn einfach hinaus.“

Gauner B: „Was sollen wir tun? Es ist für unsere Freunde notwendig, den X außer Gefecht zu setzen. Er ist ihnen zu gefährlich. Wenn er als Uhrendieb entlarvt wird, ist er erledigt. Leider hat er die Uhr nie gesehen, geschweige denn gestohlen.“

Gauner A: „Ich habe eine glänzende Idee. Ich lasse in einem Artikel durchblicken, X könnte die Uhr gestohlen haben. Darauf wirfst du dich zu seinem Verteidiger auf und erklärst mich für einen infamen Lügner. Nun verklage ich dich auf Beleidigung. In der Verhandlung lasse ich den Halbidioten auftreten, den ich tüchtig ins Bockshorn jage, bis er unter Eid erklärt, der X habe ihm die Uhr gestohlen. Darauf erklärst du dich für überzeugt und nimmst deine Beleidigung zurück. Dann stehe ich als Ehrenmann da, und X ist gerichtsnotorisch als Uhrendieb entlarvt, ohne die Möglichkeit zu haben, auch nur ein Wort zu seiner Rechtfertigung zu äußern.“

Und so geschah es. Fürst Eulenburg wurde vor dem Münchener Gericht zwar nicht für einen Uhrendieb, aber

doch für einen sexuell perversen Mann erklärt, ohne irgendwie in das Verfahren eingreifen zu können.

Gauner wird es immer geben, die Gaunerstückchen aufzuführen. Aber daß ein deutsches Gericht sich dazu herabwürdigte, das Forum für eine so durchsichtige Gaunerei abzugeben, war sehr bedauerlich. Eine Riesenwelle der Entrüstung erhob sich, nicht etwa gegen das Gericht, das die Gaunerei zugelassen, sondern gegen den Freund des Kaisers. Sie unterwühlte gleichzeitig das Ansehen des Monarchen. Und das war der eigentliche Zweck des ganzen Unternehmens gewesen. Eine verblendete Hofkamarilla, der Eulenburg stets ein Dorn im Auge gewesen war, veranlaßte den Kaiser, seinen treuesten Freund der brüllenden Masse preiszugeben.

Aber nicht alle ließen sich durch das Zeitungsgetöbe verwirren, sondern durchschauten die unsauberen Machenschaften. Konrad Haußmann, Führer der süddeutschen Demokraten, der als Jurist und Politiker den Ruf hoher Intelligenz und absoluter Unbestechlichkeit besaß, erkannte mit sicherem Blick, daß hier ein völlig Unschuldiger aus politischen Gründen zu Tode gehetzt werden sollte. Er wandte sich an Eulenburg, den er bisher niemals gesehen hatte, und bot ihm seine Unterstützung an.

Der Fürst bat ihn, nach Liebenberg zu kommen, und so hatte ich die Freude, mit diesem ausgezeichneten Manne bei meinem Freunde Eulenburg zusammenzutreffen.

An einem warmen Sommernachmittag saßen wir drei: Eulenburg, Haußmann und ich, auf der Gartenterrasse des Schlosses Liebenberg und schauten über die weite grüne



Fürst Philipp zu Eulenburg  
mit dem Sohn des Verfassers

Rasenfläche hinweg, deren Rand das Gold des reifenden Weizens umsäumte und auf die, nahe dem Schlosse, die hohen geschnittenen Lindenhecken mündeten. Ein friedvolles, anmutiges Bild.

Wir sprachen von der Lage, in der sich der auf sein Gut verbannte Fürst befand, aber nicht von den Gaunern, die so erfolgreich gegen ihn gearbeitet hatten. Denn die Umwelt eines Gauners ist bar eines jeden Interesses. Wenn der eigene Vorteil zum einzigen Motiv der Handlungen wird und alle anderen Gefühle zurückdrängt, dann werden alle Bildungen und Gestalten, die die Umwelt bisher verschönerten, wie von einem Spaltpilz befallen, der sie alle in das gleiche Objekt der Ausbeutung verwandelt. Geschäftsgenossen, Vorgesetzte, Untergebene, Freunde, Geschwister Eltern und Kinder verlieren ihr Gesicht und bevölkern als lauter mehr oder minder gefüllte Geldsäcke die Lebensbühne des Gauners, der nur den einen Wunsch hat, ihnen aufzulauern und sie zu berauben. Schließlich verwandelt sich die ganze Umwelt in einen übelriechenden Trümmerhaufen, an dem jeder nur mit verhaltenem Atem vorübergeht.

Nicht über die Persönlichkeiten der Gauner unterhielten wir uns, die uns nicht im mindesten interessierten, aber über das Benehmen der Presse, die so einmütig gegen den Fürsten Partei genommen hatte.

„Mein Freund Baron Wolff, der Mann der schönen Sängerin Barbi“, begann Eulenburg, „erzählte mir von einem baltischen Pastor, der sich eine lebensgroße Puppe aus Holz hatte bauen lassen, die als Türke gekleidet war. Der Pastor, der ein jähzorniger Herr war, stürzte sich,

sobald er sich ärgerte, mit einem alten Säbel bewaffnet auf den Türken los und verprügelte ihn. Einen hölzernen Heiden zu verprügeln war sicher keine Sünde, deshalb benutzte ihn der Pastor zur Ablenkung seines leicht sündhaft werdenden Zornes.

Die Italiener nennen eine Puppe Pupazzo, mit einer üblen Nebenbedeutung, woraus wir das Wort Popanz gebildet haben. Wir werden den Türken als den Popanz des Pastors bezeichnen dürfen.

Nun scheint mir, daß jeder Deutsche eines Popanz bedarf, um auf ihn all seinen verhaltenen Grimm, der sich aus allen möglichen Anlässen immer wieder ansammelt, abzuladen. Der Deutsche braucht irgendeinen Popanz, bei dessen Nennung er mit der Faust auf den Biertisch schlägt und sich in maßlosen Beschimpfungen ergeht. Ich bin mir wohl bewußt, zu einem solchen Popanz der Deutschen geworden zu sein. Und ich sehe nicht, wie sich das ändern läßt.

Das Bedauerliche ist aber die Abhängigkeit der Presse von der Popanzmanie ihrer Leser. Der Popanz ist in seiner Weise heilig und unantastbar. Wer ihn zu verteidigen sucht, wird verfemt. Und damit komme ich auf das wichtige Problem der Pressefreiheit. Es gab vielleicht einmal eine freie Presse. Die hat aber zu existieren aufgehört, die Presse ist zum Sklaven ihrer Leser herabgesunken. Innerhalb der Presse gibt es eine Reihe ausgezeichneten Männer, die gewiß fähig wären, das Volk auf den rechten Weg zu leiten. Sie sind aber ohnmächtig und müssen die Opferfeste vor den Volkspopanz mitmachen, sonst geht ihre Zeitung ein.

Ich glaube, daß es möglich sein müßte, eine autonome Organisation der ernsthaften Zeitungen zu schaffen, der man die Rechtsprechung und Vollzugsgewalt in allen Presseangelegenheiten übertragen könnte. Ich habe trotz aller üblen Erfahrungen ein solches Vertrauen zu der deutschen Presse, daß ich glaube, die Schaffung eines solchen Forums würde zum Segen für das ganze Volk ausschlagen. Der gute Ton wird dann wieder zum Vorschein kommen und die Einmischung in das Privatleben verschwinden. Auch die Popanze werden dann lächerlich gemacht werden können und endgültig abtreten.

Die Hauptsache aber wäre — und nun werden Sie mich für einen auf mystische Abwege geratenen Menschen halten —, daß die Presse im Rhythmus der Nation mitzuschwingen lernte.“

Haußmann und ich baten den Fürsten, diesen Ausspruch näher erläutern zu wollen.

„Nun gut“, ergriff Eulenburg wieder das Wort, „unser hier anwesender Freund“ (dabei wandte der Fürst sich mir zu) „hat die Theorie entwickelt, wonach sich die Naturforscher bisher in der Aufstellung der wahren Bausteine der Natur geirrt haben. Die Bausteine, die die Physiker verwenden, nämlich die Atome, reichen nur hin, um einen Kristall zu bilden. Die Zelle, die von den Zoologen und Botanikern als Baustein angesprochen wird, reicht zum Bau eines Pflanzen- oder Tierkörpers aus, aber nicht weiter. Und die Bausteine der Biologen, eben die Pflanzen und Tiere, reichen nur aus, um die konventionelle Welt, in der wir alle zu leben meinen, auszufüllen. In Wahrheit ist aber diese konventionelle Welt nichts anderes als die persönliche

Umwelt des einzelnen, die jeder von uns zum allgemeinen Gebrauch wie Gummi ausgedehnt hat. Die konventionelle Welt ist aber nicht die Natur. Die Natur ist ein aus viel größeren Quadern aufgebauter Tempel, der sich für die meisten von uns in den Wolken verliert. Die Quadern, aus denen sich der Tempel der Natur aufbaut, sind die Umwelten der Lebewesen. Sie sind mit voller Sicherheit nur von innen wahrnehmbar und unterscheiden sich grundsätzlich voneinander. Die Umwelt einer Libelle ist lediglich aus Libellendingen erbaut, wie die Umwelt des Hundes nur aus Hundedingen besteht, und selbstverständlich ist auch die Menschenwelt nur ein Gebilde aus Menschendingen. So weit habe ich dich, glaube ich, richtig verstanden?“

Ich nickte zustimmend.

„Nun behauptest du weiter“, fuhr Eulenburg fort, „alle Umweltquadern seien planmäßig in den Tempel der Natur eingefügt. Und diese Planmäßigkeit sei am besten mit musikalischen Harmonien vergleichbar. Es gäbe Duette, Trios, Quartette und so weiter von Umwelten – kurz, du nimmst für die Natur das in Anspruch, was die Alten die ‚Musik der Sphären‘ nannten, wenn auch in einem sehr erweiterten Maßstab – einen allumfassenden Rhythmus der Welt. Du hast uns damit das Ziel der naturwissenschaftlichen Erkenntnis nicht nähergebracht, sondern im Gegenteil bis zur Unkennbarkeit hinausgeschoben.“

Ich persönlich danke dir dafür, denn ich genieße in dieser Auffassung der Welt das Gefühl der unbegrenzten Freiheit. Andere werden dir weniger dankbar sein.

Nun ist der Weltrhythmus zu fern und zu fein für unsere

menschlichen Ohren. Aber der Gedanke an ihn erweckt in uns den Wunsch, unserem eigenen Rhythmus zu lauschen. Aus eigener Erfahrung darf ich sagen, daß bei allen musikalischen Kompositionen zuallererst der Rhythmus da ist, aus dem das Lied emporkeimt. Anmutige äußere Anlässe waren es, die meine Seele in Schwingungen versetzten, aus denen die ‚Rosenlieder‘ entstanden, während heroische Eindrücke den Rhythmus der ‚Skaldengesänge‘ erweckten.

Jeder künstlerisch begabte Mensch, der auf den Rhythmus zu achten gelernt hat, wird ihm überall begegnen. Vor allem ist es der Rhythmus der Pflanzen und Bäume, der jedem Maler vertraut sein muß. Ganz von selbst wird dann die Hand des Malers, der zum Beispiel einen Ahorn wiedergeben will, in die Ahornbahnen gelenkt werden, die sich so sehr von den Eichenbahnen oder Birkenbahnen unterscheiden. Daran erkennt man ohne weiteres den Künstler, während der Dilettant richtungslos umherirrt.

In allen künstlerisch gemalten Bildern kommt ein räumlicher Rhythmus zum Vorschein, den der Künstler in der Natur unmittelbar wahrgenommen hat und von Nebensächlichem gereinigt zur Darstellung bringt.“

„Halt einen Augenblick“, unterbrach ich Eulenburgs Rede, „ich habe immer gewußt, daß ihr Künstler mehr seht als wir anderen Sterblichen. Aber hier stellst du eine Behauptung auf, die uns Naturforscher verdammt nah angeht. Du behauptest, daß die Künstler durch alle individuellen Eigenheiten einer Pflanze hindurch den allen Pflanzen der gleichen Art zugrunde liegenden Naturrhythmus erkennen können, das heißt, daß sie den räumlichen Plan, nach dem die Art gebaut ist, vor Augen haben. Dieser Plan

wäre mithin nicht ein aus zahlreichen Individuen abstrahierter Begriff, sondern eine anschauliche Begebenheit — nicht das Erzeugnis des denkenden Verstandes, sondern des erkennenden Auges — nicht das Erzeugnis der Logik, sondern der Sinne. Wenn das der Fall ist, so müßte sich ein Weg finden lassen, um mittels vorsichtiger Ausschaltung aller individuellen Einzelheiten einer Pflanze, die unserem unkünstlerischen Auge zuerst oder allein auffallen, bis zur geometrisch genauen Anschauung des Planes vorzudringen. Glaubst du, daß das möglich sein wird?“

„Es wäre vielleicht möglich“, lächelte Eulenburg, „wenn es einen Künstler gebe, der in gleichem Maße auch Botaniker und Mathematiker wäre. Nur ein solcher wäre befähigt, euch Blinden den Weg zum Plan zu zeigen.“

Viele Jahre später habe ich das unerwartete Glück gehabt, ein so umfassend begabtes Genie in Meister Dobe-Weimar zu finden und unter seiner Anleitung den Weg zu wandeln, der zum Plane führt. Auch habe ich den großen Eindruck gewonnen, den uns der reine Naturplan einer einfachen Baumknospe gewährt, den dieser große Künstler und Philosoph im Bilde festzuhalten vermocht hat. Man glaubt, einen Blick in das Allerheiligste der Natur tun zu dürfen. Seitdem beneide ich die Künstler, denen ein solcher Anblick in jeder Pflanze unmittelbar geschenkt wird, noch mehr als zuvor.

„Es ist selbstverständlich“, mit diesen Worten nahm Eulenburg den unterbrochenen Faden des Gespräches wieder auf, „daß ich das, was du den Plan nennst und was ich den Raumrhythmus nennen möchte, denn auch der Stiefelknecht hat einen Plan, in allen klassischen Bauwerken

auf den ersten Blick erkennen kann. Alle Abweichungen vom Rhythmus schreien wie ein Mißklang heraus.

Dagegen ist mir der Anblick einer jeden Maschine verhaßt. Eine Maschine ist nichts als eine in den Raum gepreßte planmäßige Häßlichkeit.

Die Sicherheit, mit der ich den Raumrhythmus beherrsche, hat mich auch in den Stand gesetzt, mein eigener Baumeister zu sein. So habe ich die romanische Halle im Schloß nur mit Hilfe eines einfachen Maurermeisters aufführen können, und sie ist nicht bloß dem Auge des Beschauers wohlgefällig, sondern auch technisch einwandfrei, obgleich ich keine einzige mathematische Berechnung angestellt habe.

Auch bei der Ausgestaltung des Parkes hat mich meine rhythmische Begabung nicht verlassen. Nur muß man sich hierbei im voraus ganz genau vorstellen können, welche Änderungen das Wegnehmen eines Baumes im Gesamtbilde hervorrufen wird.“

Eine Bestätigung von Eulenburgs Worten erhielt ich später aus dem Munde der Besitzerin eines sehr großen Parkes, der liebenswürdigen und klugen Frau von Stumm, die mir klagte, alles, was sie mache in ihrem Park, sei falsch. Das brachte sie so zur Verzweiflung, daß sie ausrief:

„Bei meiner nächsten Wiedergeburt habe ich nur den einzigen Wunsch, ohne Park auf die Welt zu kommen.“

„Auch für den Rhythmus meiner Mitmenschen“, fuhr Eulenburg fort, „habe ich ein feines Gefühl. Dieses geht so weit, daß ich aus ihrem individuellen Rhythmus auch den Rhythmus ihrer Nationalität heraushören kann. Dieser kommt übrigens manchmal so deutlich zum Durchbruch, daß niemand ihn überhören kann.“

In Petersburg machte ich einmal ein großes Ballfest mit, das von einer der reichsten russischen Fürstinnen zu Ehren irgendwelcher Großfürsten gegeben wurde. Die Hausfrau hatte zu dieser Gelegenheit ihr berühmtes Halsband umgelegt, das aus taubeneigroßen Perlen bestand. Ich befand mich mit der Fürstin und einigen Herren der Hofgesellschaft in einem der kleinen Salons in angeregter Unterhaltung, als bei einer lebhaften Bewegung der Fürstin ihr Halsband zerriß und die Perlen nach allen Richtungen über das Parkett rollten. Sofort wurden die Türen geschlossen, und wir machten uns alle auf die Suche nach den verlorenen Perlen. Als sie alle wieder aufgelesen waren, stellte es sich heraus, daß die größte Perle fehlte. Die Fürstin nahm den Verlust mit Grazie hin und mischte sich wieder in die übrige Gesellschaft. Später trat ich an sie heran und fragte sie, warum sie uns nicht einer Leibesvisitation habe unterziehen lassen. Da lachte sie und sagte: „Wir wissen ja alle, wer die Perle genommen hat. Aber er ist ein so armer Kerl, der so tief in Schulden steckt, daß wir sie ihm gönnen.“

Bei aller Hochschätzung des Mitleids für unsere armen Mitbrüder ist dies doch eine Gutmütigkeit, deren wir Deutschen gar nicht fähig wären, die sich aber ohne weiteres in den Rhythmus des russischen Nationalcharakters einreihen läßt.

Der Rhythmus fremder Nationen bietet ein besonders schweres Problem für alle Übersetzer aus fremden Sprachen. Aber da wir eine Autorität auf diesem Gebiet vor uns haben“ – damit wandte sich Eulenburg an Haußmann –, „wollen wir ihn fragen, ob der fremde Rhythmus – ich

spreche nicht vom Versmaß — in den Übersetzungen mitklingen soll oder nicht.“

Haußmann hatte einen Band chinesischer Lyrik in deutschen Versen herausgegeben, die auf einem sehr hohen künstlerischen Niveau standen.

Er erwiderte nun: „Ich bin keine Autorität auf diesem Gebiet, denn ich bin kein Sinologe, und der Rhythmus der chinesischen Volksseele ist mir fremd. Aber ich glaube, daß der Übersetzer, der ebenso wie der Dichter auf das Verständnis seiner Leser Rücksicht nehmen muß, sich daher bescheiden wird, die Bilder und Gefühle des fremden Volkes sichtbar zu machen. Auf die Wiedergabe des fremden Seelenrhythmus wird er verzichten müssen, weil wir alle innerlich an unseren eigenen Rhythmus gebunden sind.

Eine gute Übersetzung selbst aus dem Englischen ins Deutsche wird einem Engländer nie so gut gelingen wie einem Deutschen, weil in der guten Übersetzung der Rhythmus des deutschen Lesers mitklingen muß.“

„Ich glaube“, sagte Eulenburg, indem er sich erhob, „daß meine Worte über den Rhythmus der Presse jetzt keines Kommentares mehr bedürfen. Ich verlasse Sie, meine Herren, denn meine angegriffene Gesundheit zwingt mich, der Ruhe zu pflegen.“

Mit einem freundlichen Winken der Hand entfernte er sich, auf zwei Stöcke gestützt, und schritt langsam dem Hause zu. Er trug eine graue Lüsterjacke an dem warmen Tage, mit schwarzem Kragen und schwarzen Aufschlägen. Stets war er sehr gepflegt in seinem Äußeren, aber niemals übertrieben elegant. Die vollendete Natürlichkeit des Weltmannes und Grandseigneurs verließ ihn nie. Er ging

gebeugt, den Kopf mit der zurückfliehenden Stirn und der spitzen Nase etwas nach vorn gestreckt, als suche er nach geheimnisvollen Spuren, die dem Auge der Alltagsmenschen verborgenbleiben.

„Welch wunderbarer Mensch“, sagte Haußmann, „und zu welcher Höhe der Abgeklärtheit hat ihn sein grausames Schicksal erhoben!“ – „Ja, in der Klarheit, die nur durch Verzichten erworben wird, ist er zu Hause“, erwiderte ich.

Dann bat ich Haußmann, mir ins Jagdzimmer zu folgen, und dort lasen wir beiden den Spruch, den der Fürst über dem Kamin hatte anbringen lassen. In der Form einer kurzen nordischen Ballade hat er sein Schicksal aus der Schwere des Alltags in das Reich der Poesie erhoben, wo sich alles persönliche Leiden in reines Menschenleid verklärt.

Der Kunig hat alle Weg frye Pirsch  
 Uf das hauend Swin und edel Hirsch.  
 Hat Ihme das nit Genuge than,  
 Lasset er die Hund auf den Herre der Jagd gahn.  
 Giebt wohl kein edler Wildpret im Revier;  
 Das hazet nun die Koppel zu Tode schier.  
 Amen.

Dem Kunig oben im Himmelrik  
 Seind Wild, Triber und Kunige glik.  
 Ein gross Jagen sezet Der wohl malen an,  
 Da ist es um Alle gar auss getan.  
 Ach wie still ruhen da Kunig und Tribersmann  
 Und Eber und Hirsch unter deme grunen Tann.  
 Amen.

ZWÖLFTES KAPITEL  
FRAUEN UND UMWELTEN  
(EINE ZWEITE EINLEITUNG)

Wie ein silberner Schwan glitt das Schiff über die spiegelnde Fläche des Vierwaldstätter Sees. Die schneegekrönten Gipfel der mächtigen Berge hoben sich scharf ab von dem tiefblauen Himmel. Es war ein herrlicher Frühlingstag voll Farben und Schönheit. Schweigend standen wir drei, mein Heidelberger Freund Professor v. Thur, eine anmutige junge Engländerin und ich, in den Anblick der wundervollen Landschaft versunken an Bord des leise atmenden Dampfers.

Da trat ein von Wissen geschwollener dunkelbärtiger Mann an uns heran und begann, uns alle Namen der Berge und ihre Höhe in Meterzahlen mitzuteilen. Ich schaute in die grünlich schimmernde Flut hinab und überlegte, ob er auch sicher ertrinken würde, wenn ich ihn jetzt über Bord würfe. Da brach die Engländerin den Bann, der auf uns lastete, indem sie mit leise schwingendem insularen Akzent den Störenfried fragte: „Und warum hat man den schönen Bergen diese häßlichen Namen gegeben?“

Als der Fremde verdutzt schwieg, sagte Thur: „Die Namen der Berge werden noch viel häßlicher geklungen haben, als die alten helvetischen Bergvölker die Namen mit ihren rauhen Kehlen herauskrächzten. Übrigens sind die Namen ein ebenso willkürliches Menschenerzeugnis wie die Höhenmaße der Berge.“

„Aber erlauben Sie mal“, sagte entrüstet der Fremde, „die Zahlen, die ich Ihnen nannte, entsprechen durchaus den neuesten Messungen des Alpenvereins.“

„Die Berge scheinen mir aber älter zu sein“, sagte Thur, indem er seine Augen verträumt zu den schneeigen Gipfeln erhob, „als der Alpenverein, ja selbst als die Erfindung des Metermaßes.“

„Früher werden die Menschen eben mit anderen Maßen gerechnet haben“, erwiderte der Wissenbeladene.

„Und vor den Menschen“, meinte Thur, „wird wohl der Herr Plesiosaurus der Dame Plesiosaura erklärt haben, der Berg dort drüben ist genau einhundertzwanzig Ichtyosauruslängen hoch.“

„Unsinn“, sagte der Fremde, „ich sehe, Sie nehmen die Berge nicht ernst.“

„Die Berge nehme ich schon ernst“, seufzte Thur, „aber nicht die Menschen mit ihren Höhenmessungen. Das ist alles konventioneller Schnickschnack.“

„Nanu“, entgegnete jener, „die Berge haben doch ihre Höhe an sich.“

„Nein“, schnitt ihm Thur den Satz kurz ab, „die Berge haben keine Höhe an sich selbst, sondern nur für den, der sie mißt. Der Adler, der über den Bergen kreist, um auf ein Wild zu stoßen, hat wohl eine Empfindung für seinen Abstand von ihnen, aber er hat keinen Maßstab für die Berge untereinander.“

Wissen Sie, wann das Messen in die Welt gekommen ist? Als sich zwei unserer verehrlichen Vorfahren auf einer Wiese trafen und anstatt, sich gegenseitig totzuschlagen, Freundschaft schlossen. Da haben sie einen mächtigen

Felsblock auf die Wiese gewälzt und dann, nachdem sie wahrscheinlich ein Tier geschlachtet, geschworen, sich wieder beim Felsblock zu treffen. Dann gingen sie wieder auseinander, ein jeder in seine Behausung. Dabei zählte ein jeder die Schritte vom Felsblock bis zu seiner Höhle. Damit war der Grundstein zur konventionellen Menschenwelt gelegt, die sich von hier aus wie eine Pest über die ganze Erde verbreitete, so daß man nirgendmehr einen Ort finden kann, ohne von eklen Namen, Maßen und Zahlen belästigt zu werden.“

Der Fremde entfernte sich ohne Gruß.

Die Animosität, die Thur der konventionellen Welt gegenüber an den Tag legte, war vielleicht durch das jede Stimmung zerstörende Eingreifen des poesielosen Pedanten zum Durchbruch gekommen. Aber in der Hauptsache hatte er recht. Die konventionelle Welt, die sich anfangs auf die Versammlungsorte der Menschen beschränkt hatte und die Umwelten im übrigen unangetastet ließ, hat allmählich auch auf diese übergegriffen. Früher hatten die Menschen das Gefühl, daß nur jener Teil ihrer Umwelt, der sich dem allgemeinen Verkehr zuwandte, einem fremden Dritten gehörte. Innerhalb des Familienlebens hatte aber die Umwelt immer noch ihr freies Betätigungsfeld gefunden und war auch von den anderen Familiengliedern anerkannt worden.

Mit der Zunahme des Verkehrs und vor allem durch die Freizügigkeit, die ganze Familien entwurzelt und sie ihrer Bodenständigkeit beraubt, werden immer mehr Menschen in die gewaltige Maschinerie, die unser tägliches Leben beherrscht, mit hineingezogen. In einem Hotel ist es kaum

möglich, seine persönliche Umwelt durchzusetzen. Auf Schritt und Tritt ist man durch fremde, feststehende Einrichtungen gehemmt, gegen die man machtlos ist.

Kein Wunder, daß sich bei den Menschen allmählich der Glaube festsetzte, dies fremde Dritte sei die wirkliche Welt, in dem sich unser ganzes Leben abzuspielen habe. Das Ich und Du verloren immer mehr an Bedeutung gegenüber dem allgewaltigen Es, auf das man dauernd Rücksicht nehmen mußte.

Als nun gar die Naturwissenschaften die konventionelle Welt zum Rang der alleinigen Weltbühne erhoben hatten, verloren die Subjekte ihre persönlichen Umweltbühnen und verwandelten sich zu Objekten, die den sogenannten ewigen Naturgesetzen folgen mußten, die Chemie und Physik aufgestellt hatten.

Zum Glück blieb den Geisteswissenschaften zum großen Teil dieser Leidensweg erspart, da sie es immer mit menschlichen Subjekten und ihren persönlichen Leistungen zu tun hatten. Vor allem die Juristen vom Schlage v. Thurs, die dauernd an den Regeln des menschlichen Verkehrs herumfeilen, sehen auch in den Naturgesetzen nichts anderes als Verkehrsregeln, die die Menschen nachträglich in die Natur hineinkomponieren.

Die große Aufgabe der Biologie ist es, nun endgültig das Es von seinem Throne zu stoßen und der Sie, das heißt der Natur, ihr Reich wiederzuerobern. Das Reich der Natur aber sind die Umwelten, aus denen sie sich ihren Tempel erbaut.

Das merkwürdigste an der neuen Sachlage ist nun, daß es nur den Männern gegenüber nötig ist, so große Worte



Gräfin Luise von Schwerin mit ihrer Tochter  
Schwiegermutter und Gattin des Verfassers

zu gebrauchen, um die Umwelten ins rechte Licht zu setzen. Die Frauen brauchen keine Umweltlehre. Die Umwelten sind für sie das Selbstverständliche. Jede Frau weiß, daß ihre Nachbarn in einer andern Welt leben. Ja man kann sie leicht dazu bewegen, die fremden Umwelten in andern Farben zu sehen. Sie wird es gleich verstehen und sagen: „Gewiß, Frau X lebt in einer rosigen Umwelt, während ihr Mann in einer ewig grauen Umwelt zu Hause ist.“

Es ist nun sehr interessant, von Fall zu Fall zu beobachten, wie eine Frau, die immer in Personen denkt und nicht in Sachen, sich mit den beiden unpersönlichen Mächten, dem Es und dem Man, auseinandersetzt, die dauernd in unsere Umwelten reglementierend eingreifen. Jede staatliche oder polizeiliche Verordnung beginnt mit einem: „Es darf, oder es darf nicht“, und jede gesellschaftliche, ungeschriebene Vorschrift, die aber ebenso bindend ist wie die geschriebene, beginnt mit einem: „Man soll, oder Man soll nicht“.

Frauen mit sehr starken Umwelten kommen dauernd mit einer oder der anderen anonymen Macht in Konflikt, was zu den ergötzlichsten Zusammenstößen führen kann.

Meine französische Kusine, geborene Marquise de Tallenay, läßt sich in ihre starke schöne Umwelt nie hineinreden. Sie ist eine ebenso geistvolle wie temperamentvolle Frau, bei der alle Konflikte nie der Originalität entbehren.

An einem schönen Sommertage betraten wir gemeinsam die Terrasse des Heidelberger Schlosses. Die Terrasse wimmelte von Touristen und braven Bürgern, die den berühmten Anblick des Neckartales genießen wollten. Meine Kusine, eine schöne und auffallende Erscheinung, die alle

Blicke auf sich lenkte, trat ganz unbekümmert an die Brüstung der Terrasse und sagte: „Was für ein hübscher kleiner Fluß, wie mag er wohl heißen?“ Die Frage schlug wie eine Bombe in die Umstehenden ein, die sprachlos vor Entsetzen auf uns starrten. Ich antwortete ihr: „Nennen Sie den Fluß, wie Sie wollen, aber sprechen Sie um Himmels willen französisch.“

Eine andere Anekdote, von der meine Kusine behaupten wird, daß sie von A bis Z erlogen sei, illustriert ihre Umweltsicherheit noch besser.

Sie reiste mit einem leidenden Freunde, dem feinen und klugen Holländer van Royen, nach Italien. Beide stellten während der Fahrt nach der Karte des Baedekers fest, daß der Schnellzug den Rubikon passierte. Der Zug fuhr so langsam, daß sie einen am Ufer stehenden malerisch gekleideten Fischer genau betrachten konnten. „Welch ein poetischer Anblick“, sagte meine Kusine. — „Ja“, antwortete boshaft van Royen, „wie poetisch hat er in großem Bogen in den Rubikon gespuckt.“ — „Er hat gar nicht gespuckt, und wenn er gespuckt hat, so höchstens in Ihren Rubikon und nicht in den meinen.“ — „Es gibt aber nur einen Rubikon“, erwiderte van Royen. „Der Baedeker beweist es. Es ist der gleiche Rubikon, in den wahrscheinlich schon Cäsar bei seinem berühmten Übergang gespuckt hat.“ — „Das ist infam“, sagte sie. „Cäsar hat vielleicht, weil er Italiener war, die immer spucken müssen, in den Rubikon gespuckt, aber dann in den seinigen und nicht in den meinigen. Und was Sie da vom Baedeker sagen, so ist in ihm der Rubikon ein kleiner schwarzer Strich. In den kann man gar nicht hineinspucken.“

„Der Rubikon im Baedeker“, dozierte van Royen, „ist der einzige objektiv existierende Rubikon.“

„Wenn Sie noch weiter behaupten wollen, Cäsar habe in den Baedeker gespuckt“, ereiferte sich meine Kusine, „so werfe ich das unappetitliche Buch aus dem Fenster.“

Die Frauen benutzen wohl gerne die Bequemlichkeiten, die ihnen die konventionelle Welt bietet, wie Eisenbahnen, Flugzeuge, Trams und Autos, ja sie beachten, wenn auch mit Widerwillen, die Verkehrsvorschriften, um nicht überfahren zu werden, aber sie haben nicht das mindeste Interesse für die technischen und mechanischen Probleme, deren Lösung erst die Bequemlichkeiten, die der moderne Verkehr bietet, möglich gemacht hat. Das sind Männer-sachen, die sie nichts angehen — es sei denn, daß ein Freund oder Bekannter an der Lösung dieser Probleme beteiligt ist.

Die Esten in meiner Heimat bezeichnen alle Gegenstände, die die Deutschen aus ihren ästhetischen Bedürfnissen in eine schöne Form gebracht haben, als: Sachsa wigurit — Sächsische Figuren, dem Sinn nach übersetzt heißt das soviel wie: Deutsche Schnörkeleien.

Mit dem gleichen nachsichtigen Lächeln behandeln auch die Frauen unsere großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen — als männliche Schnörkeleien.

Eine Frau wird wohl ruhig zuhören, wenn man ihr darlegt, daß die Erde sich um die Sonne dreht und nicht umgekehrt. Sie wird es aber lächerlich finden, wenn man ihr einreden wollte, daß auch ihre Sonne feststeht und nicht an ihrem Himmel entlangzieht. Das sind eben männliche Schnörkeleien.

Ich genoß längere Zeit hindurch die Gastfreundschaft der liebenswürdigen Gräfin Tina von Schwerin im schönen alten Schloß Putzar. Eines Abends war ein kleiner Kreis von Damen unter der Lampe um den runden Tisch im Bibliothekzimmer versammelt. Ihnen hatte sich außer mir ein Offizier außer Dienst, der sich lebhaft für Physik interessierte, zugesellt. Eine der Damen erzählte von ihrem Ausflug an die Ostsee. Im Seebad Swinemünde sei während ihrer Anwesenheit ein junges Mädchen ertrunken. Es sei von einer elektrischen Meereswelle erfaßt und erschlagen worden.

Der Offizier griff sofort in das Gespräch ein und setzte den Damen in längerer Rede auseinander, daß eine solche Todesart undenkbar sei, weil wegen der Leitfähigkeit des Wassers sich elektrisch geladene Wellen überhaupt nicht bilden könnten. Die Damen hörten freundlich zu und dachten im stillen: Männliche Schnörkeleien.

Ich ging nachher auf den Physiker zu und sagte ihm: „Warum machen Sie den vergeblichen Versuch, die Damen zu belehren? Lassen Sie ihnen doch ihre Umwelten. Ist doch eine Umwelt, in der es elektrische Meereswellen gibt, ebenso überraschend wie anziehend. Sicher ist das Miterleben neuer Umwelten das, was das Leben wirklich reich macht.“

DREIZEHNTES KAPITEL  
DIE UMWELTEN  
DREIER REGIERENDER DAMEN

I. Lili von Uexküll  
(Die gesellschaftliche Umwelt)

Die Fenster des im Halbrund vorspringenden Eßzimmers gewährten einen herrlichen Ausblick auf die alte Hansestadt Revøl. Aus der Menge der lustigen, roten, weißgekanteten Ziegeldächer erhob sich der mächtige und doch leichte Turm der Nikolaikirche im Vordergrund. Der weiterschweifende Blick wurde von dem nadelspitz emporsteigenden Dach der Sankt Olaikirche angezogen, einst eines der höchsten Bauwerke der Christenheit. Weiterhin blinkte das blaue Meer, das den mastenreichen Hafen umsäumte.

Hier residierte Lili von Uexküll.

Der große runde Eßtisch war bedeckt mit allen Leckerbissen, die das Land bot. Es überwogen die beliebten warmen „Fannchengerichte“ in reicher Auswahl, die nach Bedarf durch neue ersetzt wurden. Auch fehlte nicht der berühmte Blankenhagensche Allaschkümmel, der das Herz erwärmt. Da es eine Frühstückstafel war, sah man an Weinen nur den rötlich schimmernden Portwein in geschliffenen Glaskaraffen. „Rotwein schmeckt nach Tinte und Weißwein nach Essig“, war zudem die Ansicht der Hausfrau.

Lili von Uexküll, die unverheiratete Schwester meines Vaters und Herrin von Werder, war eine lange hagere

Gestalt mit lebhaften, präzisen Bewegungen. Ihr Gesicht war nicht schön, aber sympathisch durch den klugen und unbeirraren Ausdruck ihrer Züge. Sie gab den Dienern noch schnell die letzten Anweisungen, um den Gästen, die sich selbst bedienen mußten und bald sitzend, bald stehend ihr Frühstück einnahmen, stets zur Hand zu sein, damit sich das Essen lautlos und ungezwungen abspielen konnte.

Es war Landtagszeit, und die erwarteten Gäste befanden sich noch im nahen Ritterhause, wo sie über das Wohl des Landes berieten. Im Rittersaal, dessen Wände mit buntgemalten Wappenschildern bedeckt waren, tagte der landssässige Adel. Auf hohem Podium stand, flankiert von seinen beiden Sekretären, der Ritterschaftshauptmann in seiner kleidsamen blauen Landesuniform, den langen silbernen Stab in der Hand, der die Namenszüge aller bisherigen Häupter des Landes trug. Wenn der Stock kurz auf den Boden gestoßen wurde, trat augenblicklich Ruhe ein. Alle diese Landjunker, die als freie Herren auf ihren Gütern saßen, bewahrten in Landesdingen eine untadelhafte Disziplin. Es gab keine Parteien unter ihnen, es wurde nach Kreisen abgestimmt. Der Grundbesitz, der allein Sitz und Stimme auf dem Landtag verlieh, bestimmte die Zugehörigkeit seines Besitzers zum Kreise. So erwuchs die Adelsverfassung unmittelbar aus dem Boden der Heimat. Dies Heimatland zu hüten und ihm sein Deutschtum zu bewahren, war das gemeinsame Lebensziel all dieser Männer. Nur zwei Richtungen konnte man vielleicht unterscheiden. Die einen sagten: „Das Deutschtum vor allem“, und die anderen sagten: „Das Land vor allem. Denn wenn das Land verloren ist, ist auch das Deutschtum verloren.“

Eines zeichnete den Adel dieses Landes aus: der Reichtum spielte weder gesellschaftlich noch politisch die mindeste Rolle. Mochte der wohlhabende Majoratsherr an reichgedeckter Tafel speisen und sein armer Nachbar sich mit Brot, Wurst und Grütze sättigen, sie verkehrten ohne den mindesten Unterschied miteinander. Im Landesdienst, der nur unbesoldete Ehrenposten kannte, stieg nur derjenige zu den höchsten Würden empor, dem seine Mitbrüder die nötigen Fähigkeiten zutrauten. Da sich alle kannten — die meisten hatten die gleiche Schule besucht und waren Mitglieder der gleichen Studentenverbindung gewesen —, war die Auswahl meist eine durchaus treffende.

Für den Landtag war der Frack Vorschrift. Aber ich hätte nie eine solche Varietätsmöglichkeit dieses einfachen Kleidungsstückes für möglich gehalten. Neben den jungen Studenten, die den Landtag als Zuhörer mitmachten und die ihren ersten Frack, den ein Dorpater Bekleidungskünstler auf gut Glück hingehauen hatte, mit Andacht trugen, sah man Fräcke, die den Londoner oder Pariser Schneider verrieten. Manche Fräcke sahen aus, als hätten sie einen Krieg mitgemacht, andere ähnelten einem Erbstück aus Großvaters Zeit. Am komischsten aber wirkten die Westen und Hosen; da es für sie keine Vorschrift gab, sah man unter einigen Fräcken die sonderbarsten Gebilde hervorschauen in Grau, in Braun, kariert oder gestreift.

In den kurzen Verhandlungspausen sah man immer Gruppen dieser äußerlich so verschiedenen, innerlich so homogenen Landboten hinausströmen, um in gastfreien Häusern ihr Frühstück einzunehmen. Der größte Stror.

ergoß sich immer in die Wohnung meiner Tante, deren Frühstückstisch konkurrenzlos dastand.

Meine Tante hatte meist einige befreundete Damen gebeten, ihr zu helfen, die „Honneurs“ zu machen. Was aber im Grunde ganz unnötig war, denn sie beherrschte jede gesellschaftliche Situation mit souveräner Sicherheit. Ihr fabelhaftes Personen- und Physiognomiengedächtnis verhinderte jeden Mißgriff. Immer wußte sie genau, wen sie vor sich hatte, und kannte seine Familienbeziehungen bis in den dritten Grad. So war sie nie um ein rechtes Wort verlegen, und ihre eingehenden Fragen verschafften ihr die umfassendsten Kenntnisse der Familienangelegenheiten des ganzen Adels. Sie interessierte sich wirklich für die Menschen und ihre Schicksale.

Bald füllte sich das Eßzimmer mit schmausenden und plaudernden Herren. Es entstand immer eine gewisse Bewegung, wenn das feine, rosig angehauchte Gesicht des alten Grafen Keyserling sich zeigte. Denn jeder wollte gerne eine seiner geistreichen Bemerkungen erhaschen.

Bald bildeten sich Gruppen. Nach vorn gebeugt und mit dem Zeigefinger vorstoßend stand Baron Maydell vor dem Grafen Tiesenhausen. Maydell, dessen sorgenvoll blickendes Gesicht mit dem scharfen Profil von angestrenzter Geistesarbeit sprach, suchte Tiesenhausen zu überreden, der in vornehmer, etwas abweisender Haltung vor ihm stand. Sein stolzes Gesicht mit den sorgfältig geschnittenen Koteletten war nicht leicht außer Fassung zu bringen. Sie waren in gewisser Hinsicht politische Gegner. Maydell, der nahe Beziehungen zum kaiserlichen Hof hatte, trat dafür ein, daß man sich bei Abwehr der Übergriffe der russischen

Beamtenschaft an den Hof wenden müsse, während Tiesenhausen lieber die estnische Bauernschaft heranziehen wollte. Die Ritterschaft befand sich dauernd zwischen zwei Feuern, dem russischen und dem estnischen, und mußte stets versuchen, ihr Deutschtum durch die beiden Gefahrenzonen hindurchzulavieren.

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges haben immer Mitglieder der baltischen Ritterschaften auf hohen Ministerposten gesessen oder hohe Hofchargen als Generaladjutanten des Kaisers bekleidet. Über ihren deutschfreundlichen Einfluß auf den Zaren hat sich der letzte französische Botschafter am Zarenhofe, Paleologue, bitter beklagt.

Nun betrat Otto Budberg das Eßzimmer. Sein kühner Kopf mit den schwarzen, kurzgeschorenen Haaren und dem schwarzen Knebelbart schien einem Feldhauptmann aus Wallensteins Lager anzugehören. Sein Freund Fritz Lüders, eine germanische Hünengestalt, trat an ihn heran und begrüßte ihn mit den Worten: „Nun, Otto, wieder in Monte gewesen und gejeut?“ — „Das war nicht schlimm“, meinte Budberg, „das wahre Hasardspiel hat mir mein Vater beigebracht, als er mich zum Landwirt machte. Diese neuen Regenströme. Bei mir ersoffen sogar die Enten auf dem Hof. Das wird eine nette Ernte geben.“

Übrigens habe ich in Nizza ganz hohe französische Politiker kennengelernt. Dolle Kerle, diese Demokraten. Sie wollen alles glatt scheren wie meine Haare. Ein schöner Anblick für ein Land, was?“ Dabei strich er sich über seine schwarzen Haarborsten.

„Es war noch ein Kommunist dabei, der war für reinen Kahlschlag wie dort bei Otto Uexküll“ — dessen Glatze

soeben im Nebenzimmer sichtbar wurde —. „Da wächst rein gar nichts.“

Mit diesen drastischen Vergleichen konnte Budberg der vollen Zustimmung seiner Standesgenossen sicher sein. Denn sie waren alle Konservative oder, besser gesagt, Biologen, welche auf die Selbstverwaltung eingeschworen waren, die aus der Idee des geregelten Wachstums entsprungen ist.

Inzwischen waren die Vertreter der übrigen deutschen Ritterschaften der Hausfrau vorgestellt worden, die Wert darauf legte, daß ihr Salon auch offiziell als der erste des Landes anerkannt wurde.

Als nach Schluß des Landtages der letzte Gast sie verlassen hatte, empfand sie eine wirkliche Befriedigung. Sie genoß offensichtlich das Vertrauen des ganzen Landes, und das mit Recht, denn nie hatte sie das Vertrauen zu irgendeinem Intrigenspiel mißbraucht.

Die gesellschaftlichen Beziehungen, die sie mit allen Familien des Landes verbanden, gaben ihr eine Machtstellung, der sich niemand entziehen konnte. Alle jungen Mädchen, die zum ersten Male ausgingen — wie man sich ausdrückte —, wurden ihr vorgestellt. Und die jungen Damen, die ihr mit einem tiefen Knicks die Hand küßten, zitterten bei dem Gedanken, der großen Dame zu mißfallen. Denn sie war eine durchaus eigenwillige und selbstbewußte Persönlichkeit mit eigenem, sehr ausgesprochenem Urteil. Wer aber ihr Wohlwollen errungen hatte, konnte auf sie bauen wie auf einen Felsen. Sie war die Zuverlässigkeit in Person.

Ihre Zunge wurde zu einer scharfen Klinge, wenn es galt, einen ihrer Freunde zu verteidigen. Das tat sie dann

ganz unbekümmert um die Folgen, die daraus entstehen konnten. Denn eins gab es in ihrer Umwelt nicht — Angst. Als im Jahr 1905 die roten Banden durch das Land zogen und die Gutshäuser ansteckten, hatte sie ihren Oberförster zur Berichterstattung aufgefordert. Er berichtete: „Auf die Nachricht vom Herannahen der Brandstifter bekam ich es mit der Angst.“ — „Angst?“ sagte meine Tante, „meine Beamten haben keine Angst. Sie sind entlassen.“

Von den neuen Verkehrsmitteln schätzte sie wohl den Telegraphen. Das Telephon war ihr höchst unsympathisch. Daß beliebige fremde Leute einem ins Ohr trompeten könnten, paßte ihr nicht. Mein Vetter Bernhard hatte es einmal versucht, ihr über das Postamt Werder eine telephonische Mitteilung zu machen. Darauf antwortete sie ihm schriftlich, wenn das, was er zu sagen habe, eilig wäre, möge er ihr telegraphieren.

Sie besaß eine umfassende Bildung, da sie die ganze schöne Literatur auf Deutsch, Französisch, Englisch und Russisch in der Ursprache las und in origineller Weise kritisierte. Eine Unterhaltung mit ihr war daher immer interessant.

Dank häufiger Reisen kannte sie die Kunstschätze der meisten europäischen Hauptstädte, die ihrem Geiste immer neu und lebendig blieben. Als ich sie einmal durch das Alte Museum in Berlin begleitete, stand sie vor allen bedeutenden Bildern einen Augenblick still, um dann weiterzueilen. Auf meine Frage, ob ihr das einen Genuß bereiten könne, antwortete sie: „Dies ist nur eine Arbeit. Der Genuß kommt später; wenn ich zu Hause allein dasitze, kann ich mir alle Bilder der Reihe nach wieder vor Augen führen.“

Ich sehe sie in aller Schärfe und allen Farben vor mir und kann sie in aller Ruhe betrachten. Was ich jetzt tue, das ist nur eine kurze Rekapitulation, denn man vergißt einiges.“

Sie war, wie man sich jetzt ausdrücken würde, eine Eidetikerin und benutzte diese schöne Gabe dazu, um ihre Umwelt mit den bedeutendsten Kunstwerken zu füllen, die sie jederzeit in das Licht ihres Geistes ziehen konnte.

Ihre Umwelt war von einer seltenen Geschlossenheit und Planmäßigkeit. Die Politik schied aus — das war Sache der Männer. Sie war eine Deutsche, aber als russische Untertanin dem Zaren und seiner Familie zugetan. Jedoch hegte sie nie den Wunsch, an den Hof zu kommen. Ihre Position im Lande genügte ihr, und sich Höhergestellten unterzuordnen, lag ihr nicht.

Ihre Religion war ihrem ganzen Wesen entsprechend intensiv bodenständig. Den lutherischen Katechismus erkannte sie anstandslos an. Dogmatische Streitfragen interessierten sie nicht — diese waren Sache der Pastoren. Ihr Christentum war aber eng mit Estland verknüpft. Als sie einmal die Ostertage in Rom verbrachte, hatte sie wohl Freude an den prächtigen kirchlichen Veranstaltungen. Aber all dies hatte nichts mit Ostern zu tun. Ostern war in der Domkirche zu Reval unter all den zahlreichen Wappen ihrer Familie und dem alten Oberpastor Schultz auf der Kanzel.

Ostern gab es auch in der kleinen Pfarrkirche von Hanehl, wenn dort deutscher Gottesdienst war und sie aus dem nahen Werder mit ihren Gästen hinüberfuhr. Dort hatte sie auch die Wappen ihrer Eltern aufhängen lassen.

Sie war eine musterhafte Hausfrau, jede kleine Unebenheit bemerkte sie und sorgte für ihre Entfernung. So lief der Haushalt wie auf Rollen, sowohl in ihrer schönen Stadtwohnung wie im weiträumigen hölzernen Gutshaus in Werder. An dieses stieß ein großer, etwas steifer Garten: eine sorgfältig gepflegte Blumenrabatte führte schnurgerade auf ein hohes, steinernes Gartentor. Hohe schwarze Tannenalleen standen an beiden Seiten längs der Gartenmauer, und dazwischen grünten und blühten die Obstbäume. Alles war mit einem Blick zu übersehen, wie es ihrem Ordnungssinn entsprach.

Gäste waren stets willkommen.

Den Höhepunkt ihres Lebens genoß sie auf ihrem Sommersitz, der kleinen Insel Pucht, die eine Wildnis voll herrlichen Baumwuchses war, durch die sich wohlgepflegte Parkwege zogen. Dort konnten ihre Gäste ganz ungestört in niedlichen Holzhäusern wohnen, die über die Insel zerstreut waren. Zu den Mahlzeiten versammelte man sich in dem in der Mitte der Insel gelegenen Speisehaus, um dann nach freiem Ermessen den Tag zuzubringen. Es lag darin eine huldvolle Anerkennung der Umwelten ihrer Gäste, die sie nur zu erfreuen und nicht zu meistern bestrebt war.

So war das Lebensziel dieser klugen und starken Frau im Grunde kein anderes als das eines Baumes, der nur wächst, um Schatten zu spenden. Und sie war ein gerader, hoher, durch und durch gesunder Baum mit weitreichender Krone, den niemand in Estland übersehen konnte.

## II. Therese von Rothschild

(Die soziale Umwelt)

Therese von Rothschild, eine geborene Rothschild aus Frankfurt am Main, war eine Jugendfreundin meiner Schwiegermutter, mit der sie gemeinsam in den Frankfurter Lazaretten die Verwundeten aus dem siebenjährigen Kriege gepflegt hatte.

Nach dem Tode meiner Schwiegermutter hatte sie meine Frau und mich mit unserem zweijährigen Töchterchen eingeladen, ihr in ihrem Chalet — das ein hübsches, aber einfaches Holzhaus war — in Berck sur mer einige Wochen Gesellschaft zu leisten. Ich habe dabei Gelegenheit gefunden, die Herzigel, die am Meeresstrande von Berck massenhaft vorkommen, zu studieren.

Frau von Rothschild hatte uns kaum verlassen und uns ihr Haus bis auf weiteres zur Verfügung gestellt, als meine Frau plötzlich an einer heftigen Blinddarmentzündung erkrankte, die sie an den Rand des Grabes brachte.

Nun war die Patientin wieder auf dem Wege der Besserung, und Frau von Rothschild, die sich jede Woche auf einen Tag freimachte, um nach der Kranken zu sehen, saß bei uns im großen Schlafzimmer, dessen weitgeöffnete Fenster den Blick auf das Meer und den Strand freigaben. Die Patientin, noch blaß und angegriffen, war jedoch so weit hergestellt, daß sie, von Kissen unterstützt, halbaufgerichtet von ihrem Lager ihr Töchterchen im weißen Sande des weiten Meeresstrandes spielen sehen konnte. Die Sonne sank wie ein feuriger Ball in die dunkelblauen Fluten, über denen sich ein wolkenloser, hellblauer Himmel wölbte. Es

dunkelte bereits im Zimmer, und das edelgeschnittene Profil der Baronin zeichnete sich deutlich vom hellen Himmel ab.

Wir plauderten leise, als die Tür aufgerissen wurde und unser blondes Töchterchen im grünen Kostüm eines hessischen Bauernmädchens tränenüberströmt zu uns hereinstürzte mit dem Jammergeheul: „Sie bommt nicht wieder. Die Sonne ist in das Meer gefallen. Sie bommt nicht wieder.“ Es dauerte lange, bis wir die Kleine beruhigen konnten und sie der Bonne übergaben, die sie zu Bett brachte.

„Wenn alles so sicher wiederkehren wollte wie die Sonne“, sagte die Baronin. „Aber nun kehren Sie auch wieder zu uns zurück, mein liebes Kind“, und ein warmer Blick aus ihren schönen schwarzen Augen ruhte auf der Patientin.

„Doch nun muß ich noch eine Stunde arbeiten. Zum Abendessen sehen wir uns wieder, mon cher ami“, sagte sie zu mir. Damit erhob sie sich, und ihre kleine, im Alter stark gewordene Gestalt wandte sich mit energischen Schritten zur Türe.

Als ich am anderen Morgen am Kaffeetisch erschien, fand ich Frau von Rothschild damit beschäftigt, einen Stapel von ungefähr hundert Briefen zu sichten. „Ich habe meine Sekretärin nicht mitgebracht“, sagte sie, „und so muß ich ihre Arbeit selbst besorgen. Sie hat die Aufgabe, die Briefe mit den Handschriften meiner Freunde, die sie kennt, mir vorzulegen. Die andern wandern alle ins Büro, wo sie geöffnet und geprüft werden. Denn sie enthalten alle Bitten um Unterstützung. Ich habe keine Freude daran,

den unnützen Leuten, die meinen Sohn umschwärmen, die Schulden zu bezahlen. Dagegen freut es mich, wirklich Bedürftigen helfen zu können. Mein Büro zieht über die Bittsteller Erkundigungen ein, so daß ich mir ein Bild über ihre wirkliche Lage machen kann und dementsprechend zu helfen vermag. Meine gute Mutter hat mich gelehrt, daß Bedürftigkeit eine rein menschliche Angelegenheit ist, die nichts mit Glauben oder Nation zu tun hat.

Meine Kinder sind selbst so reich, daß ich es für meine Pflicht halte, mein ganzes Einkommen jährlich auszugeben. Meiner gesellschaftlichen Stellung wegen führe ich meinen Hausstand weiter, aber ich für meine Person habe nur zwei Bedürfnisse, mein gutes Bett und mein Bad.“

Sicher huldigte sie nicht den Freuden der Tafel. Da sie sich an die jüdischen Speisevorschriften hielt und wegen eines Nierenleidens eine ärztlich vorgeschriebene Diät einhielt, waren die Mahlzeiten bei ihr sehr eintönig. Als ich einmal einen Blick in die Küche tat, sah ich mit Neid, welche Leckerbissen den Dienstboten aufgetischt wurden, von denen die Gäste nie etwas zu sehen bekamen.

Bald darauf ließ sich der Arzt melden, der von der Patientin kam und sich sehr zufrieden äußerte. Dieser Arzt war der berühmte Calot, dem die Baronin die Behandlung der Kranken übertragen hatte. Sobald Frau von Rothschild von der Erkrankung meiner Frau benachrichtigt worden war, stellte sie uns telegraphisch alle Hilfsmittel ihres großen jüdischen Hospitals zur Verfügung, dessen Chef Calot war. Sie selbst eilte in Begleitung des ersten Pariser Chirurgen Delbet nach Berck. Da Delbet von einer Operation abriet, übernahm Calot die weitere Behandlung.

Selten habe ich zwei Ärzten gegenübergestanden, die in so verschiedenen Umwelten lebten. Delbet war ein Franke reinsten Wassers, groß, blond und blauäugig. Er sah in der Krankheit, wie das auf allen Hochschulen gelehrt wird, eine Schädigung des Organismus, die er mit seiner großen Kunst zu beseitigen trachtete.

Er war ein ausgesprochener Freidenker.

Calot, kleiner als er, ganz schwarzhäutig, mit glühenden Augen, war ein Baske und leidenschaftlicher Katholik – seine sechs Brüder waren Priester geworden. Er sah in der Krankheit einen bösen Dämon, mit dem er persönlich zu ringen hatte. „Oh, der Abend“, sagte er mir, „ich hasse den Abend, da hat der Tod Gewalt über die Kranken.“ An demselben Abend schlug er mir vor, meiner Frau die letzte Ölung geben zu lassen. Er war bekümmert, als ich ihm sagte, daß es in unserer lutherischen Religion eine solche Einrichtung nicht gäbe. Seinen unermüdlichen Anstrengungen ist es zu danken, daß meine Frau gerettet wurde.

Berck sur mer ist ein ernstes Bad. Es ist ein Heilbad gegen Knochentuberkulose. Hierin war Calot Spezialist und hatte sich durch seine Kuren einen großen Namen gemacht. Seine Patienten lagen im Gipsverband in Betten, die auf Rollen gestellt waren und vor die ein Eselchen gespannt war, mit dem die Kranken am Strande spazierenfuhren. Der Strand war im übrigen von den Angehörigen der Patienten bevölkert. Viele Kinder, denen die stärkende Seeluft wohlthat, tummelten sich bald im Sande, bald im Wasser.

Es machte sich höchst lächerlich, wenn dazwischen modisch gekleidete Pariserinnen auftauchten, die niemals das

Meer gesehen hatten und nun vor Begeisterung ihre Röcke möglichst hoch hoben und in Schuhen und Strümpfen ohne weiteres ins Meer liefen.

Das größte Hospital, das von der Kaiserin Eugenie gestiftet war und von Nonnen betreut wurde, hatte der Staat laisiert, das heißt alle Schwestern und alle Ärzte, die die Messe besuchten, waren an die Luft gesetzt worden. Unter ihnen befand sich auch Calot.

Hier hatte Frau von Rothschild eingegriffen. Sie ernannte Calot zum Chefarzt des von ihr erbauten jüdischen Krankenhauses und gab ihm die Mittel, um für die entlassenen katholischen Schwestern ein neues Krankenhaus zu bauen, dessen Leitung er auch übernahm.

„Alles, was ich bin, verdanke ich allein der Baronin Rothschild“, versicherte er mir immer wieder. „Sie ist nicht allein ein ausgezeichneter Mensch, sondern sie besitzt auch ein tiefes Verständnis für die Medizin, verbunden mit einer unerhörten Organisationsgabe. Alles, was sie in die Hand nimmt, gedeiht.“

Das neue Krankenhaus der katholischen Schwestern gedieh. Da sie aber nur geringe Preise von ihren Patienten nahmen, erregten sie den Unwillen all der kleinen Pensionen, die auch Kranke aufnahmen.

Die unzufriedenen Pensionsbesitzer setzten dem Maire von Berck sur mer so lange zu, bis er eine Eingabe an das Ministerium aufsetzte, in der darauf hingewiesen wurde, daß das Gesetz der Laisierung durch die Gründung des katholischen Krankenhauses umgangen worden sei. Er bäte daher darum, das Krankenhaus so bald wie möglich zu schließen.

Frau von Rothschild, die ihr eigenes Werk bedroht sah, ließ den Maire zu sich kommen und erklärte ihm, wenn seine Bittschrift nach Paris abginge, zöge sie ihre Hand von Berck sur mer zurück. Er möge bedenken, was das zu bedeuten habe.

Der erschreckte Bürgermeister brauchte nur einen Blick in die Umwelt der Baronin Rothschild zu tun, deren Auswirkungen ihm sehr genau bekannt waren. Er sah sie stehen inmitten all ihrer treuen Trabanten, die für sie durchs Feuer gingen. Und diese Trabanten waren die Kranken und die Armen, ja alle Bedürftigen seiner Stadt.

Nachdem das Vermögen der Kirche vom Staate eingezogen und alle frommen Stiftungen aufgelöst waren, hatte die Baronin eingegriffen. Sie hatte den alten arbeitsunfähigen Männern ein freundliches Haus erbaut, in dem sie, von sorgsamem Schwestern betreut, ein sorgenfreies Alter genossen und wo die alten Seebären gemächlich ihr Garn spannen.

Der Maire wußte wohl, daß die Krankenhäuser der Baronin in jeder Beziehung den staatlichen Hospitälern turm- hoch überlegen waren. Er wußte, daß die von der Baronin in Paris ausgebildeten Krankenschwestern auch in Berck die private Krankenpflege übten. Er wußte auch, daß die kleinen Geschäftsleute die offene Hand der Baronin kannten. Sie war die unbestrittene Königin von Berck sur mer.

Der Maire brach völlig zusammen, er beschwor die Baronin, ihr Wohlwollen zu bewahren. Nie und nimmer würde, solange er ein Wort zu sagen habe, diese elende Bittschrift nach Paris weitergegeben werden.

Ja, sie war die Königin von Berck, das bestätigte mir auch der alte Fischer, der mir beim Fang der Herzigel half: „Welch ein Glück ist es“, sagte er mir, „daß die Baronin Rothschild das viele Geld besitzt und nicht wir. Was für einen Unfug hätten wir damit angerichtet.“

Ich habe später die Baronin in ihrem schönen Schloß in Chantilly besucht. Immer war es die gleiche einfache, in Schwarz gekleidete Frau und gütige Freundin. Sie erzählte mir von dem Besuch einer mit Diamanten behängten Amerikanerin, die ihre schöne Sammlung alter Silbergeräte besichtigen wollte. Die einfach gekleidete Frau hatte offenbar der reichen Amerikanerin nicht imponiert, denn sie hatte sogleich vor dem Prunkstück der Sammlung, einem berühmten Werk von Jamnitzer, erklärt: „Dies will ich kaufen.“ Auf die Antwort, die Sammlung sei unverkäuflich, hatte sie gesagt: „Oh, ich zahle sehr viel.“ Erst bei der ruhigen Bemerkung der Baronin: „Ich glaube kaum, daß Sie so viel zahlen können wie ich“, war ihr aufgedämmert, wie unangebracht ihr Protzentum in diesem Hause war.

Im Schloß zu Chantilly verkehrte außer der Pariser Gesellschaft auch die gesamte Diplomatie. Besonders gern gesehen waren die Herren der deutschen Botschaft, denn Frau von Rothschild war im Herzen immer Frankfurterin geblieben. Sie hatte ihrer Vaterstadt eine schöne Volksbibliothek geschenkt und fühlte sich eigentlich nur in Frankfurt ganz zu Hause. Bis an ihr Lebensende sprach sie Französisch mit einem unverkennbaren Frankfurter Tonfall.

Die ersten Wellenschläge des kommenden Weltkrieges habe ich bei einem Diner in Chantilly zu spüren bekommen. Es war damals gerade der berühmte Panthersprung

von Agadir erfolgt, und ich war Zeuge davon, mit welchem Ernst und Eifer der schwedische Gesandte in den deutschen Botschaftsrat hineinredete und mit welchem Ernst dieser ihm erwiderte.

Noch ahnte die Hausfrau nicht, welch bittere Erfahrungen ihr bevorstanden, als der entfesselte französische Chauvinismus sie wegen ihrer unverhohlenen deutschfreundlichen Gesinnung zur Zielscheibe seiner Angriffe machen sollte.

### III. Charlotte von Schwerin (Die religiöse Umwelt)

**D**ie Ersten werden in Berlin  
Zwar nicht verkauft, doch oft verliehn.  
Mein Drittes ist Finanzminister,  
Und sehr auf seinem Posten ist er.  
Doch pfeift das Ganze, tanzt herum  
Das Kultusministerium.

Dies Versrätsel des „Kladderadatsch“ aus dem Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat mein Freund Karl von der Heydt gern rezitiert. Die dritte Silbe des Rätsels bezog sich auf seinen Onkel, den Baron von der Heydt, der zu Beginn des Krieges 1866 zum Finanzminister berufen wurde. Der bisherige Minister von Bodelschwingh hatte dem Ministerpräsidenten erklärt, er habe nicht die Mittel, den Krieg zu finanzieren, worauf Bismarck ihn umgehend entließ.

Seine Wahl fiel auf den ihm bekannten Bankier von der Heydt, dessen Berufung er sofort ausführte. Er fuhr in die

Von-der-Heydt-Straße, wo — damals noch rings umgeben von Anlagen — die schöne Villa des Bankiers von Schinkel erbaut worden war.

Als Bismarck vorfuhr, lehnte von der Heydt im Schlafrock aus dem Fenster und rauchte eine lange Pfeife. Bismarck rief ihm zu: „Heydt, ziehen Sie schnell einen schwarzen Rock an, und kommen Sie zum König, Sie sind Finanzminister.“ Am Abend war das Geld für den Krieg beschafft.

Die Lösung des ganzen Rätsels war „Adelheid“, die Gattin des Kultusministers von Mühler, des Dichters des bekannten Liedes: „Grad aus dem Wirtshaus, komm' ich heraus, Straße, wie wunderbar siehst du mir aus.“

Mit dem Gesang dieses Liedes wurde er unweigerlich von der Studentenschaft empfangen, wenn er als Minister eine Universitätsstadt besuchte.

Dies Lied hatte er nicht etwa im Alkoholrausch aus dem Wirtshaus heimkehrend gedichtet, sondern im seligen Liebesrausch, in den ihn das Jawort seiner bezaubernd schönen Braut versetzt hatte. Dies war die Version, die er seiner frommen Gattin über den Ursprung des Liedes gegeben hatte.

Die schöne und anmutige Adelheid von Mühler, die auch den jungen Dichter Strachwitz zu schwungvollen Liedern begeistert hatte, war eine Persönlichkeit von großem Format. Ihr Gatte stand völlig unter ihrem Einfluß, als er in das Kultusministerium einzog. Der Wandel, der sich unter ihm im Kultusministerium vollzog, wurde allgemein ihrem Wirken zugeschrieben. Und so kam es, daß das große politische Witzblatt sie mit seinen Scherzen beehrte.

Es hat immer zwei Richtungen im kirchlichen Leben gegeben, die sich gegenseitig befehdeten: die Wortgläubigkeit und die Sinngläubigkeit. Die erste bestand darauf, den christlichen Glauben in feste Formeln, sogenannte Dogmen, niederzulegen, an die zu glauben alle Christen verpflichtet seien. Die Vertreter der Sinngläubigkeit weigerten sich, sich an irgendeinen starren Wortlaut zu binden, und drangen immer wieder auf die Auflösung der Dogmen, weil Worte immer den Sinn verfälschen.

Der große Vertreter der Sinngläubigkeit ist Franz von Assisi gewesen, dessen wundersames Herz sich an die ganze Kreatur in Liebe verschenkte.

In neuerer Zeit sind es die Quäker, die nachdrücklich jede Dogmenbildung ablehnen. Aber auch Schleiermachers Lehre, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den größten Einfluß in Preußen ausübte, war grundsätzlich den Dogmen abgeneigt.

Mit dem Eintritt Mühlers in das Kultusministerium nahm dieses immer energischer Stellung gegen die Schleiermachersche Richtung und damit gegen die Anhänger der Sinngläubigkeit. Das Ministerium wurde zum Hort aller Wortgläubigen, die sich als die Rechtgläubigen bezeichneten. Die Rechtgläubigkeit oder Orthodoxie gewann nun die Oberhand in der evangelischen Kirche Preußens. Und dieser Umschwung ist zweifellos zum großen Teil dem Einfluß Adelheid von Mühlern zuzuschreiben.

Wir besitzen aus ihrem Tagebuch<sup>1</sup> Aufzeichnungen, die ihre Stellung zur Religion deutlich wiedergeben. Sie

<sup>1</sup> Enthalten im Briefwechsel der Adelheid von Mühlern, erschienen unter dem Titel: „So denk, es ist die reinste Minne“.

schreibt: „Wer den Himmel nicht in sich trägt, was hilft ihm der Himmel außer ihm! Er kommt nicht hinein. In die Wüste möchtest du gehen? Ja, aber in die Wüste deines eigenen Herzens, und darin deine Sünden betrachten ohne Verkleidung. Da sei allein und siehe, ob du nicht zitterst, und siehe nach allem, was dir lieb ist, und nach deinem Verstande, ob sie dir helfen. Es hilft nichts! Du mußt das Gesetz erfahren in dir, das in der Welt gegeben ist, um uns an unserer Sünde sterben zu lassen. Du mußt sterben an dem Gesetz deiner Sünde, um lebendig zu werden durch die Gnade.

Wer aber die Sünde erkannt hat und das Kreuz auf sich nimmt, der fängt den Weg erst an. Da gibt es eine schwere Reise, oft Nacht und selten Licht, ohne Halt allein. Aber die Kräfte wachsen mit dem Glauben, und wenn du nur Mut und Kraft hast, Gott zu halten, so segnet er dich mit unendlichem Segen, und du hast Gewalt über die Welt und über das Leben und gehst klar durch all den Wirrwarr. Das ist die Liebe, ohne die wir das Gesetz nicht erfüllen können, ohne die alle Worte und Werke nichts helfen.“

Wir erhalten hier einen Einblick in die Umwelten der Rechtgläubigen. Die ganze Welt, die sie um sich sehen, steht unter dem Gesetz der Sünde. Es gibt nur einen steilen, kaum sichtbaren, schmalen Pfad, auf dem der Gläubige zum Heil wandeln darf. Jedes Abirren von diesem Pfade führt zum ewigen Verderben. Wer aber diesen schmalen Pfad entlang wandelt, der ist in der Gnade.

Diese Weltanschauung ist mir aus Jugendjahren wohlbekannt, denn die meisten Pastoren meines Heimatlandes huldigten ihr.

Ich entsinne mich noch einer Predigt eines der besten Kanzelredner Revals. Er hatte zum Thema seiner Betrachtungen das Wort gewählt: „Wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht verlischt.“ Er wies auf die seelischen Qualen hin, die die Sünder im jenseitigen Leben erwarteten. Wenn sie nach dem Tode zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt seien, würden sie bis in alle Ewigkeit mit Gewissensbissen geplagt werden, und die Flammen der Verzweiflung würden sie unausgesetzt peinigen. Dann fuhr er fort: „Viele sind berufen, aber nur wenige sind auserwählt. Ihr alle“, wandte er sich an die Zuhörer, die zu Hunderten die Kirche bis zum letzten Platz ausfüllten, „ihr alle seid berufen, aber nur wenige, ganz wenige, höchstens drei oder vier, sind auserwählt. Alle anderen werden kommen an den Ort, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht verlischt.“

Am Ausgang der Kirche traf ich eine bekannte russische Dame, die mich fragte: „Ist der Gott aller Lutheraner so unfreundlich? Bei uns in der russischen Kirche haben wir einen gütigen Gott.“

Die Pastoren des Baltenlandes genossen eines hohen Ansehens, weil sie charaktervolle Männer waren, die sich für ihre religiöse Überzeugung nach Sibirien verschicken ließen, ohne ein besonderes Aufheben daraus zu machen. Doch stießen sie wegen ihrer rigorosen Anschauungen häufig auf Widerspruch in ihren Gemeinden. Ich war einmal bei meinem Schwager Stackelberg auf dem Lande zu Besuch, als dort acht Pastoren der Umgegend zu einer Tagung eingetroffen waren. Es kam bei Tisch die Rede auf einen verstorbenen Amtsbruder, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Kranken und Sterbenden auf die Qualen

der Hölle hinzuweisen. „Ja“, sagte einer der anwesenden Pastoren, „unser lieber Mitbruder hielt zwar nicht viel von der evangelischen Gnade, dafür war er aber ein ausgezeichneter Gewissensschärfer.“ – „Sagen wir lieber ein Vieh“, warf mein Schwager mit seiner tiefen Stimme ein.

Ich habe immer den Eindruck gewonnen, daß in der Umwelt der streng Wortgläubigen das Schattenbild Gottes in riesigen Umrissen, aber ganz scharf gezeichnet vor der Natur stand und den sündigen Menschen auf den einzigen Weg hinwies, der durch die sündige Natur zum ewigen Heile führt.

Infolgedessen wird von dem Wortgläubigen jeder Anblick der Natur unmittelbar auf die eigene Person bezogen. Wenn an einem nebligen Herbsttage die Umrisse der entlaubten knorrigen Eichenäste sich gespenstisch vom Himmel abheben, dann werden sie zu Schriftzeichen, die sich in unheimlicher Weise auf den einsamen Wanderer beziehen, die er aber nicht entziffern kann.

Ja, selbst die Krähenspuren im frischgefallenen Schnee gewinnen für ihn eine verwirrende Bedeutung, die er erst erkennen wird, wenn es zu spät ist.

Für den Sinngläubigen steht Gott hinter der Natur, ja, er leuchtet ihm aus jedem Wesen in anderer Gestalt entgegen und bleibt doch der Eine, der alles mit gleicher Liebe umfaßt. So hat der heilige Franz die Welt gesehen, und so wurden ihm alle Kreaturen zu Brüdern und Schwestern, die er mit der gleichen Liebe an sein Herz drückte.

Man würde es für unfaßbar erklären müssen, wenn zwei so entgegengesetzte Weltanschauungen derselben Quelle entspringen. Das tun sie in der Tat auch nicht. Zwar be-

rufen sich beide auf die gleiche Heilige Schrift. Aber diese ist in sich so zwiespältig, daß der Zwiespalt der aus ihr abgeleiteten Lehren ohne weiteres verständlich wird.

Die anmutige Erzählerkunst der vier Evangelisten, mit der sie das Leben des Heilandes schildern, versetzt uns auf eine blumenübersäte, sonnige Wiese, über die wir seine gütige Gestalt hinwandeln sehen, predigend, heilend und leidend, stets verklärt durch die Liebe des Vaters im Himmel, der den Sohn herabgesandt hat, um die Menschen zur Liebe zu bekehren.

In diesem Sinne haben die Sinngläubigen das Wesen des Christentums stets aufgefaßt, ohne sich an bestimmte Worte zu binden.

Den Abschluß des Neuen Testaments aber bildet eine Schrift, die Offenbarung des Johannes, die gänzlich ohne Zusammenhang mit dem holden Lande steht, das den Heiland umgibt. Wie eine wüste, von Dämonen bewohnte Insel, die nur Schrecknisse birgt, liegt sie da in schroffem Widerspruch zur Heilsbotschaft. Sie wird beherrscht von einem gewaltigen Dämon „gleich einem Menschensohn, angetan mit einem Mantel und gegürtet an der Brustmitte mit goldenem Gürtel. Sein Haupt aber und die Haare weiß wie weiße Wolle, wie Schnee und seine Augen wie eine Feuerflamme und seine Füße gleichwie im Ofen geglühtes Erz und seine Stimme wie Rauschen großer Wasser. Und er hielt in seiner rechten Hand sieben Sterne, und aus seinem Munde ging ein scharfes zweischneidiges Schwert, und sein Angesicht war, wie die Sonne leuchtet in ihrer Kraft . . . und sprach: . . . Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige, ich war tot, und siehe, ich bin lebendig

in alle Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle.“

An Stelle des Heilandes ist hier ein Rachedämon getreten, von dem die schrecklichsten Plagen ununterbrochen auf die entsetzte Menschheit herabgesandt werden.

In dem Palast, in dem dieser Dämon haust, stehen vierundzwanzig Throne für die Ältesten um seinen Thron, von dem ausgehen Blitz und Schall und Donner. „Und rings um seinen Thron sind vier Tiere überdeckt mit Augen vorne und hinten . . . ein Löwe — ein Stier — ein Wesen mit einem Menschenkopf und ein Adler. Und die vier Tiere haben jedes sechs Flügel und sind überdeckt außen und innen mit Augen und sprechen ohne Ausruhen Tag und Nacht: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott, der Allbeherrscher, der da war, der da ist und der da kommt.“

Es ist ohne weiteres klar, daß weder Jupiter in seinem Olymp noch Wotan in seiner Walhalla diese vier Mißgeburten geduldet hätte. Dafür erinnern sie aber an die stilisierten Tiergestalten aus buntem glasierten Ton, die sich in den Palästen der Perserkönige finden.

Sie stammen sicher aus dem Orient und sind uralte. Das macht es auch wahrscheinlich, daß wir in der Offenbarung des Johannes ein altes syrisches Zauberbuch vor uns haben, das nur ganz äußerlich christlich verbrämt ist.

Dieser unter die heiligen Schriften gelangte heidnische Wechselbalg ist stets von den Sinngläubigen abgelehnt worden. Selbst Luther hat es als „unangenehm zu lesend buch“ abgetan. Auf die streng Wortgläubigen hat es aber immer eine gewisse Anziehungskraft ausgeübt. Vor allem wohl deswegen, weil es ihrem Bedürfnis, sich Gott als eine

scharf umrissene Persönlichkeit vorzustellen, entgegenkam, die allgegenwärtig ist, in der Welt alles bis aufs kleinste regelt und nach ihrer Willkür bestimmt. Auch Adelheid von Mühler hätte die Frage, ob Gott jederzeit den Himmel wie eine schlechte Tapete abreißen könne, aus voller Überzeugung mit ja beantwortet.

Für die Sinngläubigen wäre eine solche Frage sinnlos gewesen; denn Gott als eine überpersönliche Wesenheit, die sich im Sinn der Welt offenbart, kann unmöglich sinnwidrig handeln.

Beide Richtungen, die Sinngläubigkeit und die Wortgläubigkeit, bargen gewisse Gefahren in sich. Die Sinngläubigen, die Gott hinter die Natur schoben, in deren Wirkungen er sich spiegelte, gerieten in Gefahr, den Gott völlig aus den Augen zu verlieren, wenn sie, in einer Großstadt lebend, die Beziehungen zur Natur einbüßten und ihre Aufmerksamkeit auf die kleinen menschlichen Alltäglichkeiten richteten, in denen man beim besten Willen kein göttliches Walten erblicken kann.

Für die Wortgläubigkeit lag die Gefahr darin, daß ein Gott, der unmittelbar in das tägliche Geschehen eingriff, das voll von Ungerechtigkeiten war, zur Ursache dieser Ungerechtigkeiten wurde, weil sie seinem freien Willen entsprangen. Der gütige Gott konnte dann in der von Unglück, Pest, Hungersnot und Krieg gequälten Menschheit zu einem bösen Dämon werden, zu dem die Offenbarung das furchtbare Vorbild lieferte.

Einen bösen Dämon kann man nur durch Opfer besänftigen, wie das die Phöniker mit ihrem Gotte Moloch getan, dem sie sogar ihre eigenen Kinder zum Opfer brachten.

In der Geschichte der Christenheit steht ein böses Kapitel eingezeichnet: als zu Ausgang des Mittelalters durch ganz Europa von Stadt zu Stadt die Scheiterhaufen aufflamnten, auf denen Hexen und Ketzer zu tausend und aber tausend verbrannt wurden. Sie alle wurden dem bösen Himmelsdämon zum Opfer gebracht.

In den Niederlanden allein sind fünfzigtausend Menschen der Inquisition zum Opfer gefallen.

In der kleinen Stadt Genf wurden durch das von Calvin eingesetzte Konsistorium, das aus lauter frommen, wortgläubigen Männern bestand, in vier Jahren sechsundfünfzig Menschen durch das Schwert und vierundsiebzig durch das Feuer vom Leben zum Tode gebracht. Ein jeder Mitbürger wird irgendeinen Bekannten, Freund oder Verwandten unter den Verurteilten zu beklagen gehabt haben. Aber das schlimmste war, daß die Schreckensherrschaft hier wie überall die Bürger in Heuchler und Denunzianten verwandelte.

Die Herrschaft des bösen Gottes, der ganz nahe über dem blauen Himmelsbogen thronte, wurde erst gebrochen, als Giordano Bruno das eherne Himmelsgewölbe sprengte und den Ausblick in einen unendlichen Raum eröffnete, in dem die Gestirne als selige Inseln nach ewigen Gesetzen kreisten.

Damit war ein Schlag gegen die strenge Wortgläubigkeit geführt worden, von dem sie sich jahrhundertlang nicht erholen konnte. Die versprengten Wortgläubigen fanden nun einen Sammelpunkt im Hause des Kultusministers von Mühler und, was sehr charakteristisch ist, unter den Auspizien der Offenbarung Johannes. Der Kultusminister

und seine Gattin hatten gemeinsam eine Arbeit verfaßt, die als Manuskript von Hand zu Hand ging. In ihr wurde nachgewiesen, daß nach den Worten der Offenbarung die Welt sechstausend Jahre vor Christi Geburt von Gott erschaffen worden war und im Jahre 6000 nach Christi Geburt untergehen werde.

Ich selbst habe Einblick in dieses Manuskript gehabt, das mit großer logischer Schärfe verfaßt war. Hier war ein Geist lebendig geworden, der nicht nur aller wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern auch aller Sinngläubigkeit den Krieg erklärte.

Das alte syrische Zauberbuch, das ganz Europa in ein Meer von Blut getaucht hatte, begann wieder seinen Zauber auszuüben, denn Prophezeiung und Zauber sind nahe miteinander verwandt.

Man sollte glauben, daß dieser Geist in den Umwelten moderner Menschen keinen Boden gefunden hätte. Aber wie viele „moderne“ Menschen gibt es denn überhaupt? Wie viele Menschen sind wirklich frei vom Glauben an Wahrsagerei und Zauberei?

Und schließlich: was ist denn Zauberei? Nachdem ich selbst einmal völlig unfreiwillig als Zauberer aufgetreten bin, bin ich von dem Glauben, daß es keinen Zauber geben könne, abgekommen. Ich hatte in Berlin in einem Friseurladen größere Einkäufe gemacht und bat die Verkäuferin, mir einen Hundertmarkschein zu wechseln. Ich zog dabei einen ganz neuen Schein aus der Tasche, der in der Mitte geknickt war und auf der Kante stehenblieb.

Die Verkäuferin weigerte sich, mir den Rest herauszugeben, und blieb bei der Behauptung, ich hätte nicht

gezahlt, auch nachdem ich ihr versichert hatte, der Schein befände sich vor ihrer Nase. Sie wurde richtig unwirsch und verlangte, ich solle sofort bezahlen. Da gab ich dem Schein mit dem Zeigefinger einen leichten Stoß, so daß er umfiel und sich hinlegte. Die Verkäuferin stieß einen Schrei aus, als der Schein plötzlich in ihrer Merkwelt auftauchte, griff nach ihm und betastete ihn genau, aus Angst, daß er sich wieder in nichts auflösen würde.

Ich habe noch öfter die Erfahrung gemacht, daß ein falsches Suchbild das Merkbild des gleichen Gegenstandes völlig zu verdrängen vermag, und halte seitdem viele Zauberei für möglich.

Vor allem darf man sich nicht wundern, daß auch nüchterne Menschen, die solche Erlebnisse gehabt haben wie die Verkäuferin, fest an Zauberei glauben.

Auch über Visionen habe ich anders denken gelernt, nachdem mir einmal meine Phantasie bei einer ganz unwichtigen Gelegenheit den gesuchten Gegenstand beim flüchtigen Hinsehen ganz deutlich vorgespiegelt hatte, obgleich er gar nicht vorhanden war.

Daß Erinnerungsbilder mit aller Schärfe auf eine weiße Fläche projiziert werden können, ist heutzutage bei zahlreichen Menschen, besonders Kindern, mit Sicherheit festgestellt worden.

Visionen sind bei Künstlern seit langem bekannt; so soll Michelangelo die Statue, die er aus dem Marmor schlug, bereits vorher im Marmorblock in allen Einzelheiten gesehen haben.

Selbst bei Naturforschern treten Visionen auf. Es wird berichtet, daß Kekule die Formel für den Benzolring, nach

der er lange gesucht hatte, plötzlich vor sich in der Luft gesehen habe, als er aus seinem Hause auf die Straße trat.

Neuerdings sind auch bei Tieren Visionen nachgewiesen worden. Lorenz beobachtete einen zahmen Star, der plötzlich auf ein Nichts in der Luft zuflog, nach ihm schnappte und auf seinen Platz zurückkehrte, wo er das Nichts regelrecht wie eine gefangene Fliege mit dem Fuß festhielt, mit Schnabelhieben bearbeitete und dann hinabschluckte. Das merkwürdigste dabei war, daß diese imaginäre Fliege in der Umwelt eines Stares auftrat, der noch nie eine wirkliche Fliege gefangen hatte.

Wir wissen ferner, daß ein kleiner Rüsselkäfer, der sogenannte Trichterwickler, kaum dem Larvenstadium entsprungen, auf ein Birkenblatt zufliegt und dort eine mathematisch genaue Linie herauschneidet, die ihm allein visionär bekannt sein kann, weil keine Spur von ihr im Birkenblatt vorhanden ist. Die herausgeschnittene Linie ermöglicht es ihm, das Blatt zusammenzurollen und seine Eier abzulegen.

Auch dürfen wir annehmen, daß die Kreuzspinne das Netz, das sie bauen wird, planmäßig festgelegt vor sich sieht und fühlt. Denn kein äußerer Reiz wirkt dabei bestimmend auf sie ein.

Es spielt die Vision des Lebensweges aber auch bei besonders begnadeten Menschen eine ausschlaggebende Rolle, indem sie ihnen eine Sicherheit verleiht, die sie vor all ihren Mitmenschen auszeichnet.

Adelheid von Mühlner war visionär veranlagt, denn sie erzählte, daß sie beim Überschreiten des Leipziger Platzes in Berlin stets von einem kleinen, grüngerleierten Männlein begleitet wurde, das nachher verschwand.

Jedoch besaß sie nicht, wie aus ihren eigenen Aufzeichnungen hervorgeht, die visionäre Sicherheit, den Pfad des Heiles zu erkennen, der, wie sie selber sagt, oft in Dunkelheit gehüllt war.

Anders ihre Tochter Charlotte, die den Grafen Schwerin-Putzar heiratete. Diese ungewöhnliche Frau muß von Jugend auf in ihrer Umwelt den Weg, den sie zu wandeln berufen war, helleuchtend vor sich gesehen haben. Niemals verließ sie die unfehlbare Sicherheit, mit der sie immer das einzig Richtige erkannte. Als sie früh Witwe wurde und mit neun unerwachsenen Kindern sehr schwierigen Verhältnissen gegenüberstand, drängten sich mehr oder weniger berufene Ratgeber an sie heran. Von allen Seiten wurde ihr geraten, den Vetter ihres Mannes, den Grafen Hans Schwerin-Löwitz, zum Vormund ihrer Kinder zu erwählen und ihm die Oberaufsicht über ihre Güter zu übertragen. Er hatte den Ruf eines erfolgreichen Landwirtes und war zudem ihr naher Nachbar. Dennoch lehnte sie ab.

Graf Hans von Schwerin war sicher einer der klügsten Männer, die mir in meinem Leben begegnet sind. Es war ein wahres Vergnügen, sich mit ihm zu unterhalten. Welches Thema man auch anschlug, immer konnte man sicher sein, daß er den Kern des Problems sofort erfaßte und in voller Klarheit entwickelte. Dabei hatte die Form seiner Darlegungen etwas so persönlich Verbindliches, daß man sich dem Zauber seines Geistes nicht entziehen konnte.

Seiner untrüglichen Beobachtungsgabe verdankte er seine großen Erfolge als Landwirt. Er war ein berühmter Pferdezüchter, und die Remontenkommission war sicher,

in seinem Stall das vorzüglichste Pferdmaterial für die Armee zu finden.

Seiner Kunst der Menschenbehandlung verdankte er seine Erfolge im politischen Leben. Durch sein konziliantes Wesen und seine große geistige Überlegenheit verstand er es, sich das Vertrauen aller Parteien sowohl im Preußischen Abgeordnetenhaus wie im Deutschen Reichstag zu erwerben. Jahrzehntlang hat er bald in dem einen, bald in dem anderen Hause das Präsidium geführt.

Wenn Macaulay vom Herzog von Marlborough sagte, dieser große Feldherr habe als Politiker eine noch größere Rolle gespielt, weil er weder Rachsucht noch Dankbarkeit kannte — so kann man von Hans von Schwerin sagen, daß weder Sympathie noch Antipathie je seine Entscheidungen beeinflußt hat.

Seine Umwelt war ein großes Schachbrett, das mit Figuren besetzt war, deren Fähigkeiten und Begrenzungen er genau kannte und die er dementsprechend gegeneinander auszuspielen verstand. Er kannte die Bauern, deren Vorsicht es ihnen nie gestattet, mehr als einen Schritt vorwärts zu tun. Er kannte die Türme, die in sturer Gewalt immer nur geradeaus rennen. Er kannte die Läufer, die, von einer Idee erfaßt, in irgendeiner Richtung davonstürmen. Aber er benutzte auch Leute, die vor Seitensprüngen nicht zurückschreckten.

Dauernd das immer umfangreicher und komplizierter werdende Schachspiel seines Lebens zu beherrschen, war ihm ein hoher Genuß, in dem er sich durch keinerlei Sentimentalitäten stören ließ. Nie wandte er Gewalt an, aber im Herbeiführen von Situationen, aus denen seinen Schach-

figuren nur ein einziger ihm genehmer Ausweg blieb, war er Meister.

Eine jede andere Frau, die sich wie Charlotte von Schwerin einer Aufgabe gegenüber sah, der sie sich anfangs nicht gewachsen fühlte, hätte das Anerbieten eines so überlegenen Mannes, ihr die Last der Verantwortung abzunehmen, voll Dankbarkeit angenommen. Die Gefahr, dadurch zu einer Schachfigur in seinem Lebensspiel herabzusinken, konnte sie damals nicht ermessen. Aber sie wußte eines: sich ihrer von Gott übertragenen Pflicht zu entziehen — war das Böse.

Ihr gerader Lebenspfad führte sie mitten durch die von Schwerin kunstvoll herbeigeführte Situation hindurch und warf alle seine Kombinationen über den Haufen.

Mit einer unerhörten Energie griff sie durch und widmete sich ihrer Aufgabe als Gutsherrin ohne Rücksicht auf ihre Person. Sie überwachte das Melken der Kühe am frühen Morgen und brachte gerne ihren Töchtern ein Glas frischgemolkener Milch an das Bett.

Den Töchtern wurde, als sie heranwuchsen, je ein Aufgabenkreis zugewiesen, um sie zu tüchtigen Hausfrauen heranzuziehen. Die Söhne wurden durch treffliche Hauslehrer herangebildet, die im Sinne der Mutter auf die jugendlichen Gemüter einwirken mußten.

Sorgfältig ausgewählte Beamte, die sie stets kontrollierte, standen ihr zur Seite. Durch ihre Mutter Adelheid war sie daraufhin erzogen worden, ihre eigenen Fehler und Launen der strengsten Kontrolle zu unterziehen, und wer sich selbst gegenüber keine Beschönigung duldet, der durchschaut mit Sicherheit die Schönfärbereien bei anderen Menschen.

Einem Pastor, der sich ihr gegenüber beklagte, wie schwer es ihm falle, den richtigen Weg zu finden, sagte sie: „Herr Pastor, Ihre eigene Person steht zwischen Ihnen und Gott.“

Wer seinen Weg so sicher vor sich sieht, der ist auch seines Instinktes sicher: „Warum sollte ich mich nicht auf die mir von Gott verliehene Antipathie und Sympathie verlassen können?“

Mit den Jahren wuchs sie immer mehr in ihren Aufgabenkreis hinein, den sie bald mit souveräner Meisterschaft beherrschte. Die Erfolge blieben nicht aus. Als alle ihre Kinder großjährig geworden waren, konnte sie jedem von ihnen ein schuldenfreies Gut oder ein großes Kapital übergeben.

Ihr Ruf als eine ebenso hilfreiche wie überlegene Guts herrin war wohlbegründet. Als auf einem Nachbargut in der Nacht ein Feuer ausbrach, das erst in den Morgenstunden mit Mühe gelöscht wurde, erschien sie mit einem Wagen voller Brote, die sie im Dorf verteilte, denn sie hatte vorausgesehen, daß während der Löscharbeit niemand an das Brotbacken gedacht hatte.

Als sie alle ihre Kinder versorgt hatte, zog sie sich in ein kleines, aber behagliches, im Walde gelegenes Haus zurück, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Sie spielte die Rolle einer in den Ruhestand getretenen Regentin, zu der ein jeder gerne kam, um sich Rat in jeder Lebenslage zu holen.

In ihrer Umwelt spielte sich die Weltgeschichte wie das fortgesetzte Weben eines vielfarbigen Teppichs ab, dessen Muster von vornherein von Gott bestimmt war. Jeder Mensch verwob in ihn sein kleines Lebensschicksal, ob er es wollte oder nicht, nach den Plänen Gottes, zu dessen Füßen sich der Weltteppich ausdehnte. Diesem Welten-

weben war eine Frist von zwölftausend Jahren gesetzt, um das wechselvolle Schicksal der Staaten und Völker in sich aufzunehmen.

Eine solche Weltanschauung verlieh ihr eine erhabene Sicherheit, die es ihr ermöglichte, alle Schicksalsschläge zu ertragen. Zwei Söhne hatte ihr der Weltkrieg geraubt, sie ertrug es mit Fassung. Auch die Demütigung Deutschlands nahm sie bekümmerten Herzens, aber doch gefaßten Mutes als eine im Heilsplan Gottes gelegene Strafe ihres Volkes entgegen.

Sie war in ihrem ganzen Auftreten weder modern noch unmodern, sondern monumental. Sie glich den großen Puritanerinnen, die wie Cromwells Mutter, stets wissen, daß sie in der Gnade sind. Die täglichen Morgenandachten hatten den Stil einer würdevollen Huldigung vor dem Throne der Majestät Gottes.

Ihre visionäre Veranlagung blieb ihr bis in ihr hohes Alter treu. Ich werde es nie vergessen, wie sie dem Gesang ihrer Tochter lauschend dasaß mit offenen Augen, die nach innen schauten. Für alle äußeren Eindrücke war sie in solchen Zeiten völlig blind.

So sehr sie sich auch an der Schönheit der Natur und der Kunst erfreute, ihr tiefes Interesse wandte sich den übersinnlichen Geschehnissen zu. So zeigte sie mir ein Bild eines Ahnherrn, dessen Zeigefinger vor Jahren ein großer Siegelring geschmückt hatte, der nun aus dem Bilde verschwunden war. Ich wurde dabei an meinen verzauberten Hundertmarkschein erinnert.

Als ich während eines wochenlangen Besuches bei ihr in ihrem Waldhause weilte, erstand sie aus dem nahen Städt-

chen einen sonderbaren kurzbeinigen Lehnstuhl, den sie bei sich aufstellte. Nun haben Möbelstücke, bevor sie sich in das gewohnte Bild des Zimmers eingegliedert haben, eine fremde Atmosphäre um sich, die auf ihre Herkunft hinweist. Mir ging es, während ich den Stuhl zum ersten Male anschaute, durch den Sinn, auf ihm müsse eine alte Frau gesessen haben, die rote Strümpfe strickte. Die Hausfrau, die auf alles Ungewöhnliche achtete, erkundigte sich beim Verkäufer, wem der Stuhl gehört hatte, und erhielt zur Antwort, auf ihm habe seine alte Großmutter gesessen, die die Marotte hatte, immer nur rote Strümpfe zu stricken. Mit einer gewissen Genugtuung teilte mir die Gräfin die Bestätigung meiner Vermutung mit; denn sie freute sich über alle kleinen Begebenheiten, die aus dem Rahmen des Alltäglichen fielen.

Im alten Schloß Putzar, das die Gräfin Charlotte während ihrer Regierungszeit bewohnte, ging es um. Nun sind die meisten Menschen geneigt, jede Gespenstergeschichte mit einem Achselzucken abzutun. Auch mir liegt dieses Achselzucken nahe; denn mir ist in meiner Merkwelt nie ein Gespenst erschienen. Aber ich weiß sehr wohl, daß es in anderen Umwelten anders damit bestellt ist und gelegentlich unzweifelhafte Gespenster in ihnen auftreten.

Die Gespenstergeschichte, die mir den größten Eindruck gemacht hat, spielte sich aber gar nicht in einer menschlichen Umwelt ab, sondern in der Umwelt eines Huhnes. Professor Katz berichtet, daß er ein Huhn in einem kleinen Stall fütterte. Während die Henne eifrig nach dem ihr vorgestreuten Futter pickte, ließ Katz ein Meerschweinchen in den Stall. Die Henne fuhr auf, schlug flatternd um sich

und war nicht mehr zum Fressen zu bewegen. Auch nach Wochen war die Henne, sobald man sie in den gleichen Stall brachte, völlig außerstande, das vorgestreute Futter zu nehmen. Sie wäre angesichts der reichlichen Mahlzeit verhungert, weil das Gespenst des Meerschweinchens in ihrer Umwelt umging und sie am Fressen verhinderte.

Auch in menschlichen Umwelten sind Gespenster meist an bestimmte Orte gebunden, die sich zur Erzeugung schreckhafter Visionen eignen. Dazu gehören in erster Linie alte Schlösser, die von Sagen umwoben sind, welche ein leichtes Gruseln erregen.

Im Schloß Putzar konzentrierte sich der Gespensterglaube auf Julie von Schwerin, die Schwester des Feldmarschalls, die dort lange Jahre ein strenges Regiment geführt hatte. Sie macht übrigens auf dem schönen Gemälde im blauen Kleid mit Sichel und Kornähre einen durchaus sympathischen Eindruck.

Ein rundes Zimmer neben der steinernen Wendeltreppe hatte sich „Tante Julchen“, wie die Leute behaupteten, als besonders beliebten Aufenthalt für ihre nächtlichen Exkursionen als Gespenst auserwählt.

Nachdem zwei durchaus zuverlässige Leute nacheinander der Gräfin Charlotte erklärt hatten, sie könnten in dem Zimmer nicht schlafen, weil Tante Julchen jede Nacht bei ihnen erschiene, griff die ordnungsliebende Hausfrau ein und stellte vor das Bild der wanderlustigen Ahnfrau zwei Kerzen, die über Nacht brennen blieben, und verhinderte sie dadurch, ihren Rahmen zu verlassen, denn Gespenster scheuen sich, erleuchtete Räume zu betreten. Und der Spuk hörte auf.

„Wer über lebende Bauern richt, fürchtet tote Bauern noch lange nicht“, heißt es in einer urwüchsigen Ballade von Münchhausen.

So auch hier. Wer nur Gottesfurcht kennt, fürchtet sich weder vor Lebenden noch Toten. Wer sein ganzes Leben nach dem Wort Gottes richtet und nur nach seinen Geboten handelt, wandelt unbeeinflußt von Furcht seine Straße dahin. Er wird gerecht und hart gegen das, was er für Sünde erkannt hat, selbst über das menschliche Maß hinaus. So weigerte sich der jüngste Sohn der Gräfin unter ihrem Einfluß, als er an einer quälenden Krankheit zugrunde ging, Morphium zu nehmen, denn man darf dem Leiden, das uns der Herr schickt, nicht entfliehen wollen.

Gewiß war die ganze Umwelt der Gräfin Charlotte Schwerin getragen und durchleuchtet von einer erhabenen Religion, die den Himmel den guten Menschen verhiess, die bösen aber zur Hölle verdammt. Aber war das noch Christentum? Im Sinne der strengen Wortgläubigkeit gewiß, aber nicht im Sinne Schleiermachers, dessen Religion sie ihrerseits für einen Abfall vom Christentum zu halten geneigt war, weil Schleiermacher nicht nach der Gerechtigkeit, sondern nach der Milde eines Gottes suchte, die die Hölle ablehnt.

Da Nachkommen Schleiermachers in die Familie ihres Mannes geheiratet hatten, mußte es zu Konflikten kommen, für die es keinen Ausweg gab, denn in religiösen Fragen ist es am schwierigsten, eine gegenseitige Anerkennung der Umwelten anzubahnen.

VIERZEHNTE KAPITEL  
ZAUBER EINER GOTISCHEN UMWELT

## Luise von Schwerin

**G**roßvaters alten Garten  
Durchflutet der Sonnenschein.  
An grauer bröckelnder Mauer  
Reift Pflirsich und edeler Wein.

Ein rhythmisch leises Plätschern,  
Des Springquells silberner Strahl,  
Erzählt noch heute das Märchen  
Der Kindheit – Es war einmal.

Die moosumgrünte Säule  
Zeigt fliehender Jahre Spur,  
Sie trägt ein stummes Memento  
– Die rostige Sonnenuhr.

So still – zwei blasse Falter  
Umgaukeln das Gartenhaus.  
Reseda und späte Rosen  
Streun duftenden Weihrauch aus.

Ein tiefer Friede waltet,  
Als sei die Stätte geweiht,  
Als läge in ihr begraben  
Des Lebens stürmisches Leid.

Gebenedeiter Frieden  
Der teuren Heimatflur,  
Wann einst auf die Scheidestunde  
Wird zeigen die Sonnenuhr,

Aus Engen uns ins Weite  
Ein ewiger Wille weist,  
Dann gib du das Geleite  
Dem zagenden Menschengest.

Streichelnd glitten ihre ausdrucksvollen Hände über das von der Herbstsonne erwärmte Zifferblatt der Sonnenuhr, während sie in melodischem Tonfalle die eigenen Verse sprach.

Wie verzaubert – als lausche er ihren Worten – lag der Garten in dem goldenen Sonnenschein des Nachmittags. Von Licht und Duft umhüllt stand ihre in sommerliches Weiß gekleidete Gestalt da, nicht groß, aber zierlich und so wohl proportioniert, daß sie fast hoch erschien. Gewiß war sie schön mit dem edlen Antlitz unter den ergrauenden Haaren. Aber es war nicht ihre Schönheit, die Eindruck machte, sondern der vollkommene Zusammenklang von Geist und Körper, wie ihn nur auserwählte Menschen zeigen.

„Deine Gedanken umkreisen liebevoll den Tod“, sagte ich ihr.

„Ja“, erwiderte sie, „ich muß immer darüber nachsinnen, wie eng verwoben der Tod mit dem Leben ist. Diese Sonnenuhr mit ihrem wandernden Schatten gleicht, wenn wir sie anschauen, einem lebenden Wesen, das uns das



Rainer Maria Rilke



Clara Rilke  
auf der Terrasse von Friedelhausen ihren Mann modellierend

ewige Märchen der fliehenden Zeit erzählt, die niemand für alle Schätze der Welt zum Stillstand bringen kann.

Wenn wir aber nun fortgehen, was wird dann aus der Sonnenuhr? Zwar wandert noch der Schatten ihres Zeigers, wie der Schatten jedes Baumzweiges wandern muß, aber er zeigt keine Zeit mehr an. Dann ist die Sonnenuhr tot. Vielleicht erwacht sie, wenn ein Schmetterling sich auf ihren Zeiger setzt. Aber sie erwacht dann in einer anderen Welt, in der sie keine Zeit anzeigt – von der Zeit brauchen die leichten Blumenboten nichts zu wissen. Dann dient die Sonnenuhr nur als Ruhesitz ihrer zarten Körper.

Und wie ist es mit uns Menschen, wenn ein liebevoller Blick uns trifft oder ein haßerfüllter – sind wir da nicht auch völlig verwandelt?“

„Tot sind wir aber nicht“, warf ich ein, „auch wenn kein einziger Blick uns trifft. Unser Gehirn denkt weiter.“

„Das Gehirn, mein lieber Schwiegersohn“, sagte lächelnd die Gräfin, „denkt überhaupt nicht. Das solltest du als Naturforscher wohl wissen. Denken kann nur unser Geist.“

„Was tut aber das Gehirn nach deiner Ansicht?“

Mit einer leichten Handbewegung wies sie auf die Landstraße, die dicht am Garten vorbeiführte und nur durch leichte Gitterstäbe von uns getrennt war: „Wie die Straße die Fußspuren der Vorübergehenden aufbewahrt, so bewahrt das Gehirn die Spuren der wandernden Gedanken.“

Mir wird das immer klar, wenn ich am Flügel sitze, das Notenblatt vor mir. Dann werden die Noten zu den Spuren der großen Meister, denen ich folge, wenn meine Hände über die Tasten gleiten. Es ist wundervoll, den Schritten zu folgen, die lange verhallt, aber auf dem Notenblatt

festgehalten sind. Ich erkenne auf den ersten Blick am Rhythmus ihrer Fußspuren, ob Mozart oder Beethoven den Weg gewandelt ist.

So wird es auch im Gehirn sein, unsere Gedanken erkennen an Spuren, die euren Mikroskopen bisher entgangen sind, die bekannten Wege, denen sie mit Leichtigkeit folgen. Während neue Wege zu gehen, immer Anstrengung erfordert.“

„Und nach dem Tode?“ fragte ich.

„Dann sind freilich diese Gedankenspuren ausgelöscht. Aber wir befinden uns dann auf Gottes Wegen zu seinen Geheimnissen und Herrlichkeiten. Und er wird uns dann schon die rechten Wege weisen.

Aber wieviel Spuren sind schon während unseres Lebens verweht und tot, die wir nicht mehr aufzufinden vermögen.“

Wir waren den Gartenpfad entlang geschritten, da fiel mit dumpfem Aufschlag ein Apfel uns zu Füßen. Ich hob ihn auf, es war einer jener rotgeflamnten Gravensteiner, die so saftig werden und voll herrlichen Aromas, wenn sie reif sind.

„Wie schön ist es“, sagte ich, „wenn eine reife Frucht sich vom Baume löst. Dann ist ihre Zeit erfüllt, und man glaubt an die Harmonie der Welt. Aber wie viele Früchte fallen vorzeitig ab, ja wie viele Blütenknospen findet man auf den Wegen, die unser Fuß zertritt.“

„Der große Gärtner“, erwiderte meine Begleiterin, „sammelt nicht bloß Obst, das er auf Stroh lagert, bis es gegessen wird, wie wir Menschen tun. Er sammelt Knospen, Blüten, grünes und reifes Obst, damit sein himmlischer Garten reich werde.“

„Aber es gibt auch so viel greuliche Holzäpfel, die sich seiner Sorgfalt ebenso erfreuen.“

„Über Geschmack läßt sich nicht streiten, am wenigsten über den Geschmack Gottes“, war die von einem Lächeln begleitete Antwort.

Da knarrte die alte eiserne Gartenpforte, und aus dem Efeuschatten der Mauer trat eine junge anmutige, ebenfalls in Weiß gekleidete Gestalt: „Wo bleibt ihr?“ rief eine fröhliche Stimme. „Die Nonna wartet. Es duftet schon herrlich nach Kaffee und frischem Gebäck.“

„Wir kommen“, rief meine Begleiterin und eilte mit ihren rhythmischen Schritten, die wir so oft dem Gang der Bachstelze verglichen hatten, voran.

Welch bezaubernde Welt hat sich dieser schöne Geist erbaut, dachte ich, als ich ihr sinnend folgte.

### Ein anderes Bild

**A**m hohen gotischen Erkerfenster des grauen Schloßchens Friedelhausen, das sich anmutig aus dunkeln Tannen am steilen Ufer der Lahn erhebt, standen zwei Frauen und schauten in den Schneewirbel hinaus, der ihnen die Aussicht in das weite Tal verdeckte. Die dicken weißen Flocken des verspäteten Schneefalls im März senkten sich langsam auf die weitausholenden Äste der Tannen.

Das stolze Bourbonen-Antlitz der Marquise de Tallenay verfinsterte sich. „Dies ist das menschliche Leben“, sagte sie, „eine Schneeflocke, vom Wirbel des Schicksals irgendwohin verschlagen, um morgen im Tode dahinzuschmelzen in das Nichts.“

Über die feinen vornehmen Züge der Schloßherrin glitt ein leichtes Leuchten. Sie erhob das Gesicht zu der größeren Freundin und sagte: „Warum schauen Sie immer nach unten, um den Schneeflocken zu folgen? Blicken Sie doch nach oben und fragen Sie sich, woher die Schneeflocken stammen?“

„Aus dem Nichts in das Nichts“, meinte bitter die Marquise.

„Aus Gottes Hand in Gottes Hand“, erwiderte ihr eine leise schwingende Stimme.

„C'est la même chose“, sagte trotzig die Französin.

„Vielleicht haben Sie recht.“ Wie anschmiegend klangen die Worte der Schloßherrin. „Aber was für ein wunderbares Wesen muß dieses Nichts sein, aus dem alles entsteht und in das alles wieder versinkt. Heute die Schneeflocken, morgen die Frühlingsblumen und gleich ihnen wir Menschen.“

„Sie sprechen vom Nichts und meinen Gott.“

„Wenn wir all unsere Gedanken tief in das Nichts versenken, dann sind wir Gott am nächsten, sagen die Mystiker.“

„Ah, die Mystiker— ich hasse die Mystiker. Sie sind die Feinde der Klarheit, der Logik, der Naturgesetze“, erieferte sich die Marquise.

„Sind die Naturgesetze vielleicht nur deshalb von den Menschen erfunden worden, um die Naturwunder zu leugnen, die ihr armer Geist nicht zu fassen vermochte? Und gleicht die Logik nicht einer Treppe, die immer nur von der Wahrheit herabführt in die Niederungen der Alltagsgedanken, aber nie aus ihnen empor. Und ist das, was durch

seine Klarheit unseren Verstand beglückt, nicht immer nur das Sinnlose, während nur unser Gemüt befähigt ist, den Sinn zu erfassen?“

„Ah, c'est trop fort. Nur die Klarheit des Verstandes hat uns die große Wahrheit enthüllt, daß die Sonne nicht von einem Gott gelenkt am Himmelsbogen entlangfährt, sondern daß im freien Raum die Erde um die Sonne kreist.“

„Das ist alles Männerspuk“, lächelte die Schloßherrin, „sehen Sie doch hinaus.“

Der Schneefall hatte aufgehört, und in leuchtender Schönheit sank die Sonne am Horizont hinab.

„Das ist bloß Sinnestäuschung. Bei uns in Frankreich lernen schon die kleinen Kinder in der Schule an einem Modell erkennen, was wirklich vor sich geht. Da steht in der Mitte eine Kerze als Sonne, und mit einer kleinen Manivelle kann man die kuglige Erde um die Sonne drehen, die Erde dreht sich zugleich ganz schnell um ihre eigene Achse. Das erklärt alles.“

„Ja“, sagte die Gräfin, „manchmal ist noch ein kleiner Mond dabei, der sich wie närrisch um die Erde dreht. Aber glauben Sie wirklich, mit dieser lächerlichen Maschine das Weltgeschehen zu erklären? Ja, wenn die Welt selbst eine Maschine wäre. Aber das ist sie nicht.“

Sie reden von einer Täuschung der Sinne, aber Sie täuschen sich über den Sinn. Glauben Sie wirklich, daß Gott nur, um die Menschen zu täuschen, einem jeden von uns seinen Himmel verliehen hat, an dem Sonne, Mond und Sterne in so wundervoller Harmonie entlangschweben, daß sie unser Herz immer wieder emporziehen zur ewigen Wahrheit, daß ein Gott in dieser Harmonie zu uns redet?“

„Ich glaube nicht an Gott“, erwiderte schroff die Marquise.

„Das heißt, Sie wollen nicht an den Sinn der Welt glauben“, und wieder glomm ein helles Leuchten in den Augen der Gräfin auf. „Aber Sie sind eine Frau und wissen in Ihrem Herzen genau, daß alles einen Sinn haben muß. Überlassen Sie es doch den Männern, die Treppe der Logik bis zur Sinnlosigkeit hinabzusteigen. Die Männer treiben sich immer an der Peripherie herum und sammeln dort unnütze Kieselsteine, die sie für unangreifbare Tatsachen erklären. Wir Frauen aber stehen dem Mittelpunkt viel näher. Wir wissen zwar nicht mehr als die Männer, aber dafür Besseres.“

„Mit Ihnen ist nicht zu streiten“, gab die Marquise nach. „Die Schönheit Ihrer Welt bezaubert selbst den Gegner. Im Grunde bete ja auch ich die Schönheit an wie Sie.“

### Drittes Bild

Eine wundervoll milde Sommernacht senkte sich auf Friedelhausen herab. Der weiträumige Altan mit dem verschnörkelten Steingeländer lag schon im Dunkel. Da öffneten sich die Flügel der spitzgiebligen Tür, und feierlich trug mit unbewegter Miene der estnische Diener Mart die Windlichter heraus, um sie in genau abgemessener Entfernung auf den großen Tisch zu setzen, der auf der einen Seite des Altanes stand, während den freien Raum bequeme Rohrsessel einnahmen.

Die Abendgesellschaft drängte hinaus, um die balsamische Luft einzuatmen, die dem Tannenwald entströmte, welcher sich ringsum an das graue gotische Schloß heran drängte.

Ich führte die beinahe achtzigjährige Gräfin Schulenburg, die in ihrer feinen vornehmen Art an die Damen des achtzehnten Jahrhunderts erinnerte, zu einem bequemen Liegestuhl. Meine Schwiegermutter, die als Hausfrau ein Auge für alle Gäste hatte, war der alten Dame behilflich, die Kissen zurecht zu rücken. Dabei plauderten wir weiter.

„Sie haben ganz recht, Gräfin“, sagte ich, „daß man streng zwischen Motiven und Gründen oder, wie man auch sagen könnte, zwischen Beweggründen und Beleggründen unterscheiden muß.“

„Die Beleggründe hat Shakespeare im Auge gehabt, als er sagte: ‚Gründe sind billiger als Brombeeren‘“, stimmte die Gräfin zu.

Meine Schwiegermutter, die in weißer Abendtoilette mit dem feinen Witwenhäubchen einer regierenden Fürstin glich, griff das Thema auf, indem sie sich ihrem Tischherrn zuwandte: „Sehen Sie, lieber Freund, deshalb interessieren mich die Reichstagsdebatten, von denen Sie sprachen, gar nicht. Es sind immer nur Beleggründe, die von allen Seiten vorgebracht werden – wo aber bleiben die Beweggründe?“

Der Angeredete mit dem klugen Napoleonsgesicht war Karl von der Heydt, Bankier und Poet in einer Person: „Ich glaube kaum, verehrte Gräfin, daß man im Parlament mit Beweggründen auskommen würde. In der bayrischen Ersten Kammer hatte die Regierung ein Gesetz annehmen

lassen, wonach die Herren Reichsräte die Anträge des Ministeriums nicht ohne Begründung ablehnen durften. Als bei der nächsten Gelegenheit ein den Herren nicht genehmer Gesetzentwurf vorgelegt wurde, erhob sich Graf Preysing und sagte: Ich, lehne den Antrag ab.' — ‚Nach dem Gesetz sind Sie, verehrter Graf, verpflichtet, Ihre Ablehnung zu begründen‘, bemerkte der Minister. — ‚Ich will nicht‘, sagte Preysing. — ‚Aber das ist doch keine Begründung, Herr Graf.‘ — ‚Wenn Graf Konrad Preysing nicht will, so ist das Grund genug‘, war die trotzige Antwort.

Sie sehen daraus“, schloß von der Heydt, „daß mit bloßen Beweggründen jede parlamentarische Diskussion unmöglich wird.“

„Und doch“, griff ich ein, „kann gelegentlich ein einfacher Beweggrund durchschlagend wirken. Als bei Beginn der Unruhen in Livland das lettische Revolutionskomitee sich um Beistand an die Deutsche Ritterschaft wandte, die unter den russischen Regierungsmaßnahmen schwer zu leiden hatte, erhob sich der Landmarschall Baron Meyendorf und sagte: ‚Meine Herren, es paßt sich nicht.‘ Worauf der Antrag einstimmig abgelehnt wurde.“

„Es ist immer noch ein Unterschied“, erwiderte von der Heydt, „ob man sagt: Es paßt sich nicht, oder ob man sagt: Es paßt mir nicht. Wo man an die Überzeugung des ganzen Hauses appellieren kann, braucht es nicht vieler Worte, aber seine persönliche Einzelmeinung muß man begründen können, sonst ist gegenseitiges Verstehen ausgeschlossen.“

„Ich gebe zu“, sagte die Hausfrau, „daß sich Graf Preysing die Sache etwas zu bequem gemacht hat, aber was

wäre damit gewonnen, wenn er sich hinter einen weit hergeholtten Beleggrund verschanzt hätte. Mein Vater ist lange Reichstagsabgeordneter gewesen, und ich habe aus dieser Zeit den Eindruck gewonnen, daß das ganze Parlament nur für den Staat ein Interesse aufbringt, wir Frauen aber interessieren uns für das Volk. In den Nöten des Volkes liegen die wahren Beweggründe unseres Interesses, und die kommen im Parlament nie zutage.“

Das war das Signal für die Umstehenden, sich lebhaft an der Debatte über Staat und Volk zu beteiligen, bis die temperamentvolle Marquise de Tallenay erklärte, der Staat sei immer eine korrupte und häßliche Angelegenheit, schön sei immer nur das Volk.

Dies veranlaßte die Hausfrau, die zu erregt werdende Debatte abzulenken, indem sie sich an einen kleinen stillen Mann mit schmalem Gesicht, blondem herabhängendem Schnurrbart und dünnem Knebelbart wandte, der mit seinen großen blauen verwunderten Augen zu ihr aufschaute: „Was ist wirklich schön?“ Es war eine Autorität, an die sie die Frage richtete, denn der Befragte war niemand Geringeres als der Dichter Rainer Maria Rilke.

„Die Schönheit gleicht einem Schmetterling, der gewisse Dinge bevorzugt, auf die setzt er sich, und sie werden schön“, war die Antwort des Dichters.

Diese etwas ausweichende Antwort erläuterte die Schloßherrin: „Sie meinen wohl damit, die Schönheit verleiht den Dingen einen schönen Stil. Und vielleicht ist jeder Stil im Grunde schön.“

Jedoch wurde diese Erläuterung von der Gräfin Schulenburg angezweifelt; da der Begriff Stil sich immer auf eine

größere Anzahl von Dingen bezöge, könne es dann keine schönen Einzeldinge geben.

„So meine ich das nicht. Stil ist ein Maß, das wir an die Dinge herantragen und, wenn wir Dichter sind, in sie hineinbringen, um sie zu formen, und das tun Sie, lieber Meister, in erster Linie.“

„Dann wäre ich selbst der Schmetterling“, lächelte Rilke.

„Das sind Sie auch“, rief die Gräfin Schulenburg, „und nun, liebe Frau Rilke, zeigen Sie uns bitte die Büste Ihres Gatten, des Schmetterlings, an der Sie heute gearbeitet haben.“

Clara Rilke erhob sich und brachte das kleine wohlgelegene Abbild ihres Mannes aus Ton, das die träumerische Neigung seines Kopfes überzeugend wiedergab.

Während sich alle um den Tisch drängten, um das kleine Meisterwerk zu bewundern, dem durch Verschieben der Lichter immer neue Seiten abgewonnen wurden — erschien, umrahmt vom gotischen Türbogen, die schlanke Gestalt der Tochter des Hauses, Gudrun. Schwarze Spitzen hingen über den weißen Armen herab, aus den bloßen Schultern erhob sich ein fröhliches siegesgewisses Köpfchen, das dem der Mutter so ähnlich sah wie eine freie Variation dem gleichen Thema.

„Ich komme doch nicht zu spät?“ fragte sie. — „Nein“, winkte ihr Rilke zu, „wir werden doch nicht ohne die zärtlich besorgte Mama beginnen. Schläft das kleine Fräulein?“

„Sie träumt.“

„Sie formt den Stoff, aus dem ihr Leben bestehen wird“, war Rilkes Antwort.

Nun wurden die Lichter zusammengedrückt. Rilke nahm neben dem Tisch Platz und begann aus dem eben vollendeten, aber noch nicht veröffentlichten „Stundenbuch“ vorzulesen:

O wo ist der, der aus Besitz und Zeit  
zu seiner großen Armut so erstarrte,  
daß er die Kleider abtat auf dem Markte  
und bar einherging vor des Bischofs Kleid?  
Der Innigste und Liebendste von allen,  
der kam und lebte wie ein junges Jahr;  
der braune Bruder deiner Nachtigallen,  
in dem ein Wundern und ein Wohlgefallen  
und ein Entzücken an der Erde war.

Während die Verse voll unsterblicher Schönheit, von einer leise schwingenden Stimme vorgetragen, an meinem Ohr vorüberauschten, überkam mich das Gefühl, als sei eben ein langgehegter Wunschtraum in Erfüllung gegangen. Und da wußte ich es: ich hatte es mir immer gewünscht, am Hofe der Eleonora Este zu weilen, während Tasso ihr sein „Befreites Jerusalem“ vortrug.

Über Raum und Zeit hinweg war der Traum in Erfüllung gegangen. Saß ich doch hier und lauschte den Versen eines Dichters, die von der gleichen Vollendung wie die Tassos waren. Auch hier trug der Dichter sein Werk zwei Frauen vor, die den beiden Eleonoren ebenbürtig waren. Hier wie dort hatten sich kluge Männer und anmutige Frauen versammelt, um mit tiefem Verständnis die Schönheit der Dichtung in sich aufzunehmen.

Fern vom Getümmel der Welt, eingehüllt in den Mantel der Nacht, wurde, was ich sah und hörte, herausgehoben aus der Welt banaler Wirklichkeit in einen Traum von Schönheit.

Der Mond entstieg langsam den Wipfeln der dunkeln Tannen und übergieß den Altan mit seinem silbernen Schein. Der Schatten des durchbrochenen Geländers warf wunderliche Schriftzeichen auf den Boden. Die andächtig lauschende Gesellschaft war plötzlich in Licht getaucht. Aus ihnen hob sich die weiße Gestalt der Eleonora Este hervor, das edle Antlitz nach oben gewandt, in ihren Augen spiegelte sich der Glanz des Himmels.

Schlagartig stand die Umwelt der bewunderten Frau fast greifbar vor mir. Ich begriff nun, was sie damit hatte sagen wollen: Schönheit ist Stil. Ihre Umwelt hatte den hohen Stil eines gotischen Domes. Aus der reichen und bunten Anschauung, die ihr das tägliche Leben bot, erwachsen in den reinen Linien gotischer Pfeiler die Visionen, an denen die klugen Gedanken wie gotisches Maßwerk emporrankten. Oben vereinigten sich die Pfeiler des Domes in der reinen Harmonie eines ungetrübten Sternhimmels.

In diesem hohen Dom, in dem Gotik und Romantik eine wundervolle Einheit bildeten, wohnte sie. Das war ihre Welt, in der jedes unlautere Wort als Mißklang empfunden und ausgeschieden wurde.

Welch passenden Rahmen bildete für ihr tägliches Leben das im Stil Schwindscher Gotik erbaute kleine Schloß Friedelhausen mit seinen feinen schlanken Türmchen und den weiten Bogenfenstern. In ihm hatte sie sich ein Arbeitszimmer geschaffen, das ihre Persönlichkeit widerspiegelte. Auf dem großen eichenen Schreibtisch stand ein alter

Himmelsglobus. Schwere schweinslederne Bände zierten die Wände. Das hohe Bogenfenster trug Licht und Farbe des lieblichen Lahntals herein. So entstand die poetische Stimmung, die sie zu ihrer Arbeit brauchte, wenn der weiße Gänsekiel, von sicherer Hand geführt, in großen geraden gotischen Buchstaben ihre Gedanken zu Papier brachte.

Ihre Korrespondenz war eine weit ausgebreitete, denn auch mit einfachen Leuten aus dem Volk tauschte sie Briefe aus. Nicht Stand noch Bildung bildeten für sie Grenzen des Gedankenaustausches. Was sie verlangte, waren seelische Qualitäten. Deshalb gingen auch alle Angestellten für sie durchs Feuer.

Die Natur war für sie alle Tage neu und gab ihr stets neue Anregung. Obgleich sie den Wald, der Friedelhausen umgab, seit Kindestagen kannte, kam es doch oft vor, daß sie sich in ihm verirrte, weil er ihr immer neue Bilder darbot.

Mit den Tageszeiten stand sie immer auf Kriegsfuß, da sie die Zeit nach dem Inhalt bemaß und die Uhr darüber vergaß.

Die Freunde, die bei ihr zu Besuch weilten, wußten von vornherein, hier verlief jeder Tag anders, aber jeder war schöner als der andere.

Und nun saß sie da, umwölbt von ihrem hohen Dom, und lauschte wie einem fernen Messegesang den Worten des Dichters:

O wo ist er, der Klare, hingeklungen?  
Was fühlen ihn, den Jubelnden und Jungen,  
die Armen, welche harren, nicht von fern?  
Was steigt er nicht in ihre Dämmerungen —  
der Armut großer Abendstern?

## Viertes Bild

**D**er Präsident des Abgeordnetenhauses Graf Hans von Schwerin hatte das Brautpaar in seine bequeme Etagenwohnung am Nollendorfplatz in Berlin zum Mittagessen eingeladen.

Meine Braut hatte ihr kokettes, mit frischen Blumen geschmücktes Spazierstöckchen mit aller Vorsicht im Vorzimmer abgestellt und betrat in strahlender Laune den in Plüschmöbelstil gehaltenen Salon ihres Onkels.

Dort wurden wir vom Präsidenten und seiner Gattin auf das liebenswürdigste begrüßt. Außer meiner Schwiegermutter waren noch einige Verwandte geladen, deren Glückwünsche wir entgegennahmen.

Meine Schwiegermutter fühlte sich in diesem Hause nicht recht wohl. Die reine Verstandesluft, die die Umwelt ihres Schwagers durchwehte, berührte sie trotz allem liebenswürdigen Entgegenkommen mit Eiseskälte. Aber sie taute auf, als bei Tisch ihre Tochter von unserem Besuch bei der alten Gräfin Schulenburg berichtete, die uns versichert hatte, nur alte Leute hätten junge Gedanken. Das lag ihr, und sie vertrat die These, daß während des Alterns des Körpers der Geist immer neue Triebe hervorsproßen lasse.

Der Hausherr ergriff zu diesem Thema in seiner überlegenen Weise das Wort und sagte, er könne die Ansicht seiner Schwägerin aus seiner langjährigen politischen Praxis nur bestätigen. Die jungen Politiker, die zum ersten Male ins Parlament kämen, seien meist erfüllt von neuen weltbeglückenden Ideen, mit denen sie den ganzen überlieferten

alten Kram beiseiteschieben wollten. Nähme man aber diese neuen Ideen unter die Lupe, dann entpuppten sie sich regelmäßig als abgestandene Ware, die die Politiker von Fach als völlig unbrauchbar längst zum alten Eisen geworfen hätten.

„Ein Gedanke ist nicht deshalb neu, weil er mir neu erscheint. Wirklich neu ist er nur dann, wenn er neue Beziehungen zwischen bisher unvereinbaren Tatsachen setzt.

Um einen wirklich neuen Gedanken fassen zu können, muß man vorerst die Tatsachen und die bereits vorhandenen Beziehungen kennen. Dazu gehört aber eine langjahrigere Erfahrung und ihre kritische Durchforschung. Nun ist aber Kritik die letzte Wurzel, die der menschliche Geist hervorbringt. Erst wenn er mit dieser Wurzel sozusagen den Humus der Erfahrung in sich aufgenommen hat, ist er in der Lage, Gedankensprossen zu treiben, die wirklich neu sind, weil sie nicht bloß aus dem angeborenen oder angelernten Gedankengut stammen, sondern die selbständig verarbeitete Außenwelt zur Grundlage haben.

Die Außenwelt ist für den jungen Mann ein bloßer Fremdkörper, über den er wohl gerne phantasiert, aber erst, wenn er sie sich wirklich angeeignet hat, kann er fruchtbares neues Gedankengut hervorbringen. Darüber vergehen oft Jahre und Jahrzehnte.

Natürlich haben durchaus nicht alle alten Leute neue Gedanken, aber die These, daß die neuen Gedanken von den alten Leuten stammen, besteht dennoch zu Recht. Gewiß kommen auch Ausnahmen vor, daß ein blindes Huhn ein Korn findet, aber um es mit Sicherheit finden zu können, muß man mit Hilfe langjähriger Erfahrung erst sehend geworden sein.“

Die kluge und durchdachte Zustimmung ihres Schwagers hatte meiner Schwiegermutter sichtlich wohlgetan, und das Essen wäre befriedigend weiterverlaufen, wenn nicht ein später eingetroffener Gast in aufdringlicher Weise das Gespräch an sich gerissen hätte. Er verkündete es laut und breitspurig, daß er seine Söhne jetzt auf Brautschau nach Amerika gesandt habe. Stramme Bengel, die den Weibern drüben wohl gefallen würden. Aber einen Rat habe er ihnen auf den Weg gegeben: „Schaut immer nur nach dem Geld.“ Die Familien des preußischen Adels seien immer noch so altmodisch und rückständig, daß sie nach dem Titel oder gar nach der Bildung und ähnlichem Schnickschnack fragten. Das müsse jetzt anders werden — ordentlich Geld herbei, dann würde ein ganz anderer Adel entstehen.

Während dieser sonderbare Vetter sich mit hochrotem Gesicht für das Geld begeisterte, sah ich nach meiner Schwiegermutter hinüber, deren Züge sich plötzlich verändert hatten — sie machte einen schwerkranken Eindruck. Damals konnte ich es zum ersten Male nachfühlen, was es heißt, wenn ein häßlich kreischender Leierkasten in eine Kirche eindringt und den leisen Gesang der Orgel zerreißt.

Auf dem Heimweg nahm ich ihren Arm und versuchte den häßlichen Eindruck abzuschwächen, indem ich ihn ins Lächerliche zog.

Ich erzählte ihr von einem amerikanischen Studenten, den ich in Neapel an der Zoologischen Station getroffen hatte. Wir nannten ihn die Spinne, weil er so lange Arme und Beine besaß, daß er beim Tennisspielen sich kaum vom Platz zu bewegen brauchte, um jeden Ball zu fangen. Die Spinne war ein äußerst schweigsamer junger Mann. Wenn wir lebhaft

irgendein Thema diskutierten, sprach er kein Wort. Wenn aber in irgendeinem Zusammenhang das Wort „Geld“ fiel, erwachte er aus seiner Lethargie, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Money that's reality.“

Auch gäbe es zahlreiche, selbst höhere Beamte, deren Umwelt lediglich aus Akten und Bier bestünde. Ebenso wenig wie man von einer Blattwanze Verständnis für den Gesang der Nachtigall erwarten könne, ebensowenig könne man in der Umwelt einer solchen Bierwanze ein Verständnis für geistige Werte erwecken.

Der Vetter sei eben eine bloße Geldwanze, die gar nicht den Anspruch erhebe, eine geistige Persönlichkeit zu sein, sondern sich damit begnüge, in ihrer kleinen Welt nach Herzenslust nach Geld stinken zu dürfen.

Ich hatte die Genugtuung zu sehen, daß ein Lächeln ihre schönen Züge erhellte, und ein freundlicher Händedruck dankte mir für mein Verständnis.

## Ausklang

Aus den Herbstliedern von Luise von Schwerin

**D**er goldnen Gasse sind wir nachgegangen,  
 Tief führt sie in des Herbstwalds stummes Prangen.  
 Gold nur und Schweigen. Zweier Herzen Schlagen,  
 Tief sehnsuchtsvoll und reif doch zum Entsagen,  
 Geläutert und in Schmerzensglut geschmolzen,  
 Was einst entstieg der Brust, der siegesstolzen.  
 O Abend, Herbst und blaue Abschiedsfernen,  
 O laßt von euch uns jetzt das Scheiden lernen.

Der Gedanke an das Scheiden aus dem Leben war ihr seit Jahren wohlvertraut. Fünf Jahre nach dem Tode des geliebten Gatten durfte sie noch unter uns weilen – eine allzu kurze Spanne Zeit, um den Reichtum ihrer Umwelt auszukosten.

Als eine schwere Krankheit sie befiel, wußte sie, daß das Ende nahe war.

Aber dieses Ende war für sie ein neuer Anfang. Sie huldigte zwar nicht dem Glauben an die Seelenwanderung, wie ihre Freundin, die Gräfin Schulenburg, aber sie war durchdrungen von dem Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit.

Meister Eckehart, dessen tiefe Lebensphilosophie sie in sich aufgenommen hatte, schreibt die merkwürdigen Worte: „Als ich von dannen zog, hat mich niemand gefragt, wohin ich gehe, und wenn ich wieder von hinnen ziehen werde, wird mich niemand fragen, woher ich komme. Aber meine Gedanken, Worte und Taten werden mir folgen wie ein Heer.“

Beneidenswert, wer in seinem künftigen Dasein eine solche Heerschau halten kann wie Luise von Schwerin.

Die dauernden Schmerzen, die auch das Morphinum schließlich nicht beheben konnte, ließen sie ihr Ende herbeisehnen.

Der Tod kam friedlich und feierlich. Sie lag mit gefalteten Händen auf dem Sterbelager. Die Schmerzen waren geschwunden, und mit den Worten: „Mein Geist ist ausgebreitet in Herrlichkeit“, schied sie aus dem Leben.

Nun lag sie ruhig da und erhaben wie eine aus Stein gehauene Heilige eines gotischen Domes. So wölbte sich

noch einmal ihre große Umwelt sichtbarlich für alle, die ihr Sterbelager umstanden, über dem Körper, den der Geist verlassen hatte.

Noch ein merkwürdiges Umwelterlebnis, das mir widerfuhr, knüpfte sich an die Dahingeschiedene. Sie war zu Grabe getragen worden, und ich schritt kurze Zeit darauf allein entlang den vertrauten Wegen, auf denen wir oft dahingewandelt. Meine Gedanken weilten bei ihr — da verwandelte sich plötzlich die Landschaft nicht ihrer Form, aber ihrem Wesen nach. Alle Farben, die an diesem trüben Tage nur gedämpft erschienen, erhielten eine wunderbare Leuchtkraft. Blätter, Bäume, Himmel und Wolken erstrahlten in ungeahnter Pracht. Eine Viertelstunde lang währte die Erscheinung, bis sie langsam verblaßte.

Ich sprach mit niemand hierüber, da ich annahm, daß die Erscheinung einzig an meine persönliche Umwelt gebunden war. Wie erstaunte ich, als ich bald darauf in dem schönen Gedicht Rilkes, „Todes-Erfahrung“, das der Verstorbenen gewidmet war, die folgende Strophe las:

Doch als du gingst, da brach in diese Bühne  
ein Streifen Wirklichkeit durch jenen Spalt,  
durch den du hingingst: Grün wirklicher Grüne,  
wirklicher Sonnenschein, wirklicher Wald.

Vielleicht war es uns beiden vergönnt worden, einen Blick in ihre wirkliche Umwelt zu tun.

FÜNFZEHNTE KAPITEL

DIE UMWELT DER NEAPOLITANER

Wer den Wagen beschafft hatte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls saßen wir zu dritt sehr bequem in dem breiten Landauer, der von zwei munteren Pferden gezogen wurde. Der Maler Federigo Cortese, mein Vetter Paul Hahn und ich genossen in vollen Zügen die Fahrt auf einer der schönsten Landstraßen der Welt.

Hahn und ich hatten den feinen alten Herrn im Hause seiner Kinder kennengelernt. Seine Schwiegertochter, eine kluge und temperamentvolle Hanseatin, die mir eine treue Freundin geblieben ist, nahm gelegentlich einige Freunde in Pension in ihrer behaglichen Wohnung oben auf dem Vomero, dem höchstgelegenen Stadtteil von Neapel.

Es hatte unserer ganzen Überredungskunst bedurft, um den eingefleischten Neapolitaner dazu zu bewegen, uns auf einem zweitägigen Ausflug zu begleiten. Wir hatten ihm, dem ausgezeichneten Landschaftsmaler, ins Gewissen reden müssen, einen der schönsten Aussichtspunkte seiner Heimat zu besuchen. Vielleicht werde er mit einem schönen Gemälde heimkehren.

Nachdem der Wagen das lärmende Castellamare verlassen hatte, begann die Steigung. In breiten Serpentinien stieg der Weg durch Zitronen- und Orangengärten hinan, um sich eine Zeitlang im zitternden Schatten der Oliven und Steineichen zu verlieren. Dann trat er ins Freie, und wir genossen den Blick auf das unter uns liegende Meer und die zackige Felsküste.

Zum Greifen nahe stand der Vesuv vor uns, der Berg der Berge, der sich immer wieder selbst zerstört, um sich in schönerer Gestalt wieder aufzubauen. Jede dieser Gestaltwandlungen geht unter gewaltiger Naturbegleitung von Feuer und Lava, Aschenregen und Erdbeben vor sich. Jetzt aber lag er da in erhabener Ruhe. Der Aschenkegel erhob sich in idealer Rundung, und nur ein weißes Wölkchen entstieg seiner ewig brodelnden Tiefe.

Hoch hinauf zogen sich grüne Matten, besät mit winzigen Bauernhäusern, gleich weißen Würfeln mit rundem Dach – eine Erinnerung an den Orient. Hin und wieder war das Grün zerrissen durch das Braun erstarrter Lavaströme.

Am Fuße dieses königlichen Berges reihte sich Stadt an Stadt, mit berühmten Namen wie Herkulanum und Resina, um sich an das steinerne Gewand anzuschließen, das die Zauberin Neapel in Rosa und Weiß weit um sich breitete. Hoch erhob sie im Vomero ihr Haupt, um mit weißem Arm die blaue Meeresbucht des Posilipo zu umschließen.

Das Meer selbst schien ein weiter blauer Mantel, dessen Saum mit Juwelen, den Inseln Capri und Ischia, bestickt war.

Über dem glitzernden Meer  
Lacht selig die Sonne.  
(Sul mare lucica  
Il sol beato.)

Trunken von Schönheit ist selbst die Sonne.

„Wir armen Maler“, sagte Cortese. „Es ist zu schön, man kann es nicht malen. – E troppo bello, non si puo depingere“, wiederholte er.

Der Weg stieg hinan, immer eindrucksvoller, gewaltiger und fremdartiger wurde der Ausblick über die schimmernde Ferne. Jedoch die Landschaft in unserer Nähe wurde, je mehr uns der Monte Angelo in die Falten seines Felsenmantels aufnahm, uns Nordländern immer vertrauter. Das stechende Grün des südlichen Pflanzenwuchses milderte sich in das lichte Grün unseres nordischen Frühlings. Ein Wald echter Kastanien wie in Heidelberg umschattete uns. Stille Dörfer tauchten auf, deren Häuser sich um eine mächtige Linde schmiegt. Im Hintergrunde erhob sich die Ruine einer stolzen Ritterburg. Süddeutschland stieg empor mit seiner Idylle und Romantik.

Immer weiter hinauf — dann ein langer Tunnel — an dessen Ausgang ein Schrei des Entzückens — Agerola. Helleuchtende Platanenblätter über einem lieblichen Dorf, und zwischen ihnen erspähte der tiefer und tiefer tauchende Blick den Golf von Salerno.

Der Anblick war, was nur ein Physiologe voll würdigen konnte, deswegen von so raffinierter Schönheit, weil der stolze Berg nicht ganz steil zum Meere abfiel, sondern immer wieder dem hinabgleitenden Blick eine neue Stufe bot, auf der er einen Moment ruhen konnte — bald war es ein kühner Felsgrat, bald die Dächer des reizenden Ravello, bald die Kirche von Amalfi —, um endlich, fast ermüdet von der langen Reise in die Tiefe, an der weißen Brandungszone der klippenreichen Küste sein Ziel zu erreichen — das Meer. Aber welch ein Meer, nicht der blaue Kitsch einer Theaterdekoration, sondern ein fast durchsichtiges Atlasgewand in lichter Bläue, das die Tiefe des Grundes mit all ihren Wundern erahnen ließ.

Cortese lehnte ganz unglücklich über der Mauer der Gartenterrasse unseres kleinen Hotels: „Wenn ich malen will, dann gehe ich hinaus in die Natur und warte, bis mich etwas innerlich stark bewegt. Diesen Eindruck suche ich von allem Nebensächlichen zu säubern, um das Gesehene in gesteigerter Form auf der Leinwand festzuhalten. Aber hier überwältigt mich die Schönheit, die über alles menschliche Maß hinausgeht.“

Wir beruhigten den lieben alten Herrn, und er genoß mit uns die leichte Luft der Berge, den Duft der Blumen und die wundersame Stille, die nur durch das Farbenkonzert der abschiednehmenden Sonne unterbrochen wurde — Frieden in Schönheit.

Als es dunkelte und die Sterne sich am Himmel entzündeten, saßen wir im Freien vor einem großen Fiasco Chianti, um die Nacht zu genießen.

Da unterbrach mein Vetter die Stille: „Neapel und seine göttlichen Gärten haben wir genossen. Es ist schon so viel über sie geschrieben worden. Ein jedes hat sein Sternchen im Baedeker —, aber wie steht es mit den Menschen — den Neapolitanern? Obgleich sie aus aller Welt zusammengeweht sind und die verschiedensten Rassen sich seit Jahrhunderten hier gemischt haben, bilden sie dennoch eine so ausgeglichene Einheit, daß jeder Fremde, komme er woher er wolle, wie ein lächerlicher Farbfleck auf einem vornehmen Festgewande erscheint. Ich nehme mich selbst durchaus nicht aus. Wie ist das möglich? Wir leben doch hier in der gleichen Welt wie die Neapolitaner, in einer Welt, die auch wir bewundern und lieben.“

„Vielleicht ist gerade das der Irrtum“, lächelte Cortese.

„Die Fremden glauben in der gleichen Welt zu leben. Aber sie bringen die eigene mit, und mit der können sie hier nichts anfangen, denn die Neapolitaner leben in einer ganz – ganz anderen Welt.

Um mit meiner Person anzufangen, sehen Sie her.“ Damit zog er seine Uhrkette heraus, an der zwanzig bis dreißig zierlich gearbeitete silberne Amulette hingen. Kleine Hände mit zwei vorgestreckten Fingern, verschiedene Kreuze und wunderliche Tiere breitete er vor uns aus.

„Die einen sind gegen den bösen Blick, andere gegen böse Wünsche, böse Worte und böse Taten. Um vor allem Bösen geschützt zu sein, habe ich mir diese ganze Sammlung angelegt. Sie werden mich fragen, ob ich selbst so abergläubisch bin. Nein und ja. Sehen Sie, wir leben seit unserer Kindheit in einem Lande, das in Schönheit getaucht ist. Ich will nicht gerade behaupten, daß die Schönheit die Wirklichkeit aufhebt, aber sie nimmt sicher den Dingen einen Teil ihrer brutalen Wirklichkeit. Ein schöner Stuhl ist nicht bloß zum Sitzen da, sondern auch zum Anschauen. Die Villen und Gärten am Posilipo dienen nicht bloß dem Bewohnen, sondern auch der Bewunderung. Das Meer lockt nicht bloß zur Seefahrt, sondern ruft auch die Herzen zum Mitschwingen in seinem ewigen Rhythmus.

Über die rücksichtslose Kausalität breitet die Schönheit den feinen Schleier eines anderen Naturgesetzes, das aber nicht zum Verstande spricht, sondern zum Gemüte. Sie adelt den Sinnengenuß, und sie besiegt die Gemeinheit, die nur den Nutzen kennt. Die Schönheit verknüpft Sichtbares mit dem Unsichtbaren und betont das letztere.

Deshalb bildet sich bei uns der schwebende Zweifel aus: Man kann nie wissen.

Wer an die Macht der Schönheit glaubt, der ist bereits im strengen Sinne abergläubisch. Das wissen in Ihrem Lande die Poeten, aber hier weiß es jedes Kind der Straße.“

„Ja“, sagte mein Vetter, „die Schönheit spielt in Neapel eine ganz andere Rolle als bei uns. Erinnerst du dich“, wandte er sich an mich, „wie nach Schluß der Oper das Publikum im Vorraum des Theatro San Carlo stehenblieb, um noch einmal einen Blick auf die Baronin Franchetti zu werfen?“

Die Baronin Franchetti, geborene Lewy, war die schönste Frau, die ich in meinem Leben gesehen habe. Sie glich einer Statue der Athena. Aber sie besaß zudem Leben. Ihr Ausdruck, ihr Lächeln, ihre Bewegungen waren so vollkommen, daß man völlig vergaß, eine Dame der Gesellschaft vor sich zu haben, mit der man sich unterhalten sollte. „Mit der vollkommenen Schönheit“, hatte damals Hahn geäußert, „kann man nicht auf du und du stehen.“

Als sie uns im Theater von ihrer Loge aus erkannt hatte, obgleich wir sie nur flüchtig in Gesellschaft gesehen hatten, und uns mit einem bezaubernden Lächeln zuwinkte, starben unsere Nachbarn im Parkett vor Neid. Und dann standen wir wie alle anderen am Eingang des Theaters, um uns durch das Licht ihrer göttlichen Schönheit nochmals erleuchten zu lassen und einen Funken dieses Lichtes mit uns nach Hause zu nehmen.

„Ich sehe“, sagte Cortese lächelnd, nachdem wir ihm von unseren Eindrücken berichtet hatten, „daß Sie verstehen, was es bedeutet, wenn ein Zauber von einem Men-

schen ausgeht. Es braucht aber nicht der beglückende Zauber der Schönheit zu sein, es kann auch der Zauber der Häßlichkeit und Geschmacklosigkeit sein, der unsere Gemüter in Wallung bringt.“

„Jawohl“, sagte ich, „auch dafür kann ich ein Beispiel anführen. Mein Kollege Beer hatte in seiner Welt nur einen Götzen, dem er huldigte, und das war seine eigene Person. Er suchte diesen Götzen auf jede Weise auszustaffieren. Er hatte sich eine himmelblaue Jacke, eine knallgelbe Weste und weiße Beinkleider machen lassen. Dazu trug er einen roten Schlips. Als er sich in diesem Aufzuge vor dem großen Café in der Galleria Umberto niedergelassen hatte, um allgemeine Bewunderung zu erregen, wurden die Neapolitaner an den anderen Tischen unruhig. Von allen Seiten erscholl der Ruf: ‚E troppo brutto‘ (Er ist zu scheußlich). Mehrere Herren gingen auf Beer mit geschwungenen Stöcken zu, um ihn zu verprügeln. Beer entschwand eilig aus der Hintertür des Lokals und fuhr schleunigst nach Hause, um seinen Götzen in bürgerliche Gewandung zu kleiden.“

Cortese lachte laut: „Das ist echtes Neapel. Aber Sie dürfen nicht glauben, meine Herren, daß es die geschmacklose Kleidung allein gewesen ist, die die Neapolitaner so aufbrachte. Die ganze Persönlichkeit Beers muß es gewesen sein, die diesen Entrüstungsausbruch hervorrief. Sein Charakter war, wie Sie schon andeuteten, kein sympathischer?“

„Er war einfach ekelhaft“, erwiderte ich.

„Sie sehen“, sagte Cortese, „daß auch vom Ekelhaften, wenn es sich vordrängt, sehr starke Wirkungen ausgehen.“

Wie die Physiker den ganzen Äther mit Wellen erfüllen, die Deutschlands großer Hertz gefunden hat und unser großer Marconi zum zweifelhaften Segen der Menschheit aus nutzt, so ist nach der Meinung der Neapolitaner die ganze geistige Atmosphäre des Menschen von seelischen Schwingungen erfüllt, die dauernd auf uns einwirken.

Wir haben bereits drei solcher Quellen von Seelenwellen festgestellt, das Schöne, das Häßliche und das Ekelhafte, auf die wir prompt reagieren. Nun werden Sie es auch verstehen, wenn ich Ihnen den wesentlichen Unterschied der Welt Neapels gegenüber allen fremden Welten deutlich zu machen versuche. Der Neapolitaner glaubt nicht an den Zufall. Wenn Sie einer besonders eindrucksvollen Persönlichkeit, die wir X nennen wollen, irgendwo begegnen und gleich darauf ihr Portemonnaie verlieren, werden Sie sagen: ‚Das war Zufall.‘ Der Neapolitaner wird sagen: ‚Das hängt irgendwie miteinander zusammen.‘ Und wenn er dann von einem Bekannten erfährt, daß auch diesem nach einer Begegnung mit X etwas Unangenehmes widerfuhr, so ist das bereits Grund genug, um X für einen ‚Jettatore‘ zu halten. Ein Jettatore ist eine Ursprungsquelle für Unglücksstrahlen.

Sie werden sich entsinnen, daß mein Sohn, der sich für einen Freidenker hält, ohne es im Grunde zu sein, vor ein paar Tagen bei Tisch sein Glas erhob und sagte: ‚Ich glaube nicht an den Schwindel der Jettatura, und ich scheue mich auch nicht, den Namen des größten Jettatores Neapels auszusprechen — es ist der Senator de Renzi.‘ Dabei zerbrach sein Glas, und der rote Wein ergoß sich über seine Hand.

Das erkläre ich mir so: Mein Sohn stand trotz seiner

Freigeisterei unter dem Einfluß der Unglücksstrahlen des Senators, und um diese zu unterdrücken, zerbrach er sein Glas.

Sehen Sie, gegen solche Unglücksstrahlen, denen jeder Neapolitaner in seiner Welt ausgesetzt ist, dienen diese kleinen Amulette. Einerseits schützen sie unser Gemüt vor den feindlichen Ausstrahlungen, andererseits können sie selbst auf die feindliche Person einwirken. Ein vorgehaltenes Kreuz vermag zwar nicht die Kugel, die den Lauf der Pistole verlassen hat, aufzuhalten, aber es kann auf den Schützen eine solche Wirkung ausüben, daß seine Kugel ihr Ziel verfehlt.

Uns Neapolitanern erscheint es lächerlich, ein jedes Ereignis auf seine Kausalität hin zu prüfen oder gar das ganze Weltall in Kausalitätsketten aufzulösen — da doch jedes Kind weiß, daß die Gemütsbewegungen wie Liebe und Haß es sind, die die Welt regieren, von der niedersten Pflanze an bis hinauf zum Menschen. Sprechen doch auch ihre Dichter vom Hassen und Lieben der Elemente.

Sie werden mir erwidern, das sei Wunderglaube. Aber was ist ein Wunder? Besteht nicht die ganze Welt aus Wundern? Entsteht doch die ganze Blütenpracht, die uns umgibt, jedes Jahr neu aus einfachen Keimen oder Knospen. Lockt nicht jede Blüte durch ihren Duft und ihre Farbe ihr Insekt herbei, um sie zu befruchten? Warum liebt das Insekt gerade diesen Duft und diese Farbe? Sie als Naturforscher werden tausend solcher Beispiele nennen können, von denen eines wunderbarer ist als das andere.

Und was wissen wir von den wunderbaren Wirkungen von Mensch zu Mensch. Die Sprache des Mundes ist nur

ein armseliges Verständigungsmittel, deshalb haben wir Neapolitaner eine ganze Zeichensprache der Finger hinzuerfunden. Die Sympathie oder Antipathie, die uns aus den Augen eines Menschen entgegenstrahlt, gibt uns bessere Kunde von seinem Vorhaben. Ja, ist nicht jeder Mensch von einer Atmosphäre umhüllt, in die wir eintreten und sogleich in dieser oder jener Richtung abgelenkt werden? So müssen Sie auch die Wirkung der Jettatura auffassen, auf die wir Neapolitaner so prompt reagieren.

Es gibt höchst charakteristische und belustigende Beispiele für diese Reaktion. Der Präsident eines unserer Gerichte hatte einen jungen Rechtsanwalt, der um Verschiebung eines Termins gebeten hatte, schroff abgewiesen. Nachträglich kam ihm zum Bewußtsein, daß dieser Anwalt namens Cicillo ein bekannter Jettatore sei. Bedrückt durch diese Erkenntnis, stieg er die Stufen des Gerichtsgebäudes herab und verfehlte die letzte. Er stürzte hin und brach sich ein Bein.

Als er wiederhergestellt war und das Präsidium wieder übernommen hatte, ersuchte ihn Don Cicillo um eine Änderung in der Tagesordnung, auf die der Präsident nicht eingehen konnte. Er setzte seine Gründe dem Anwalt auseinander, der sich dann auch zufrieden gab. Trotzdem hatte der Präsident ein schlechtes Gewissen, als er die Sitzung eröffnete. In dieser Gemütsverfassung hatte er es nicht bemerkt, daß er seine Brille auf die Stirne geschoben hatte. Da er weitsichtig war, konnte er die vor ihm liegenden Aktenstücke nicht lesen. Da brach er in Tränen aus und rief zum Jubel des ganzen Auditoriums: ‚Don Cicillo, Don Cicillo, warum habt Ihr mich blind gemacht?‘

Außer den Jettatoren“, fuhr Cortese fort, „gibt es auch Wohltäter, deren Gegenwart Glück bringt und die als Wundertäter wirken können. Sie kennen gewiß Vecchia Napoli, diesen zauberhaften Stadtteil, wo die Jahrhunderte nicht zerstört, sondern hinzugebaut haben. Wo es Paläste gibt, deren Keller auf Römerzeiten zurückgehen und deren Stockwerke immer einem anderen Jahrhundert angehören. Ein romantischer Zusammenklang ist manchmal erreicht, wie man ihn auf der Welt nicht ein zweitesmal findet. Eine Augenweide für alle Maleraugen.

In diesem alten Neapel gibt es ein großes Kapuzinerkloster, das bis vor kurzem einen Wundertäter mit Namen Pedro beherbergte. Pedro war ein bescheidener kleiner Mönch, der aber besondere Fähigkeiten besaß. Er vollbrachte keine großen Wundertaten, aber er half auf übernatürliche Weise bei allen häuslichen Verlegenheiten aus. Er fand Verlorenes, sagte das Wetter voraus, stillte das Blut und heilte Wunden. Pedro zauberte alles wieder zurecht. Der Abt, der diese Begabung nicht besaß, fand, daß der Ruhm seines Untergebenen, der sich bald im ganzen Stadtteil verbreitete, seine Autorität untergrabe. Er verbot daher dem Pedro das Wundertun.

Eines Tages befand sich Pedro im Hof des Klosters, während ein Dachdecker neue Ziegel einsetzte; dabei glitt er aus. Vor dem Hinabstürzen hatte er noch gerade Zeit, zu rufen: ‚Don Pedro, hilf mir!‘ Don Pedro erinnerte sich des Verbots des Abtes und rief dem Herabstürzenden zu: ‚Warte.‘ Der Dachdecker blieb in der Luft hängen, während Pedro zum Abt lief, um sich die Erlaubnis für ein Wunder zu holen. Als er die erhalten hatte, ließ er den

Dachdecker langsam herabschweben. Diese reizende kleine Geschichte wurde im ganzen Stadtviertel anstandslos geglaubt. Warum sollte ein Wundertäter keine Wunder tun können?

Zweifellos könnte sich, wenn eine so eindrucksvolle Persönlichkeit wie Christus aufträte, das Wunder der Hochzeit zu Kanaan noch in manchem guten Bürgerhause in Neapel wiederholen — während die Verwandlung von Wasser in Wein in einem Berliner Hotel schon an der eisernen Miene des Oberkellners scheitern würde.“

Hahn und ich mußten Cortese lachend zustimmen.

„Sonderbar“, sagte ich, „berührt mich der Gegensatz der Atmosphäre, in der sich die Spukgeschichten in Neapel und in Deutschland abspielen. Ein Fischer der Zoologischen Station erzählte uns, er sei mit seinem Bruder auf Fischfang gewesen, da habe sich ein Delphin im Netze gefangen, das zu zerreißen drohte. Darauf habe der Bruder wütend ausgerufen: ‚Tu sei il diavolo‘ (Du bist der Teufel). Der Delphin habe den Mund aufgetan und geantwortet: ‚Si io sono il diavolo‘ (Ja, ich bin der Teufel). Vierzehn Tage darauf sei der Bruder gestorben.

Die klare Luft Neapels läßt das Gruseln der deutschen Spukgeschichten gar nicht aufkommen. Sie wirken daher viel realer und nüchterner.“

„Und nun zu den Heiligen“, sagte Hahn. „Wir haben das Fest des San Giuseppe, des Schutzheiligen des Vomero, erlebt. Die langen Reihen der fein abgestimmten bunten Öllampen durch ganze Straßenzüge hindurch sind wirklich bezaubernd. Aber der furchtbare Spektakel der Feuerteufel

und Bombenschläge ging uns auf die Nerven. Als wir am Sonntag darauf die Predigt in der Hauptkirche mit anhörten, erfuhren wir zu unserem Erstaunen, daß der Höllenspektakel dem Heiligen noch nicht laut genug gewesen war. Der Prediger versicherte, der Heilige habe sich sehr über die ihm zugedachte Ehrung gefreut, aber er sei mit der Zeit ‚un po vecchietto e un po surdo‘ (ein bißchen ältlich und ein wenig taub) geworden und bäte seine treuen Bewohner des Vomero, das nächste Jahr noch etwas lauter zu feiern.“

„Ja“, sagte Cortese, „mit den Heiligen pflegen wir ganz nahe Beziehungen. Wenn sie für uns sorgen, müssen wir auch auf ihre Wünsche Rücksicht nehmen. Ich glaube, daß wir diese Art von Verkehr direkt aus dem Altertum übernommen haben. Zur römischen Zeit gab es überall Lokalgötter, denen man an der nächsten Straßenecke begegnen konnte.“ . . .

(Lange Jahre später, als ich nach dem Kriege noch einmal Neapel besuchen durfte, wurde ich an Corteses Aussprüche erinnert.

Ich bewohnte eine schön gelegene Pension auf dem Vomero. Die Mahlzeiten wurden an kleinen Tischen zu vier Personen eingenommen. Ich hatte es sehr gut getroffen. Unser kleiner Kreis bestand aus einer anmutigen jungen Frau Meyer aus Deutschland, einer gescheiten Schweizer Studentin und einem temperamentvollen Studenten aus Palermo.

Das große Ereignis des Tages, dem alle Zeitungen spaltenlange Artikel widmeten, war die Geschichte der armen Rosina aus einem Dorf in der Nähe Neapels.

Rosina war sehr fromm und hatte ihr Leben dem Dienst der heiligen Renata geweiht. Die Heilige erschien Rosina häufig bald im Traum, bald im Wachen und forderte Rosina auf, ein großes Bild malen zu lassen, auf dem die Heilige in Lebensgröße im blauen Mantel mit einem Sternenkranz über dem Haupt dargestellt sein wollte.

Rosina hatte gar kein Geld. Aber auf die immer dringender werdenden Ermahnungen der Heiligen machte sie sich auf den Bittgang bei ihren Nachbarn und brachte dank ihrer glühenden Überredungsgabe im Lauf eines Jahres das Geld zusammen, um den Maler, den ihr die Heilige bezeichnet hatte, zu bezahlen. Dieser malte denn auch ein sehr schönes Bild der Heiligen, genau ihren Wünschen entsprechend.

Als der große Tag gekommen war, um das Bild in die Kirche zu tragen und es in einer von der Heiligen bezeichneten Kapelle aufzustellen, machte sich Rosina in Begleitung ihrer begeisterten Anhänger auf den Weg. Die kleine Prozession drang psalmodierend unter Vorantragung des Bildes in die Kirche ein, um das Bild an seinen ihm bestimmten Platz zu bringen. Sie hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Und dieser Wirt war niemand Geringeres als der heilige Joseph, dem die Kapelle geweiht war.

Die Priester der Kirche nahmen heftig für ihren Patron Partei: was sich die heilige Renata, die doch nur eine Heilige zweiten Ranges sei, wohl einbilde, den heiligen Joseph verdrängen zu wollen, der doch der santissima Madonna ganz nahe stünde.

Der Streit endete damit, daß die arme Rosina, von ihren Anhängern verlassen, das Bild unter Tränen heimtragen

mußte. Als sie ganz aufgelöst vor Schmerz ihr Zimmer betrat, erschien ihr die heilige Renata bebend vor Zorn und versetzte ihr mit der Faust einen solchen Stoß in die Magengegend, daß die verzweifelte Rosina drei Wochen lang keinen Bissen hinunterschlucken konnte.

Diese Geschichte rief eine lebhaftere Diskussion in unserer kleinen Tafelrunde hervor. Der sizilianische Student, für den der Atheismus noch den Reiz der Neuheit hatte, erieferte sich über diesen niederträchtigen Aberglauben und über die blöde Rosina mit ihrer Heiligen, die sich wie eine Waschfrau benommen habe. Auch beide Damen ergriffen Partei gegen die Heilige, die sie auf jede Weise verächtlich machten. Ich sagte ihnen: „Seien Sie vorsichtig, man kann nie wissen, in Neapel ist die heilige Renata sehr mächtig.“ Darauf wurde ich von der ganzen Gesellschaft verhöhnt.

Als ich aber am nächsten Tage bei Tisch erschien, fand ich eine ganz andere Szene vor. Die Schweizerin lag mit einem gastrischen Fieber zu Bett. Der Student hatte sich in der Nacht auf einem dunklen Hof eine Wagendeichsel in den Magen gerannt und konnte keinen Bissen hinunterwürgen. Und auch Frau Meyer sah blaß aus und litt an Magenschmerzen.

Nachher behaupteten alle, ich hätte sie hypnotisiert, denn die Macht der Heiligen wollten sie nicht anerkennen. Und doch hatte offensichtlich sich die heilige Renata in allen drei Umwelten eingenistet und übte ihre Rache aus.)—

Nach einer Pause, in der wir uns schweigend den Wonnen einer südlichen Sternennacht hoch über dem Meere hingeeben hatten, setzte mein wißbegieriger Vetter seine Befragung unseres neapolitanischen Gewährsmannes fort:

„Haben die Heiligen auf den Charakter der Neapolitaner einen veredelnden Einfluß ausgeübt, oder sind es die Neapolitaner, die auf den Charakter der Heiligen einwirken?“

„Ich glaube das letztere“, meinte Cortese, „denn die Neapolitaner sind sanfter als ihre Heiligen.“

„Sanft“, fuhr Hahn auf, „und das sagen Sie von den Bewohnern einer Stadt, in der die Camorra herrscht. Sehen Sie dieses silberne Portecigar hier. Daß war mir in der Chiaia, wo immer ein tolles Menschengewimmel herrscht, aus der Tasche gestohlen worden. Ich wandte mich an die Polizei, und diese riet mir, bei dem Obercamorristen des Vomero, dem Cafetier Bepino, anzufragen. Und wirklich erhielt ich nach einer angemessenen Belohnung des Diebes mein Eigentum zurück. Der Dieb hatte es dem Silbercamorristen von Neapel ausgeliefert, und dieser sandte es auf Anforderung dem Vomero camorristen zu. Es muß eine bis ins letzte ausgebildete Organisation von Gaunern in Neapel geben, mit der sich die Polizei abgefunden hat.“

„Ja“, sagte Cortese, „die Camorra funktioniert tadellos. Jeder Bauer muß, um seine Früchte oder Eier verkaufen zu können, einen Teil seiner Ware am Stadttor dem diensttuenden Camorristen abliefern. Und ebenso bewacht ein Camorrist jeden Fischzug und zwingt die armen Fischer, einen Teil ihrer Beute ihm zu überlassen. Die Camorristen sind sehr leicht mit dem Dolch bei der Hand, und so finden sie keinen Widerspruch. — Aber das beweist gerade die Sanftmut des größten Teiles der Bevölkerung, die sich diese Tyrannei ruhig gefallen läßt. Wenn Sie die Neapoli-

taner auffordern würden, sich zur Wehr zu setzen, so würden sie Ihnen antworten: „Non siamo eroi“ (Wir sind keine Helden).

In der Revolution von 1848 bauten die Bewohner der Innenstadt in der Nacht Barrikaden, aber als am Morgen die Schweizergarde des Königs ausrückte, war niemand da, um die Barrikaden zu verteidigen. Eine Handvoll entschlossener und brutaler Leute wird immer imstande sein, Neapel in Schach zu halten.“

„Aber es gibt brutale Sitten“, fiel ich ihm ins Wort, „die mir gar nicht zur Sanftmut zu passen scheinen. Vor gar nicht langer Zeit war ich Zeuge einer dramatischen Szene, die sich in einem der elegantesten Stadtviertel zutrug. Mitten auf der Straße stand ein wild aussehender junger Mann und hielt drohend ein blutiges Rasiermesser über seinem Haupte. Das Opfer dieses Messers war ein schönes starkes Mädchen, dessen Wange von Blut überströmt war. In der Hand hielt sie einen Besen, den sie wohl bei der Abwehr ergriffen hatte und mit dem sie nun in pathetischer Geste hin und her lief. Wie eine große Tragödin auf der Bühne rief sie laut klagend die Teilnahme der Zuschauer an ihrem Schicksal heraus. Was der ganzen Szene eine grotesk-komische Note verlieh, war das Verhalten ihrer Friseurin, die ihr überall nachfolgte und dabei die Haare der tragischen Heldin weiterflocht, als wäre gar nichts vorgefallen. Sie hätte, zur Rede gestellt, bestimmt versichert: sie habe von dem ganzen Vorfall nichts gemerkt.“

„Was Sie gesehen haben“, sagte Cortese, „sah viel schlimmer aus, als es wirklich war. Es war durchaus kein lebensgefährliches Attentat, sondern nur die Zeichnung

der Geliebten, deren Treue man nicht ganz sicher ist. Der Schlag mit dem Rasiermesser soll bedeuten: Wer meiner Geliebten zu nahe tritt, hat es mit mir zu tun.

Ihre Beobachtung des Gebarens der Friseurin ist ganz richtig. Für den Neapolitaner gibt es nur eine ganz große gesellschaftliche Verfehlung: sich in Dinge einzumischen, die einen nichts angehen.

Das Zeichnen der Geliebten mit dem Messer ist ein uralter Brauch, und die Gezeichneten sind später stolz darauf. Die Narbe im Gesicht ist ein Beweis dafür, wie sehr sie geliebt worden sind.“

„Ihre Deutung des Vorfalles“, erwiderte ich, „läßt ihn in viel milderem Licht erscheinen. Er ist dem Duell zu vergleichen, das mit seinen strengen Vorschriften auch einen Sieg der gesellschaftlichen Formen über die hemmungslose Leidenschaft bedeutet. Dann müssen aber die Gesetze der Gesellschaft in Neapel sehr mächtig sein.“

„Das sind sie auch“, fuhr Cortese fort, „sie beherrschen das ganze Leben des Volkes. Es gibt genaue Vorschriften für den Sterbefall eines Verwandten in genauer Abstufung nach dem Verwandtschaftsgrade. Ganz umständlich sind die Hochzeitsgebräuche. Die Hochzeit findet immer unter dem Patronat eines reichen Bekannten statt, der die Braut zur Kirche führt und sich mit einem angemessenen Geschenk an der Feier beteiligt. Vor allem hat er die Aufgabe, das junge Paar ein paar Tage nach der Eheschließung in einem geschmückten Wagen spazierenzufahren und die Neuvermählten der Öffentlichkeit zu zeigen. Dieses Ehepatronat ist ein Ehrenposten, den niemand ablehnen darf.

Die jungen Mädchen aus bürgerlichen Kreisen dürfen

nie mit einem jungen Mann auf der Straße allein angetroffen werden, sonst ist ihr Ruf dahin. Die Ehe wird nach ganz strengen Standesregeln geschlossen. Vor wenigen Monaten ereignete sich ein tragischer Fall, der zeigt, wie tief eingewurzelt diese Vorurteile im Volke sind. Ein Pferdeknecht der Trambahn — ein Teil der Tram wird, wie Sie wissen, noch von Pferden gezogen — hatte sich mit Zustimmung seiner Eltern mit einer kleinen Wäscherin verlobt, und die Hochzeit sollte binnen kurzem stattfinden; da wurde der junge Mann zum Kutscher der Trambahn befördert. Nun erklärten seine Eltern die Ehe für unmöglich. Er gehöre jetzt einem viel höheren Stande an, und diese Mesalliance würden sie nie zugeben. Der junge Mann, der weder seine Braut verlassen wollte noch ungehorsam gegen seine Eltern sein konnte, sah keinen Ausweg und nahm sich in seiner Verzweiflung das Leben.

Im alten italienischen Adel herrscht noch der römische Begriff der Familie, der die ganze Dienerschaft mit umfaßt. Auch in Neapel wird eine junge Duchessa keine Verlobung eingehen, bevor der alte Familienkutscher sein Gutachten über den Freier abgegeben hat.

Hier liegt das altrömische Erbgut offen zutage, das auch heute das moralische Rückgrat der Nation bildet — das Treueverhältnis zwischen Patron und Klient.

Wo die Grundherren noch selbst auf dem Lande leben, herrscht dies Treueverhältnis zwischen ihnen und ihren Bauern. Es herrscht auch zwischen dem Offizier und seiner Mannschaft. Ja selbst in der Politik spielt es eine ausschlaggebende Rolle. Der Deputierte ist der Patron seiner Wähler, die für ihn durch dick und dünn gehen und er für sie.“

„Jetzt verstehe ich auch“, fiel ich ein, „die merkwürdigen Wahlplakate, die soeben in Neapel die Wände bedecken. ‚Elegete il Marchese Dungaro l’amico d’ogni occasione‘ (Wählt den Marchese Dungaro, den Freund bei jeder Gelegenheit). Was nichts mit einer Parteipropaganda zu tun hat. Auch weiß ich, daß sich die Angestellten der Zoologischen Station an keiner Wahl beteiligen, weil Professor Dohrn nicht als Wahlkandidat auftritt und sie daher die ganze Wählerei nichts angeht.“

„Wie leicht sich das Verhältnis vom Patron zum Klienten in Neapel knüpft“, fügte Hahn hinzu, „sieht man daraus, daß der Kutscher, der einen einmal gefahren hat, einen beim nächsten Male als Padrone anredet, der ihn wieder nehmen muß. Die andern Kutscher treten dann ganz selbstverständlich zurück, denn sie respektieren dies Verhältnis.“

„Daraus geht hervor“, sagte ich, „daß der Neapolitaner nur das Verhältnis von Mensch zu Mensch kennt und anerkennt. Dem Staat als einem abstrakten Wesen steht er kalt, ja feindlich gegenüber. Als Dohrn den Auftrag gab, ein neues Netz für den Fischfang zu kaufen, brachte ihm der Oberfischer ein Netz mit dem Bemerken, es koste gar nichts.“

„Woher hast du es?“ fragte Dohrn erstaunt. — „Ich habe es aus dem Arsenal mitgenommen.“ — „Aber das ist doch Diebstahl“, meinte Dohrn. — „Wieso Diebstahl?“ erwiderte der Fischer, „es gehört doch dem Staat, der uns dauernd beraubt.“

„Diese neapolitanische Denkweise liefert den Schlüssel für das Verständnis altgriechischen Empfindens“, führte jetzt Hahn aus. „Als der Tyrann von Syrakus, Dionysos,

um die Hand einer vornehmen Dame aus Rhegium angehalten hatte und schnöde abgewiesen worden war, überfiel er die Stadt, verbrannte sie und führte die Einwohner als Sklaven mit sich fort. Keine Hand rührte sich auf Sizilien, denn jeder konnte es dem Tyrannen nachfühlen, daß er für seine beleidigte Ehre Rache nehmen mußte.

Als aber später der römische Feldherr Marcellus dreihundert Leontiner Söldner, die zum Feinde übergegangen waren, abfing und nach römischem Recht kaltblütig hinarbeiten ließ, brach in ganz Sizilien wegen dieser ‚unmenschlichen Handlungsweise‘ der Aufstand aus.

Der Mensch ist alles, seine Empfindungen kann man nachfühlen, aber eine Institution ist nichts anderes als ein herzloses Ungetüm.

Was würden die Griechen zu unserem Maschinenzeitalter gesagt haben?“

„Sie würden es ebensowenig mitgemacht haben“, erwiderte Cortese, „wie die Neapolitaner von heute. Für den Neapolitaner ist auch die größte und komplizierteste Maschine nichts als ein mehr oder weniger brauchbares Werkzeug eines bestimmten Menschen. Die Bewunderung der Maschinen, wie sie jetzt in Europa und besonders in Amerika üblich ist, finden sie einfach lächerlich. Für den Fortschritt der Technik haben sie nur ein Achselzucken. Ja, wenn es einen Fortschritt der Menschen gäbe, das wäre etwas anderes. Aber an den glauben wir nicht. Die Menschen der früheren Zeitalter hatten sicher die gleichen Tugenden und Laster wie wir.

Uns kann keiner mit den schönsten Theorien ein X für ein U machen. Wir kennen uns im Menschlichen aus, und

davon hängt letzten Endes doch alles ab. Wissenschaft ist gewiß etwas Schönes, aber Menschenkenntnis ist mehr wert. Und darin sind wir Meister. Wir fürchten darum auch keine Konkurrenz. In Neapel ist der Antisemitismus unbekannt: „Noi siamo piu furbi di loro“ (Wir sind schlauer als die Juden), wird Ihnen jeder Neapolitaner antworten.“

„Ja“, sagte ich, „an Intelligenz in allen menschlichen Dingen sind die Bewohner dieser wunderbaren Stadt von niemand zu übertreffen. Das beweist uns jeder Straßensjunge. Mein kleiner siebenjähriger Freund, der Zündholzverkäufer vor dem Restaurant Starace, renommierte damit, daß er ausgezeichnet lesen könne. Als ich ihn aufforderte, die Inschrift des Restaurants zu lesen, erklärte er, das könne er nicht, die Buchstaben seien viel zu groß. Seine Buchstaben seien piccerille piccerille (klitzeklein) und daher ganz andere. Als ich im vergangenen Jahre von ihm Abschied nahm, lehrte er mich aus Dankbarkeit für manchen geschenkten Soldo die einzige Kunst, die er beherrschte, die Kunst, beim Zündholzverkauf zu betrügen.“

„Die Neapolitaner“, nahm Cortese die Schilderung seiner Landsleute wieder auf, „sind ebenso fleißig wie intelligent. Da sich das Leben auf der Straße abspielt, kann man sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß die kleinen Handwerker, die Schuster, Schneider oder Wäscher, vom frühen Morgen bis zum späten Abend an der Arbeit sind. Sie verrichten ihre Arbeit in Fröhlichkeit, denn sie hassen die Arbeit nicht, obgleich sie gerne ihre Arbeit gegen das Genußleben eines Signore eintauschen würden.“

Das dolce far niente (das süße Nichtstun) der Neapolitaner ist eine Fabel, die die Fremden aufgebracht haben.

Wenn die Fremden einen Fischer, der die ganze Nacht gearbeitet hat, in der Sonne schlafen sehen, glauben sie, das sei seine einzige Beschäftigung.

Freilich, an das Sammeln von Schätzen denkt der Neapolitaner nicht. Wenn er einmal überflüssiges Geld hat, so wird er sich gerne mit seiner Familie und guten Freunden einen frohen Tag machen.

Dafür hofft er die ganze Woche lang auf den kommenden Sonnabend, daß ihn die Ziehung der Staatslotterie zum reichen Manne machen möge. Wenn er drei oder gar vier Nummern richtig gesetzt hat, erhält er auf den Einsatz von ein paar Soldi ein kleines Vermögen ausgezahlt. Er braucht nur richtig zu träumen, denn jeder Traum bedeutet, wie ihn sein Traumbuch belehrt, eine bestimmte Nummer.

Ein kleiner Priester, der im Geruch stand, hellseherische Träume zu haben, wurde von ein paar entschlossenen Burschen eine Woche lang eingesperrt und mußte ihnen seine Träume erzählen. Es war sein Glück, daß wirklich zwei Nummern richtig herauskamen, sonst hätte er fürchterliche Prügel bekommen.

Der arme Mann beneidet auch in Neapel den Reichen, aber er ist weit davon entfernt, diesem einen Vorwurf daraus zu machen, wenn er sein Leben in vollen Zügen genießt. Der Lebensgenuß ist ja der Zweck des Reichtums, der diesen erst erstrebenswert macht.

Weiter Geld verdienen zu wollen, wenn man bereits genug hat, um sein Leben angenehm zu gestalten — das ist wirklich unmoralisch und dumm.

„Ich habe jetzt genug geredet“, sagte Cortese, „nun erzählen Sie von Ihren Erlebnissen in Neapel.“

„Den ersten Eindruck“, begann ich, „habe ich von der neapolitanischen Volkseele erhalten, als ich auf einem Spaziergang in ein Dorf nahe dem Posilipo geriet und, durstig geworden, eine Orange an einem Fruchtstand kaufen wollte, den eine sehr dicke Frau innehatte. Sie verlangte von dem Fremden den unverschämten Preis von einer Lira. Ich sprach noch kaum Italienisch und bemerkte bescheiden: ‚Mi pare troppo caro‘ (es scheint mir zu teuer), worauf sie in ein Zetergeschrei ausbrach und das ganze Dorf aufrief gegen den Fremden, der die armen Leute ausbeuten wolle. Von allen Seiten sammelte sich das Volk und nahm eine drohende Haltung gegen mich ein. Ich winkte um Ruhe und sagte: ‚Guardatela e gia tanto grossa, se fa cosi buoni affari crepera‘ (Seht sie an, sie ist schon dick, wenn sie so gute Geschäfte macht, wird sie platzen).

Ich werde nie den Wechsel im Ausdruck der Verkäuferin vergessen, die wutverzerrten Mienen glätteten sich, sie strahlte mich beseligt an und wäre mir am liebsten laut lachend um den Hals gefallen. Die Wirkung meines Witzes auf alle Umstehenden war großartig. Sie riefen freudig erregt: ‚Il signore non e un forestiere, il signore e di qua‘ (Der Herr ist gar kein Fremder, der Herr ist von hier). Die Orange kostete einen Soldo.

Jahre darauf, als ich Neapel gut kannte, habe ich das gleiche Experiment einem Freunde, der sich für die Neapolitaner interessierte, vorgemacht.

Vor dem Grand Hotel thronte auf dem Bock eines tadellosen Wagens ein Droschkenkutscher und sah mit stolzer Camorristenmiene auf die Fremden herab. Ich trat an ihn heran und fragte stotternd, indem ich immer im Baedeker

nachlas: ‚Quanto costa al Pósilipó?‘ (Wieviel kostet es nach dem Posilipo?), mit falscher Betonung.

‚Quaranta Lire‘ (vierzig Lire) – ein unmöglicher Phantasiepreis.

Wieder stotterte ich: ‚E troppo caro.‘ Darauf warf sich der Kutscher in Positur und hielt eine Rede, die jede Volksversammlung begeistert hätte, über den Geiz und die Niedertracht der Fremden. Ich sah ihn mit einem Augenzwinkern an, machte mit der Hand die Bewegung, daß eine Schraube los sei, und sagte in echtem Neapolitanisch: ‚Sii pazzo mascalzone‘ (Du Lump bist verrückt).

Sofort unterbrach er seine pompöse Rede und rief beglückt: ‚Il signore vuol scherzare. Accomodatevi – non costa niente‘ (Der Herr will nur scherzen. Nehmen Sie Platz. Es kostet gar nichts).“

„Da haben Sie beide Male“, lachte Cortese, „den Punkt getroffen, der jeden Neapolitaner beglückt – den Scherz. Dies Volk begeistert sich bis zum letzten Bettler hinab für jeden Scherz, besonders wenn er von einem Signore ausgeht, denn damit stellt er sich mit ihm auf die gleiche menschliche Stufe. Einem Scherz öffnen sich alle Herzen.

Wo finden Sie das sonstwo auf der Welt? Andere Völker sind gleich beleidigt, wenn man einen Scherz macht, der auf ihre Kosten geht. Aber das Volk von Neapel ist durchtränkt mit Humor. Ist doch der ewige Spaßmacher, der Pulcinello, eine rein neapolitanische Erfindung. Haben Sie ihn je auf der Bühne auftreten sehen?“

„Gewiß“, erwiderte Hahn, „in einem der winzigen Theater, die tief im Gewirr der Nebenstraßen stecken, haben wir den Pulcinello kennengelernt und seine Wirkung

auf das Publikum beobachtet. Man sitzt dort beinahe mit auf der Bühne. Jedenfalls spielt man aus vollem Herzen mit und bejubelt die Witze des Pulcinello.

Der Pulcinello trat in der traditionellen schwarzen Halbmaske auf und hob sich dadurch von allen Mitspielern deutlich ab. Das Stück begann damit, daß der Pulcinello in das Haus eines reichgewordenen Senatore eingeführt wurde, der früher Salamihändler gewesen war. Die schöne, tief dekolletierte Tochter des Senatore empfing den sonderbaren Gast mit einem tiefen Knicks. Dieser aber kniff sie sogleich in die weiße Schulter. Empört fuhr ihn die Dame an, was er sich unterstehe? ‚Ich wollte nur einen Floh fangen‘, entschuldigte sich Pulcinello (was im Volksmunde soviel wie Flohfänger bedeutet). — ‚Noch schlimmer‘, sagte die mit Recht entrüstete Dame. — ‚So, so‘, sagte Pulcinello ernst, ‚e prohibita la caccia‘ (Jagen hier verboten — eine Aufschrift, die sich in den meisten Gärten Neapels findet). ‚Peccato, che bel terreno per la caccia‘ (Schade um das schöne Jagdterrain).

Darauf wurde er dem Senatore vorgestellt, den er mit dem Ruf der Wursthändler: ‚Salumi, Salami‘ begrüßte. Der Senatore schrie ihn wütend an, worauf Pulcinello sagte: ‚Entschuldigen Sie, Exzellenz, ich komme eben aus Konstantinopel, da begrüßen sich alle Leute mit Salami‘. (Saalam: türkisch = Friede, Salami: italienisch = Eselswurst.)

Nun empfing der Senatore die Vertreter eines Wohltätigkeitsvereins, die ihn zu ihrem Präsidenten erwählt hatten. Er hielt eine geschwollene Rede und sagte zum Schluß: ‚Unser Wahlspruch fürs Leben soll lauten . . .‘ — ‚Salumi, Salami‘, rief begeistert Pulcinello.

In diesem Stil ging das Stück weiter, das vor allem dazu diente, dem Pulcinello Gelegenheit zu geben, unpassende Witze zu machen und allen Leuten, die sich einbildeten, etwas Besonderes zu sein, eins aufs Dach zu geben. Der Pulcinello scheint mir ein lebendig gewordener Protest der Neapolitaner gegen alle Unnatur zu sein.“

„Gewiß ist er das“, bestätigte Cortese die Vermutung Hahns, „aber ich muß leider gestehen, daß für meine Landsleute die Unnatur viel eher beginnt als bei den übrigen Europäern. Der Neapolitaner haßt im Grunde seiner Seele eigentlich jede äußere Ordnung. Und das ist es, was ihm nicht bloß die Ausländer, sondern auch die übrigen Italiener zum Vorwurf machen, die übrigens der echte Neapolitaner auch zu den ‚Forestieri‘ rechnet.“

„Der Vorwurf der Auflehnung gegen die äußere Ordnung“, meinte Hahn, „wäre nicht schlimm, wenn man annehmen dürfte, daß die Neapolitaner nach festen inneren Grundsätzen handelten. Denn eine sichere innere Einstellung bedarf einer äußeren Stütze nicht und wird jede ihr aufgezwungene Ordnung ablehnen.“

„Ich fürchte“, lächelte Cortese, „daß die Neapolitaner keine festen Grundsätze kennen.“

„Diese würden auch gar nicht zu ihnen passen“, warf ich ein. „Ein Neapolitaner gleicht meiner Meinung nach am ehesten einem Vogel, der aus eingeborenem Drang sein Lied herausschmettert, ohne auf die Regeln irgendeiner allgemein anerkannten Kunst zu achten, da er nur seine eigene Kunst kennt und anerkennt.“

„Ich glaube, wir werden mit diesem Beispiel“, erwiderte Cortese, „dem Neapolitaner doch nicht gerecht; dazu lebt

er zu bewußt und selbstbewußt. Wir werden aber die nötige Klarheit gewinnen, wenn wir die Dinge und ihre Beziehungen beachten, die seine Welt erfüllen. Wir haben bereits festgestellt, daß er in erster Linie die Landschaft, in der er lebt, in ihrer vollen Schönheit genießt, dazu die beseligte Sonne und das ewig blaue Meer. Dann haben wir gesehen, daß in seiner Welt Beziehungen lebendig sind, die man als magische bezeichnen kann. Denken Sie nur an die Wirkungen der Jettatura. Eine große Rolle spielen die Heiligen in seiner Welt, die jeden Tag vom Himmel herabkommen können, um mit ihm zu reden. Von seinen Träumen erwartet er Weisungen, die ihm Glück bringen sollen, damit er den ersehnten Reichtum gewinne, der es ihm gestattet, seinem heiteren Naturell in frohem Lebensgenuß in dieser schönen Welt die Zügel schießen zu lassen.

Gebunden fühlt er sich innerlich durch die engen Familienbände, die ihm am Herzen liegen, und durch sein tiefempfundenes Treueverhältnis zu seinem Patron, gebunden aber auch an die durch Tradition geheiligten Sitten und Gebräuche.

Daß er fleißig arbeiten muß, um sein Brot zu verdienen, solange ihm noch keine Reichtümer in den Schoß gefallen sind, ist ihm selbstverständlich. Deshalb wird er nicht mürrisch, sondern bleibt allen menschlichen Beziehungen zugänglich und teilt mit allen Mitmenschen ihr Leid und ihre Freude, die er mit seinem Humor verschönt.

Aber alles dies hilft uns noch nicht zum Verständnis der Welt des Neapolitaners, die dauernd von einer Macht überschattet wird, die weit alles bürgerliche Leben überragt. Und diese Macht geht aus vom Vesuv.

Sie werden gelegentlich Neapolitaner beobachten können, die nach dem Vesuv hinüberblicken und sich darin einig sind: ‚Dies ist unser Feind.‘

Wenn dieser Feind zu grollen beginnt, dann füllen sich die Kirchen. Denn als Abwehrmittel gegen ihn gibt es nur eines – das Gebet.

Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß der gewaltige Berg nur einmal Ernst zu machen braucht, und Neapel ist verloren. Es steht in seiner Macht, einen Aschenregen über die Stadt niedergehen zu lassen, der den Tag in tiefste Nacht verwandelt und der unter seiner Decke alles Lebendige erstickt. Er kann Erdbeben erzeugen, die den Erdboden, auf dem die Häuser stehen, spaltet, und er kann Feuerströme ausspeien, die mit ihrer gewaltigen Hitze Feuersbrünste erzeugen, gegen die alle menschliche Hilfe versagt. Dies ist keine eingebildete, sondern eine wirkliche Gefahr, unter der wir Neapolitaner unser Leben hinbringen wie unter einem Damoklesschwert.

Der furchtbare Berg scheint von einem Dämon bewohnt, der das feurige Blut der Erde – die Lava – von Zeit zu Zeit in die friedlichen, dichtbesiedelten Täler hinabsendet, um die Bewohner Neapels an seine Macht zu erinnern.

Die Kirche hat es verstanden, die dauernde Angst vor diesem Dämon zu bannen, indem sie ihn zum Rang eines Heiligen erhob. So ist der heilige Januarius der Herr des Berges geworden, mit dem die Kirche einen Pakt abgeschlossen hat.

Solange am ersten Sonntag im Mai der Heilige sein Wunder verrichtet und sein eigenes Blut, das trocken in einer Glaskugel ruht, wieder zum Leben erweckt und

flüssig werden läßt — so lange ist Neapel für ein Jahr vor seinem Zorn sicher.

Sie haben selbst die eindrucksvolle Feier im Dom von Neapel miterlebt, wenn das heilige Gefäß, umgeben von Lichtern, auf dem Altar steht, vor dem der Erzbischof in seinem weißen und roten Prachtgewande kniet. Ringsum stehen fünfzig silberne Heilige, die im Kerzenlicht funkeln. Ein Chor von Priestern ruft den Heiligen in gleichbleibendem Rhythmus an: ‚San Gennaro, ora pro nobis‘, und allmählich breitet sich dieser Ruf um Hilfe über alle Anächtigen aus, die den weiten Dom bis zum letzten Platz füllen. Immer angstvoller wird der Ruf, wenn Stunde um Stunde verrinnt. Mit kreischenden Stimmen schreien alte Weiber dazwischen, die als Verwandte des Heiligen das Recht haben, ihn zu ermahnen und zu beschimpfen.

Ein Pulsschlag gemeinsamen Lebens geht durch die Kirche, denn es geht um ein allen gemeinsames furchtbares Schicksal, das vielleicht durch kein Bitten abgewandt werden kann.

Dann ertönt das ersehnte Glockenzeichen, der Erzbischof hebt den heiligen Gral empor, in dem das Blut aufkocht. Das Wunder ist geschehen, die Stadt ist gerettet.

Ich frage Sie, meine Herren, können die Menschen, die dieses Wunder mit voller Inbrunst erlebt haben, jemals Spießbürger werden?

Ein Spießbürger ist ein Mensch, der den Alltag anbetet und sein kleines bürgerliches Wohlbefinden verewigen möchte.

Der Neapolitaner kennt keinen Alltag. Jeder Tag fängt für ihn neu an, denn er kann der letzte sein. Deshalb muß er durchlebt werden bis in seine tiefsten Tiefen hinein, in

Liebe und Haß, in Bewunderung und Glück, in Rausch und Schönheit. — Denn Gott steht vor der Türe.

Und da kommen die Fremden mit ihren kleinbürgerlichen Einwänden gegen unsere Sitten und ihren winzigen Maßstäben, die viel zu klein sind gegenüber unserem großen Erleben — mit ihrer Pedanterie und ihrem unerträglichen Besserwissen. Am liebsten würden wir ihnen zuzurufen: „Hinaus mit euch!“

Der alte Herr hatte sich warm geredet. Dann wandte er sich voller Güte zu uns: „Das geht nicht auf Sie, meine Herren. Sie sind unsere Freunde und suchen uns zu verstehen. Deswegen reichen wir Ihnen in warmer Dankbarkeit die Hand.“

Eine tiefe Stille trat ein, unter uns sang leise das Meer, über uns strahlten die Sterne, aber jenseits des Bergrückens des Sankt Angelo färbte sich eine leichte Wolkenschicht rötlich im Widerschein des Feuers im Vesuv.

## INHALT

Einleitung. Was heißt Umwelt .....	9
I. Die eigne Umwelt .....	23
II. Friedrich Bienemann. (Der Papst seiner Umwelt) ..	47
III. Graf Alexander Keyserling oder die Umwelt des Weisen .....	55
IV. Ein Wolkenschatten. (Das Nichts als Umwelt) ...	71
V. Fedi Ditmar. (Entdeckungsreisen durch die Um- welten) .....	79
VI. Baron Koerhof. (Die Umwelt des Aristokraten) ...	105
VII. Die Natur spiegelt sich in den Umwelten von vier Naturforschern .....	113
VIII. Die Heiligen in der Umwelt des russischen Volkes	147
IX. Die russischen Juden in ihrer Umwelt .....	157
X. Alfred von Domaszewski. (Eine altrömische Umwelt)	169
XI. Fürst Philipp zu Eulenburg. (Der Rhythmus der Umwelt) .....	181
XII. Frauen und Umwelten. (Eine zweite Einleitung) ..	195
XIII. Die Umwelten dreier regierender Damen .....	205
XIV. Zauber einer gotischen Umwelt .....	245
XV. Die Umwelt der Neapolitaner .....	269

## BILDERVERZEICHNIS

1. Jakob Baron Uexküll als Ehrendoktor der Universität Utrecht .....	Titel
2. Berend Johann von Uexküll, Ritterschaftshauptmann und Gouverneur von Estland, der als erster in Estland die Leibeigenschaft aufhob .....	16
3. Baron Alexander von Uexküll, Stadthaupt von Reval, der Vater des Verfassers .....	24
4. Heimar, das Elternhaus .....	32
5. Sophie Baronin von Uexküll geb. Baronin von Hahn, die Mutter des Verfassers .....	40
6. Reval, Blick auf die Domkirche und den Domberg ...	48
7. Alexander Graf Keyserling, der Freund Bismarcks ...	56
8. Jakob von Uexküll als Knabe .....	64
9. Reval, Ordensschloß, Stadtmauer .....	80
10. Bernhard Baron Uexküll, Jugendbildnis des „blinden Onkels“ .....	88
11. Robert Bunsen .....	128
12. Baron Eduard Dellingshausen, der letzte Ritterschaftshauptmann, in Hofmarschallsuniform .....	152
13. Professor Alfred von Domaszewski .....	176
14. Fürst Philipp zu Eulenburg mit dem Sohn des Verfassers	184
15. Gräfin Luise von Schwerin mit ihrer Tochter, Schwiegermutter und Gattin des Verfassers .....	200
16. Rainer Maria Rilke .....	248
17. Clara Rilke, auf der Terrasse von Friedelhausen ihren Mann modellierend .....	248

wandten Raumhalbkugeln stößt. Baron Uexküll gibt zuerst die eigene Umwelt und ihr Entstehen, die Knabenzeit mit Eltern und der baltischen Heimat, den Vater, die Mutter: dann baut er die Welten der anderen auf, mit denen sein Raum zusammenstieß, sich überschneidet. Graf Alexander Keyserling, Bismarcks Freund, Naturforscher wie Bunsen und Anton Dohrn treten auf, Männer wie Rainer Maria Rilke und Philipp Eulenburg, – und immer neue Menschen und neue Welten. Auf Bunsens Spezialbühne tauchen Gauß und Weber auf; die weiblichen Umwelten bekommen ein reizend graziöses und ein lebendig porträtierendes Kapitel. – Ein Mann schrieb dieses Buch, der ein Mann ist und zugleich etwas bei uns sehr Seltenes fertig bekommen hat, nämlich aus der Welt seines Lebens und der seines Forschens und Denkens eins zu machen. Der Mensch und der Professor Uexküll sind ein einheitliches Ganzes, das sich in diesem Buch philosophischen Erinnerns in seiner Totalität spiegelt und ihm seinen besonderen Reiz und Seltenheitswert gibt.

*Deutsche Zukunft, Berlin*

# GERHART HAUPTMANN

## Im Wirbel der Ber

Est  
A-9208  
31616

Roman. Ausstattung von Hans Meid

Kartonierte 6.50, Leinen 7.50 RM

Der neue Roman Gerhart Hauptmanns hat zwei aufs engste miteinander verknüpfte Grundthemen: die Selbstdarstellung vom „Wirbel der Berufung“ aus des Dichters eigener Jugend und die Betrachtung der Kunstwelten von Theater und Dichtung mit ihrer geheimnisvollen Wirklichkeit wie mit ihrer Berührung zum Leben. Die Frage der Begnadung, Genie und Talent und die weltgestaltende Kraft der Dichtung werden mit ebensoviel künstlerischer Einsicht wie mit differenzierter psychologischer Deutung ergründet.

*Neue Leipziger Zeitung*

Hauptmann läßt das Geschehen in Granitz, einem kleinen Fürstentum im südlichen Rügen, spielen, das er sich offenbar aus Putbus und Schinkels Jagdschloß in der Granitz kombiniert hat. Ein Sommertheater, ein kunstfreudiger, gelähmter Fürst, eine romantische junge Prinzessin – ein etwas geheimnisvolles Quartier in der fürstlichen Gärtnerei, in das der auf Eheferien Erholung suchende Dr. Gotter einquartiert ist, und dazu die Schauspieler und Schauspielerinnen des fürstlichen Sommerbühnchens: aus diesen Gestalten und Requisiten baut sich die Geschichte auf.

*Deutsche Zukunft*

Reizvoll ist in dem Roman vor allem das überaus geschickte Gefüge der organischen Entwicklung, das Stimmungsmäßige, das um Hof und Theater, um Park und Landschaft liegt, die mancherlei tiefen Einsichten, die geistigen Perspektiven um die Rätsel der Hamlet-Gestalt.

*Kölnische Zeitung*

Es ist ein romantisches Buch, der Vielfalt der Erlebnisse vielfältig und mit wechselnder Dichtigkeit hingegeben. Aber immer, um Nähe und Ferne, spannt der Magier seinen Zauberkreis. Das ist das Geheimnis des Buches. Manchmal mit einem einzigen Satz verwandelt er die Welt. Die Beziehungen der Menschen, eben noch an eine Bühne, ein Kornfeld, ein Zimmer gebunden, werden weit und verlieren ihre Endlichkeit. Über ihnen wie ein Motto steht das Wort des alten Weisen: „Mein Leben war Magie“.

*Velhagen & Klasing's Monatshefte*

---

S. FISCHER VERLAG / BERLIN